

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR



JASON DARK

DER HEXENJÄGER
VON BLACKMOOR



JOHN SINCLAIR 34 - Der Hexenjäger von Blackmoor

Genehmigte Exklusivausgabe für Weltbild Verlag GmbH, Augsburg

Copyright © by Bastei Verlag, Bergisch Gladbach

Redaktion: Peter Thannisch

Titelbild: Vicente Ballestar/Norma, Barcelona

Einbandgestaltung: Arts&Grafix Peter Heller, Augsburg

Gesamtherstellung: Ebner Ulm

Liebe Leserin, lieber Leser!

Mit diesem Band der WELTBILD SammlerEdition JOHN SINCLAIR bringe ich Ihnen wieder drei wichtige Romane aus meiner John-Sinclair-Serie. Diesmal gibt es nicht nur ein schauriges Wiedersehen mit Jane Collins, Johns ehemaliger Gefährtin, die jetzt auf der Seite des Bösen steht, und mit der Oberhexe Wikka, ich stelle Ihnen auch einen neuen höllischen Gegner des Geisterjägers vor.

In dem Roman »Des Satans Tätowierer« hat der Dämon Arkonada seinen ersten Auftritt. Er ist ein Diener der Großen Alten, die schon mit dem Dämon Belphegor ihre Rückkehr auf die Erde vorbereitet haben, und geriet im Mittelalter mit dem Teufel in Konflikt und mußte die Welt der Sterblichen verlassen. Jetzt ist er wieder da, doch noch hat er seine vollen Kräfte nicht zurückgewonnen. Daher muß er sich einen Wirtskörper suchen, um seine Machtstellung zu erneuern. Arkonada hat auch noch eine Rechnung offen mit Myxin, dem Magier von Atlantis. Dieser und seine Gefährtin Kara, die Schöne aus dem Totenreich, haben sich zu den Flammenden Steinen, den flaming stones, zurückgezogen, und hier findet die neue Auseinandersetzung zwischen Arkonada und Myxin statt. Und natürlich sind John Sinclair und Suko mit dabei, um dem kleinen Magier gegen den Dämon zur Seite zu stehen.

Die beiden folgenden Romane sind ein weiterer Zweiteiler der Serie. In »Der Hexenwürger von Blackmoor« und »Wikkas Rache« sind die Oberhexe Wikka und Jane Collins, die selbst zur Hexe wurde, wieder mit von der Partie. Noch immer träumt Wikka davon, alle Hexen der Welt unter ihrer Führung zu vereinigen. So reist sie mit Jane ins Blackmoor, wo viele als Raben und Krähen verwandelte Hexen leben oder im Sumpf als Zombie-Hexen existieren. Gleichzeitig

kehrt der Hexenwürger von Blackmoor zurück, der schon vor Jahrhunderten gegen die Hexen kämpfte und dabei keinen Unterschied machte, ob diese wirkliche Hexen oder unschuldige Frauen waren. Ein teuflischer Folterknecht, in dessen Fänge Jane Collins gerät. Er will zudem den Hexenstein in seine Finger kriegen, mit dem er die Hexen vernichten kann, und als Wikka in Kontakt mit diesem Hexenstein gerät, erlebt sie eine furchtbare, grauenvolle Wandlung.

Liebe Freunde und Sinclair-Fans, ich hoffe, mit diesen drei spannenden Grusel-Abenteuern wieder eine gute Auswahl getroffen zu haben, um Sie schaurig zu unterhalten. Auf die WELTBILD SammlerEdition JOHN SINCLAIR bin ich wirklich sehr stolz, denn es ist eine einmalige Hardcover-Edition der wichtigsten Romane aus der Serie und gehört ins Bücherregal eines jeden Sinclair-Fans. Oft werden mir die Bände bei Autogrammstunden zum Signieren vorgelegt, und sicherlich werden Ihre Freunde Sie um diese besondere Sinclair-Sammlung beneiden. Wenn Sie Lust auf noch mehr Abenteuer des Geisterjägers John Sinclair verspüren, dann finden Sie meine neuesten Romane regelmäßig als Heftroman und Taschenbuch bei Ihrem Zeitschriften- und Bahnhofsbuchhändler.

Jason Dark

DES SATANS TÄTOWIERER

Der Tritt sprengte mit ungeheurer Wucht die Tür aus dem Schloß und schmetterte sie gegen die Wand, von der sie abprallte und von einem hochgestellten Fuß gestoppt wurde. Graues Dämmerlicht sickerte in den Raum, wo ein Mann vom Boden her in die Höhe schoß, seine Decke zur Seite schleuderte und zu seinem Revolver griff.

Es waren Reflexbewegungen, hundertmal eingeübt und einstudiert. Die Waffe deutete auf das Ziel und damit auf einen breitschultrigen Mann, der auf der Schwelle stand. Er war waffenlos!

Und er trug nur eine lange Hose und ein paar Schuhe. Sein Oberkörper war nackt.

Der Mann mit der Waffe schoß nicht. Er wartete lauernd ab und stützte sein rechtes Handgelenk. Bisher hatte er keinen Mord auf seinem Konto stehen, und für die Raubüberfälle auf die beiden Banken würde man ihn nicht lebenslänglich einbüchten. Zudem glaubte er, daß der andre kein Polizist war, denn die Bullen traten nicht mit bloßem Oberkörper auf, sondern stürmten in ihrer Berufskleidung heran.

»Bleib ja stehen!« zischte Zack Ival. »Und rühr dich nicht vom Fleck! Ich habe hier einen Bullenkiller auf dich gerichtet. Eine Kugel haut dich für immer von den Beinen!«

Der Ankömmling rührte sich nicht. Er bewegte nicht einmal die Augenbrauen. Breitbeinig stand er da, starre in das Zimmer und schien ins Leere zu blicken.

Zack Ival huschte einen Schritt zur Seite. Dann bückte er sich und raffte mit der freien Hand den Plastiksack in die Höhe. Das war seine wichtigste Beute. Sie sollte ihm für die nächste Zeit ein sorgenfreies Leben verschaffen. 78.000 Pfund waren schließlich nicht zu verachten. Trotz dieser Bewegung hatte er den Eindringling nicht aus den Augen gelassen. Die Mündung zielte nach wie vor auf die nackte Brust, und als Ival genauer hinschaute, glaubte er in deren Mitte einen seltsamen Fleck zu erkennen.

Er dachte nicht weiter darüber nach. Wichtiger war seine Flucht, denn er hatte nicht damit gerechnet, daß man das Versteck so rasch entdecken würde.

Zack Ival gelang es, den Beutel an seinem Griffende um das Handgelenk zu wickeln. So hatte er einen sicheren Halt, und er bewegte blitzschnell die Waffe.

»Los, geh zur Seite!«

Der andere rührte sich nicht.

»Weg von der Tür, verdammt!«

Jetzt erst gehorchte der Eindringling. Er wandte sich nach rechts, mußte dann stehenbleiben und sich umdrehen.

»Ich mache es jetzt wie die Bullen«, flüsterte Zack Ival.

»Einen Schritt zurück, die Arme hoch, und dann kannst du dich fallenlassen. Stütz dich an der Wand ab!«

Der Mann gehorchte. Überhaupt tat er alles, was ihm Zack Ival befahl.

Bei dem Bankräuber verschwand allmählich die Angst. Er schalt seinen ungebetenen Besucher sogar innerlich einen Trottel. Wie kam der Typ überhaupt auf die Idee, einfach in dieses Versteck einzudringen? Vielleicht suchte er selbst eins.

Als Zack daran dachte, begann er zu kichern. Ja, so mußte es sein. Danach bewegte er sich mit schleichenenden Schritten auf den Rücken des Mannes zu.

In die Augen des Bankräubers trat ein kaltes Leuchten.

Was jetzt kam, mußte sein. Daran führte kein Weg vorbei.

Einen Schritt hinter dem Mann stoppte er und bedeutete ihm noch einmal, sich nicht zu rühren. »Was jetzt folgt, wird wahrscheinlich weh tun, Meister, aber du hast es dir selbst zuzuschreiben!«

Während dieser Worte hatte er seinen rechten Arm angehoben, um mit dem Waffenlauf zuzuschlagen. Er wollte den anderen ins Reich der Träume schicken.

Der Hieb kam.

Sogar ein pfeifendes Geräusch war zu vernehmen. Danach

erfolgte ein dumpfer Schlag, als hätte jemand mit der Hand in eine weiche Knetmasse geschlagen.

Zack Ival sprang zurück. Er wollte sehen, wie der andere kippte. Und er riß die Augen auf, als das nicht geschah.

Der Kerl mit dem blanken Oberkörper blieb stehen. Trotz des fürchterlichen Treffers.

Zack Ivals Gesicht verzerrte sich. Unglaube stahl sich in seine Augen. Er schüttelte den Kopf, als hätte er selbst einen Schlag erhalten. Das war doch nicht möglich, das durfte es nicht geben, konnte einfach nicht wahr sein!

Ival war durcheinander. Der Kerl vor ihm stand wie ein Baum. Vorgebeugt, die Hände gegen die Wand gelehnt, doch er fiel einfach nicht um.

Zack überlegte, ob er einen zweiten Versuch wagen sollte. Es gab ja Typen, die konnten unheimlich viel einstecken, und noch bevor der Gedanke richtig Gestalt angenommen hatte, warf sich Ival schon vor und hämmerte zu.

Diesmal von der Seite.

Wieder traf er genau.

Abermals hatte er das Gefühl, gegen eine Wand aus Gummi geschlagen zu haben. Der Typ wurde zwar durchgeschüttelt, er fiel jedoch nicht von den Beinen.

Zack hätte vor Wut heulen können. Er stierte auf den Waffenlauf, in seinem Kopf überschlugen sich die Gedanken, und plötzlich wurde ihm klar, daß er es bei dem Typen nicht mit einem normalen Menschen zu tun haben konnte. Das war ein Roboter oder ein ähnliches Geschöpf. Man hörte und las ja schon so viel von einer Robot-Generation. Vielleicht hatte er hier einen Spezi vor sich.

Der Bankräuber hatte angenommen, sich den Eindringling vom Hals schaffen zu können. Nun war der umgekehrte Fall eingetreten. Ival war der Verlierer, der Geschockte.

Und er wollte weg!

Plötzlich zitterten seine Knie. Er merkte es, als er sich zurückzog. Auch die Hand mit der Waffe blieb nicht mehr

ruhig. Ival empfand es als ein Wunder, daß sich der Schuß noch nicht gelöst hatte, weil er doch so bebte.

Er ging auf die Tür zu.

Der andere stand weiterhin an der Wand, ohne sich zu rühren. Seine vorgestreckten Hände schienen mit ihr verwachsen zu sein. Wie es aussah, würde ihn niemand davon kriegen.

Selbst mit einer Kugel nicht.

Roboter konnte man damit nicht umlegen.

Kaum hatte Zack den Raum verlassen, als er sich über die verbarrikadierten Türen ärgerte. Bei seiner Ankunft hatte er das Versteck noch als ideal empfunden, nun fühlte er sich wie in einer Rattenfalle. Er mußte den gleichen Weg zurück, auf dem er hier eingedrungen war.

Über das Dach.

Das lag zwei Etagen höher. Es war ein Flachdach. Eine rostige Feuerleiter führte von seiner Kante an der Nordseite bis zu einem alten Schuppen hinunter, den Ival springend erreichen konnte.

Er hastete durch das Treppenhaus. Überall zeigte sich der Verfall. Auf den Stufen, an den Wänden, und die Decke war mit Rissen und Spalten übersät, Mauerwerk lag herum und bildete Stolperfallen.

In wenigen Wochen wollten die Abrißkommandos das Haus platt machen. Es war einmal besetzt gewesen. Polizei hatte es räumen müssen.

In der letzten Etage stolperte er fast über das Becken einer Toilette. Man hatte es aus einer kleinen Kammer herausgeschleudert, wie auch das runde Handwaschbecken.

Noch ein Treppenabsatz.

Zack Ival keuchte. Er warf manchmal einen Blick zurück, doch der andere verfolgte ihn nicht.

Das war gut.

Er sah das Dach. Und gleichzeitig auch die Leiter, die bis zu der offenen Luke reichte. Man hatte die Decke kurzer-

hand mit einer Hacke eingeschlagen und somit eine Öffnung geschaffen.

Die Leiter hielt sein Gewicht. Mit einer Hand nur mußte sich der Bankräuber festhalten, da er mit der anderen die wertvolle Beute an seinen Körper preßte.

Hauptsache, sie erwischten ihn nicht. Wenn er das hier hinter sich hatte, konnte er aufs Land fliehen und sich in irgendeiner Hütte für eine Woche verstecken.

Sein Kopf stieß durch die Öffnung. Er schaute erst gar nicht in die Runde. Nur weg aus diesem verdammten Haus, wo ihm seiner Ansicht nach das Grauen begegnet war. Er kletterte über den Rand, warf sich erschöpft zu Boden, blieb für einen Moment liegen und stützte sich erst dann hoch.

Dann hob er den Kopf.

Zack Ival sah die beiden Säulen schräg vor sich.

Zuerst glaubte er wenigstens an Säulen, bis er sie als die Beine eines Mannes identifizierte. Sein Blick wanderte höher, er sah einen nackten Oberkörper und auch ein Gesicht, das er sich noch vor Minuten genau angesehen hatte. Ein Eissplitter schien sich in seine Brust zu bohren. Der Mann vor ihm war derselbe wie aus dem Zimmer!

Wahnsinn, irre, verrückt!

Diese Begriffe schoßten durch Zack Ivals Kopf. Das konnte nicht möglich sein. Er hatte bewußt auf Verfolger geachtet und keine gesehen. Und jetzt stand er vor ihm.

Spuk? Eine Geistererscheinung? Halluzination?

Ival konnte es nicht sagen. Er dachte nicht mehr an seinen Revolver, sondern bewegte sich zur Seite, um von diesem schrecklichen Kerl wegzukrabbeln.

Der ließ Zack in Ruhe.

Der Typ stand breitbeinig wie eine Gestalt, die in schlimmer Kälte eingefroren war. Nichts rührte sich bei ihm, nur der Wind spielte mit dem Stoff der Hosenbeine.

Jedenfalls traf der andere keinerlei Anstalten, Zack Ival

anzugreifen, und das empfand der Bankräuber als günstig. Über die näheren Umstände wollte er erst gar nicht nachdenken. Gründe hätte er sowieso nicht benennen können, er nahm die Gestalt einfach hin und kroch vorsichtig zur Seite. Auf dem Dach war es dunkel. Der Widerschein hoher Industrieleuchten reichte nicht einmal mit seinen Ausläufern bis an dieses Gebäude, so daß dieses Hausdach wie eine düstere Insel wirkte.

Zack Ival kroch weiter. Er selbst verursachte kaum ein Geräusch, dafür der Plastiksack mit der Beute, als er über das Dach schleifte. Der Bankräuber beobachtete die Gestalt mit dem nackten Oberkörper aus den Augenwinkeln.

Noch immer stand sie auf dem Fleck. Sie ähnelte tatsächlich dem Kerl, den Zack im Haus gesehen hatte.

Vielleicht waren die beiden sogar identisch, obwohl er sich bei aller Liebe nicht vorstellen konnte, wie der Typ aus dem Zimmer auf das Dach gelangt sein sollte. Da hätte er schon an der Hauswand hochklettern müssen.

Auch das traute Zack ihm mittlerweile zu. Wenn jemand schon Schläge mit einem Revolverlauf vertrug, war eigentlich nichts unmöglich.

Endlich riskierte es der Bankräuber und richtete sich auf. Es kostete ihn Nerven, die Bewegungen langsam durchzuführen und nichts zu überstürzen. Sehr vorsichtig ging er zu Werke, erhob sich und zog wieder seinen Revolver, den er vorhin weggesteckt hatte. Die Mündung richtete er auf den Mann.

Der andere drehte sich um.

Zack kümmerte sich nicht darum. Solange ihm der Kerl vom Hals blieb und nicht angriff, war ihm das egal. Der Gangster schlich rückwärts. Er hatte sich die Stelle mit der Feuerleiter ungefähr gemerkt. Dort würde er wieder nach unten klettern, und sämtliche Vorzeichen wiesen darauf hin, daß der Typ mit dem bloßen Oberkörper nichts dagegen hatte.

Zwei Schritte weit ließ er Zack kommen, als er die beiden Worte aussprach. »Bleib stehen!«

Zack Ival zuckte zusammen, als hätte er einen Schlag mit der Peitsche erhalten. Im ersten Augenblick wollte er einfach wegrennen. Leider war die Entfernung zum Dachrand zu groß, der andere hätte ihn sicherlich eingeholt.

So gehorchte er.

Aber er hatte den Revolver. Darauf verließ er sich.

Er würde schießen, wenn er keine andere Möglichkeit mehr sah. Das hatte er sich fest vorgenommen.

Der Blick des Mannes brannte in Ivals Gesicht. Die Augen schienen zu Lanzen zu werden, die ihn durchbohren wollten. Dann sprach der Mann. Seine Stimme klang kalt, ohne Gefühl, als er sagte: »Du hast keine Chance, überhaupt keine ...«

Zack holte ein paarmal tief Atem. »Was willst du überhaupt?« flüsterte er. »Verdammt, laß mich in Ruhe!«

»Komm her!«

»Nein!«

Der andere lachte leise. Es war ein gefährliches Lachen, es durchdrang die Stille und hörte sich gespenstisch an.

Zack Ival konnte nicht vermeiden, daß ihm eine Gänsehaut über den Rücken kroch. Er fühlte so etwas wie Angst vor der eigenen Courage, sein Mund bewegte sich, die Lippen hatte er zurückgezogen, und er mußte mit ansehen, wie sich der andere in seine Richtung wandte und in Bewegung setzte.

»Ich schieße, wenn du nicht stehenbleibst!«

Der Mann mit dem bloßen Oberkörper kümmerte sich nicht darum. Nichts hielt ihn auf.

Ival war so konsterniert, daß er einen Schritt zurückging, auch noch einen nächsten, so daß die Distanz zwischen ihnen gleich groß blieb. Dann jedoch blieb er stehen und zierte mit seinem Revolver auf die breite, bloße Brust des anderen.

»Wenn du noch einen Schritt machst, schieße ich!« drohte er. Seine Stimme klang krächzend. Ein Beweis, daß er sich nicht sicher fühlte.

»Du kannst es versuchen!«

»Willst du sterben?«

»Versuch es!«

Der Kerl ist lebensmüde, dachte Zack. Aber war er das wirklich? Seine Stimme hatte so verdammt sicher geklungen, als würde ihm das alles nichts ausmachen.

Zack wurde nervös.

Er schaute sich um, obwohl es nichts zu sehen gab. Es war einfach die Folge seiner überreizten Nerven.

Okay, er hatte Banken ausgeraubt, aber einen Mord hatte er noch nicht auf dem Gewissen, das war ihm immer zu brisant gewesen.

Hier blieb ihm wohl nichts anderes übrig. Diesen Kerl mußte er mit einer Kugel erledigen. Zudem gab es weit und breit keine Zeugen. Wenn er den Typ erschossen hatte, konnte er verschwinden.

Eine letzte Warnung wollte er ihm noch zurufen.

»Geh nicht mehr weiter!«

Der andere schüttelte nur den Kopf. Er tat genau das Gegenteil. Jetzt gab es für Zack Ival kein Halten mehr. Für einen Moment verzerrten sich seine Gesichtszüge, in den Augen flammte es auf, und er drückte ab.

Die nächsten Sekunden erlebte er wie im Traum. Es war allerdings ein böser, unbegreiflicher Traum, und zwei Ereignisse liefen innerhalb von Sekundenbruchteilen zusammen.

Als Zack Ival abdrückte, veränderte sich die breite Brust des Kerls vor ihm. Auch bei diesem Typ war Zack der seltsame Fleck auf dem Oberkörper ins Auge gestochen. Der leuchtete auf einmal blau auf. Genau auf diese Stelle hatte er gezielt. Er traf.

Trotz des Knalls vernahm Zack Ival ein hohes singendes

Geräusch, als das Geschoß ins Ziel schlug. Den abgeprallten Querschläger konnte er nicht erkennen, er sah nur, daß der andere nicht zu Boden fiel, sondern auf den Beinen blieb. Er stand wie eine Eins!

Nur das Leuchten blieb. Es verstärkte sich sogar noch, und Zacks Blick wurde von diesem Fleck auf der Brust magisch angezogen. Er schaute sehr genau hin und erkannte die Umrisse eines Gesichts.

Nein, das war schon eine Fratze. Widerlich anzusehen.

Alle Bosheit ausströmend, die es überhaupt gab, und Zack wurde plötzlich klar, daß er gegen diesen Gegner den kürzeren ziehen würde. Der war selbst gegen Kugeln immun. Zack spürte, daß seine Knie weich wurden. Er sackte ein wenig ein, zielte noch einmal und schoß abermals.

Wieder traf er genau. Das Geschoß hieb in das Zentrum, aber es zerstörte nicht, sondern jagte ebenfalls als Querschläger davon.

Jetzt drehte Zack durch. In einem Anfall von Raserei begann er zu brüllen und schleuderte dem Kerl den seiner Ansicht nach wertlos gewordenen Revolver entgegen.

Er traf die Schulter genau in dem Augenblick, als sich der andere in Bewegung setzte.

Er wollte Zack Ival!

Wer zwei Revolverkugeln widerstand, der konnte auch nicht mit bloßen Fäusten besiegt werden. Das stand fest. Für Zack galt es nun, sein Leben zu retten, auch die Beute, wenn es ging. Noch rannte der andere nicht. Zack mußte es einfach packen! Zudem hatte er einen Vorsprung, und bis zum Dachrand war es nicht mehr weit.

Er startete.

Große Schritte brachten ihn voran. Er lief federnd, zudem vibrierte die Unterlage unter seinen Füßen. Die Feuchtigkeit lag wie ein leicht glitschiger Schleier auf dem Dach.

All das störte den Mann nicht. Zack Ival wollte nur weg und diesem Schrecken entfliehen.

Gefährlich nahe tauchte der Dachrand vor ihm auf. Jetzt mußte er stoppen, sonst würde er in die Tiefe fallen.

Ival warf seinen Körper zurück. Er hatte Mühe mit dem Gleichgewicht, riß die Arme hoch, breitete seine Beine aus und fand die entsprechende Standfestigkeit.

Er hielt sich.

Aber wo war die Leiter?

Sein Blick flog nach rechts und links. Durch die hastige und überstürzte Lauferei hatte er den eigentlichen Zielpunkt verpaßt, erreichte dann die Stelle und wunderte sich erst jetzt, daß er keine Schritte hinter sich gehört hatte. In gebückter Haltung drehte er den Kopf. Trotz der Angst war Zack Ival neugierig genug, um sehen zu wollen, was der andere tat und weshalb er ihn nicht verfolgte.

Der Mann mit dem bloßen Oberkörper hatte sich tatsächlich nicht gerührt.

Doch er reagierte!

Von einem Augenblick zum anderen schien seine Brust in Flammen gehüllt zu sein.

Blaues Feuer!

Zack riß weit die Augen auf. Er glaubte, verrückt zu werden, schüttelte den Kopf und merkte, daß er unter einem schrecklichen Bann stand. Er schien innerlich zu brennen. Das blaue Feuer, das der andere ausströmte, erfaßte ihn. Wenn auch nicht sichtbar.

Noch nicht, mußte man sagen.

Einen Lidschlag später verlor Zack Ival, der Bankräuber, fast den Verstand, als er sah, wie aus seiner Kleidung kleine Flämmchen schlugten.

Es waren bläuliche Finger, die sich in zuckender Bewegung befanden, auf jedem Flecken des Körpers einen wilden Tanz aufführten und ihn von Kopf bis Fuß einhüllten.

Zack Ival verbrannte in einem blauen Feuer!

Erst jetzt löste sich der Schrei!

Das Gefühl des Schmerzes, der Überraschung und des Grauens vermischten sich, und dieser Schrei jagte in den dunklen Nachthimmel. Wie eine Puppe stand er am Rand des Daches, hob die beiden von winzigen Flammen umloderten Arme und sah seine Umgebung durch den glosenden Schleier, der alle Perspektiven verzerrte.

Dem Bankräuber wurde in diesen Augenblicken klar, daß er sein Ende gefunden hatte.

Er schrie!

Es waren wahnsinnige Schreie, weit zu hören, und er warf sich in wilder Panik vor, wobei er zwangsläufig ins Leere trat, da er dicht am Dachrand stand.

Dann fiel er.

Ein von kleinen, blauen Flammen eingehüllter Mensch, der nicht einmal die Hitze des Feuers gespürt hatte und als er zu Boden schlug, schon tot war.

Aus, vorbei ...

Es gab keinen lebenden Zack Ival mehr ...

Dem Bankräuber war bei seinem letzten Überfall ein Mißgeschick unterlaufen. Er hatte seine Fingerabdrücke hinterlassen. Als Vorbestrafter war er natürlich registriert, und die Polizei hatte keine Mühe, herauszufinden, wer für den Überfall verantwortlich war.

Die Fahndung lief.

Man hatte Routine. Es war keine Großfahndung, sondern eine stille. Schnell fanden die Verantwortlichen heraus, in welcher Gegend sich Zack Ival herumtrieb.

Eine Polizeistreife erkannte ihn. Leider so spät, daß sie nicht mehr eingreifen konnte, aber sie schlug Alarm. Bald war durch die weiten Nachforschungen Zack Ivals Versteck bekannt.

Die Häscher sorgten dafür, daß man das Haus umstellte, und der Ring wurde sehr eng gezogen, so daß Zack Ival keine Chance mehr hatte, sich abzusetzen.

Er hörte nichts, er sah nichts. Die Polizisten glitten lautlos näher. Der Einsatz wurde zentral geleitet.

Zehn Männer hielten das alte Abrißhaus umstellt. Sie griffen noch nicht ein, denn sie wollten die Sache möglichst unblutig beenden. Ival würde bestimmt um sich schießen, wenn er sich in die Enge getrieben fühlte, und Tote wollte man vermeiden.

Der Einsatzleiter war ein Mann der Praxis und einer mit Nerven. »Den machen wir psychisch fertig«, hatte er gesagt, und sein Gesicht verzog sich dabei in die Breite. Er hieß Nick Preston und galt als Haudegen.

»Sollen wir die Bude stürmen?« fragte sein Assistent.

»Noch nicht.«

»Sie geben das Kommando?«

»Klar.« Preston grinste. »Außerdem ist Zack ein alter >Freund< von mir. Der wird sich freuen, wenn ich neben ihm stehe.«

»Das glaube ich auch.«

Die Beamten hatten die umliegenden Dächer nicht besetzt. Bei einem Mann wie Zack Ival hielten sie das nicht für nötig. Außerdem waren es keine Flachdächer, außer dem Haus, das von dem flüchtigen Bankräuber besetzt war.

Preston starrte durch die Dunkelheit. Es war unangenehmes Aprilwetter. Naßkalt, neblig, regnerisch. Da blieb man lieber zu Hause, als sich mit Typen wie Ival herumzuschlagen.

Preston schaute auf seine Uhr. Er nickte. Ja, die Zeit war gut. In den Stunden nach Mitternacht ließ die Wachsamkeit eines Menschen zumeist nach, da konnte man was riskieren. Über Walkie-talkie informierte er seine Mitarbeiter. »In einer Minute gebe ich den Einsatzbefehl.«

Die Okays erfolgten prompt.

Nick Preston grinste. Er konnte sich auf seine Crew verlassen.

Die Minute war noch nicht verstrichen, als sich sein Gerät

meldete. Einer seiner Leute berichtete, daß sich auf dem Dach etwas tat.

»Was genau?«

»Kann ich nicht sagen, Sir.«

»All right, Jim, ich schaue selbst nach.«

Preston gab seinem Assistenten Anweisung, die Stellung zu halten. Danach verließ er seine Deckung und huschte geduckt zu den Männern in vorderster Linie.

Sie saßen am dichtesten am Zielobjekt.

»Haben Sie was erkennen können, Jim?« fragte Nick Preston.

»Nein, Sir, nicht mehr.«

»Was war es denn überhaupt?«

»Ein Schatten, glaube ich.«

»Glauben ist nicht wissen.«

»Klar, Sir, aber da war auch eine Stimme, und eine zweite, die ...«

Er sprach nicht mehr weiter, denn auf dem Dach wurde plötzlich geschossen.

Nur ein Schuß fiel.

»Das war ein Revolver«, sagte Preston, der alte Praktiker. Er lauschte dem Echo nach, das über die Hausdächer rollte, um in der Ferne zu verklingen.

»Sollen wir stürmen?«

Preston schüttelte den Kopf und peilte zum Dachrand hoch. »Nicht so hastig, mein Junge.«

»Aber ...«

»Es ist nur ein Schuß gefallen. Auch für den muß es einen Grund geben. Da Zack Ival nicht auf sich selbst schießt, können wir damit rechnen, daß zumindest ein zweiter Mann dort oben lauert. Und ich will nicht wie ein Halbblinder in die Falle rennen. Ist das klar?«

»Sicher.«

Das Sprechgerät meldete sich erneut. Auch die anderen warteten auf den Einsatzbefehl, doch Preston hielt sie zurück.

Und ein zweiter Schuß peitschte auf.
Wieder zuckten die Männer zusammen. Jetzt wollte Preston nicht länger warten. Er gab den Leuten Anweisung, sich bereitzuhalten.

Die Okays kamen durch. Ein jeder, der günstig stand, sah plötzlich die Gestalt des Mannes am Dachrand erscheinen.

Das war Zack Ival.

Als Schattenriß zeichnete er sich ab. Besser zu erkennen war der Plastiksack mit der Beute, und es sah aus, als wollte Ival über die Feuerleiter absteigen.

»Die Suppe versalzen wir ihm«, flüsterte Preston und verzog sein Gesicht zu einem Grinsen.

Dann geschah es. Jeder Beamte wurde davon nicht nur überrascht, sondern auch schockiert.

Zack stand in Flammen.

Das ging blitzschnell. Innerhalb eines Atemzugs umtanzten blaue Flämmchen seinen Körper, hüllten ihn ein wie einen Mantel, wobei sich die Gestalt deutlich abhob.

Dann erklangen die Schreie.

Grauenhaft, markenschüttendernd, schrecklich. Keiner der Polizisten hatte je in seinem Leben einen Menschen so schreien gehört.

Die Leute waren gebannt. Sie konnten nichts für den Mann tun, der am Dachrand einen so makabren Tanz aufführte. Es kam, wie es kommen mußte. Ein falscher Tritt, der Schritt ins Leere, dann der Fall nach unten.

Ein von Flammen Umloderter jagte dem Hinterhof entgegen, wo er hart aufschlug.

Die Beamten hörten das Geräusch. Sie zuckten zusammen, es schnitt ihnen durch Mark und Bein, und ihre Blicke richteten sich auf den Punkt, wo Zack Ival lag.

Die Flammen waren nicht erloschen. Wie winzige blaue Zungen huschten sie über seinen Körper, und sie wollten einfach nicht verlöschen. Die Männer standen startbereit.

Einer hatte sogar eine Decke besorgt, aber Preston hielt sich zurück.

Normalerweise wäre er längst vorgesprungen und hätte etwas unternommen, aber diese kleinen Flammen waren ihm nicht geheuer. Das konnte kein normales Feuer sein - nein, es sah anders aus.

Preston hatte die Verantwortung für den Einsatz, und er war bereit, diese Verantwortung zu übernehmen. Vor allen Dingen wollte er nicht das Leben seiner Männer aufs Spiel setzen, deshalb näherte er sich allein dem Mann.

Als er sich nur noch einen Schritt von ihm entfernt befand, stutzte er.

Normalerweise hätte er Hitze spüren müssen. Dies allerdings war nicht der Fall. Nicht die Spur eines wärmenden Hauchs streifte seine Haut.

Und das irritierte ihn.

Nick Preston drehte sich um. Er winkte dem Mann mit der Decke, ließ sie sich geben und breitete sie über den am Boden liegenden Körper aus.

Dabei hoffte er stark, daß die Flammen ersticken würden, und er wartete ab.

Eine halbe Minute kann sehr langsam vergehen, das merkte auch Nick Preston. Er sah keine Flammen aus der Decke springen und tanzen. Schließlich bückte er sich und hob die Decke an.

Zack Ival brannte nicht mehr.

Eine Leiche lag vor dem Mann.

Aber was für eine!

Geschrumpft, verkohlt und zusammengekrümmt. Der Polizist mußte sich überwinden, um den Toten auf den Rücken zu drehen, damit er in dessen Gesicht schauen konnte.

Er tat schon lange Jahre Dienst, hatte Brandopfer gesehen, aber so etwas wie hier hatte er noch nicht erlebt.

Das Gesicht des Toten und die Haut zeigten keine Spuren

von normalen Verbrennungen. Im Gegenteil, die Haut war glatt geblieben, allerdings hatte sich ihre Farbe verändert. Sie schimmerte in einem kalten Blau!

Es war nicht dunkel und auch nicht hellblau, sondern ein Zwischenton. Auf Preston wirkte das Gesicht wie eine angestrichene Maske, in der die Augen weiß leuchteten.

Nick Preston schüttelte den Kopf. So etwas hatte er noch nie in seinem Leben gesehen. Er schluckte ein paarmal und spürte, wie sich Schweiß auf seiner Stirn ausbreitete. In einer hilflos wirkenden Geste hob er die Schultern.

Das begriff er nicht.

Obwohl der Tote stark geschrumpft war, hatte sich die Haut nur in der Farbe verändert.

Die anderen Beamten traten näher. Auch sie waren sprachlos und schockiert. Eine Erklärung konnte niemand geben, zudem fragte Preston nicht danach.

Sein Blick glitt an der hinteren Wand des Abbruchhauses in die Höhe. Als Zack Ival noch gelebt hatte, da war zweimal auf dem Dach geschossen worden.

Grundlos ballerte niemand in der Gegend herum. Welchen Grund konnte der Bankräuber gehabt haben?

Das wußte Preston nicht. Er wollte es jedoch herausfinden und gab den Befehl, das Haus zu stürmen. Zwei Leute blieben als Wachen bei dem entstellten Toten zurück.

Die Türen mußten erst aufgebrochen werden. Das schafften die Polizisten mit ihren Äxten und Brecheisen, und die Männer stürmten das Haus und durchsuchten es vom feuchten, von Ratten verseuchten Keller bis hoch zum Dach. Unrat fanden sie, Abfall, Müll, Herausgerissene Toiletten, aber keinen Menschen und kein anderes Ziel, auf das der Bankräuber hätte schießen können.

Nick Preston war überfordert. Er stand auf dem Dach, zündete sich ein Zigarillo an und sagte zu seinem Assistenten: »Wissen Sie was, Jim. Das ist mir zu hoch.«

»Wieso?«

»Ich verfolge den Fall nicht mehr weiter. Soll sich Scotland Yard deswegen die Köpfe zerbrechen, ich habe die Nase voll.«

»Wie Sie meinen, Sir.«

Irgendwie fühlte ich mich nicht wohl. Vielleicht lag es an dem Wetterumschwung. Wie dem auch war, große Lust, irgend etwas zu tun, hatte ich nicht.

Suko hatte sich einen Tag Urlaub genommen, und ich war allein.

Glenda, meine Sekretärin, stieß die Tür auf und erschien mit der Kaffeekanne. Sie hatte Wasser geholt. Ich winkte ihr zu. Glenda setzte in ihrem Büro die Kanne auf die heiße Platte und kam zu mir.

Mit Glenda verband mich ein besonderes Verhältnis. Wir waren intim geworden, es hatte sich halt so ergeben, und beide wollten wir es gern wiederholen.

»Wann hast du denn mal wieder Zeit?« wollte sie von mir wissen.

»Das darfst du mich nicht fragen.«

»Wen dann?«

»Die Dämonen.«

Sie strich durch ihre schwarzen Locken. »Hör auf, John.

Immer bist du auch nicht beschäftigt.«

»Das nicht ...«

»Aber?«

Ich schaute sie an. »Es ist so, Mädchen. Wenn wir zu oft zusammen sind, wird das irgendwann auffallen. Bisher haben wir es noch geheimhalten können. Ich möchte nur nicht, daß man sich im Yard die Mäuler über uns zerreißt.«

Glenda nickte. »Dies ist sogar verständlich. Einen anderen Grund hätte ich auch nicht eingesehen. Nur ...« Sie hob die Schultern. »Ich bin auch ein Mensch, weißt du.«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein.«

»Mach's mir doch nicht so schwer, John. Auch ich habe Bedürfnisse.«

Ich nickte heftig. »Jetzt ist mir alles klar. Du willst nicht mehr so allein sein.«

»Genau, John.«

Ich senkte den Kopf. Das war ein Problem, für das ich keine Lösung hatte. Glendas Reaktion war für mich verständlich, andererseits konnte ich nicht aus meiner Haut, und der Job ließ mir für die Liebe oft keine Zeit. Damit mußte ich mich leider abfinden.

Sie wechselte das Thema. »Übrigens, John, da ist ein Sergeant Preston, der um deinen Anruf bittet.« Sie nannte mir die Nummer, und ich notierte sie.

»Worum geht es?« fragte ich dann.

»Keine Ahnung, wirklich nicht.«

»Wir werden sehen.« Ich nahm wieder Platz. »Bringst du mir einen Kaffee?«

Sie nickte, drehte sich schnell um und ging hinaus. Ich glaubte sogar, sie weinen zu sehen.

Wie ich Dämonen und andere Wesen der Finsternis zu bekämpfen hatte, das wußte ich, aber bei enttäuschten Frauen war ich hilflos.

Mit diesem Gedanken ergriff ich den Hörer, tippte die aufgeschriebene Nummer ein. Schnell wurde abgehoben.

Sergeant Preston war nicht am Apparat, sondern ein Kollege. Ich sagte meinen Namen. Der Mann wußte Bescheid und verband mich sofort weiter.

»Ja, hier Preston.«

»Sinclair.«

Der Sergeant lachte. »Sind Sie der Geisterjäger, von dem man hin und wieder etwas hört?«

»Da haben Sie nicht unrecht.«

»All right, Mister Sinclair. Ich habe hier wahrscheinlich einen Fall für Sie.«

»Worum geht es?«

»Um einen Toten.«

»Wo kann ich ihn finden?«

»Ich habe ihn in ein Schauhaus bringen lassen.« Er fügte die Adresse hinzu.

»Das ist ziemlich weit im Norden.«

»Wir sind nun mal in Islington. Kennen Sie das Royal Free Hospital?«

»Ja.«

»Dann finden Sie auch das Schauhaus. Es liegt zwischen dem Krankenhaus und der Camden-Passage, wo es die zahlreichen Antiquitäten-Läden gibt.«

»Okay, ich komme.«

»Gut, ich erwarte Sie.«

Eigentlich hätte ich noch ein paar Fragen stellen müssen, aber der Sergeant hatte mir am Telefon einen sehr sachlichen Eindruck gemacht. Ich glaubte nicht daran, daß er ein Spinner war.

Glenda brachte den Kaffee. Die Tasse jetzt nicht zu leeren, wäre schon einer Majestätsbeleidigung gleichgekommen.

Deshalb trank ich die Tasse rasch leer, was bei Glenda wiederum Mißbilligung auslöste, und sie verzog das Gesicht.

»Tut mir leid, Glenda, aber ich habe es schrecklich eilig.«

»Das sehe ich.«

Ich nahm den letzten Schluck im Stehen. »Ich bin dann weg«, erklärte ich ihr.

»Und wo kann man dich erreichen?«

»Ach ja, stimmt.« Ich nannte ihr die Adresse. »Auf jeden Fall über Sergeant Preston.«

»Gut, viel Spaß.«

»Ob das ein Spaß wird, weiß ich nicht.«

Minuten später wühlte ich mich durch den Londoner Verkehr. Er war heute besonders dicht. In den Nachrichten hatte ich erfahren, daß man mitten in London noch eine nicht entschärzte Bombe aus dem Zweiten Weltkrieg gefunden hatte. Straßenzüge waren gesperrt worden, der Verkehr

wurde umgeleitet, ich blieb mehrmals stecken, und erst auf der Roseberry Avenue ging es besser.

Anschließend bog ich in kleinere Straßen ab und erreichte bald die Noel Road, wo mich der Sergeant erwarten wollte. Man merkte hier die Nähe des gewaltigen Antik-Centers. Fast in jedem Laden wurden alte Dinge angeboten. Ob echt oder nicht, das wage ich nicht zu sagen.

Das Leichenschauhaus lag in einem grauen Gebäude. Davor parkte ein Streifenwagen. Hinter ihm gab es eine Lücke, in die ich meinen Bentley lenkte.

Ich hatte kaum angehalten, als ein blondhaariger, ziemlich hochgewachsener Mann den Wagen verließ und auf mich zukam. »Ich bin Sergeant Preston«, sagte er und begrüßte mich mit Handschlag.

»John Sinclair.«

»Schon allerhand von Ihnen gehört«, meinte er, als wir nebeneinander die Stufen zur Eingangstür hochschritten und der Sergeant klingelte.

»Hoffentlich nur Gutes.«

Er grinste. »Immer.«

Es wurde geöffnet. Ein bebrilltes Männchen schaute uns entgegen. Er trug einen grauen Kittel und roch nach irgendwelchen Desinfektionsmitteln. »Da sind Sie ja«, sagte er und ließ uns eintreten.

Die Halle war kühl. Unter der Decke brannte eine Lampe. Die sah aus wie ein heller Kreis. Ihr Licht reichte völlig aus, um die Halle auszuleuchten.

Ich sah mehrere Türen. Sie sahen alle gleich aus. Das Holz war dunkelbraun gestrichen.

»Lieg der Tote noch unten?« fragte Preston.

»Der Blaue?«

»Ja.«

»Klar, den faßt doch keiner an.«

Ich war stutzig geworden. Was hatte der Knabe da gesagt? Der Blaue? Wie kam er denn darauf?

Preston sah mir an, daß ich mir über die Antwort Gedanken machte. Er grinste schief. »Sie werden ihn gleich sehen, Sir. Dann wissen Sie, weshalb ich Sie angerufen habe.«

»Bin gespannt.«

Mit einem Lift fuhren wir nach unten. Es war ein Transportfahrstuhl, breit und geräumig. Er ruckte ein paar mal, bevor er im Keller anhielt.

Als wir ausstiegen, fröstelte ich. Hier unten war es ziemlich kalt. Wir mußten uns nach rechts wenden und schritten durch einen gekachelten Gang.

Der kleine Mann im grauen Kittel eilte vor uns her. Er redete mit sich selbst, erreichte eine große Tür, die in der oberen Hälfte einen schmalen Glaseinsatz aufwies, öffnete sie, ging einen Schritt und begann fürchterlich zu schreien. Im nächsten Augenblick stand er in Flammen!

Die Frisur des alten Mannes sah aus wie die eines Punkers. Vielleicht war er früher mal blond gewesen, jetzt allerdings schimmerten seine Haare in einem gelblichen Farbton und standen wirr vom Kopf ab.

Darum kümmerte sich niemand, und ihm selbst war es völlig egal, wie ein Mensch aussah. Ihn interessierten andere Dinge bei den zweibeinigen Geschöpfen.

Der Mann lebte schon seit Jahren in London. Er war ein Niemand. Tagsüber sah ihn kaum jemand. Wenn er sein altes Hausboot an der Themse verließ, geschah dies in der Nacht.

Dann allerdings suchte er Opfer.

Und er hatte sie gefunden. Die Zwillinge Basil und Lester Bean!

Normale Menschen, bis sie in die Klauen dieses Mannes gerieten. Von diesem Zeitpunkt an hatte sich ihr Leben völlig verändert. Der Alte bestimmte ihr Sein, er sorgte

dafür, daß sie seiner Kontrolle nicht mehr entweichen konnten.

Das Versteck war gut gewählt. Wen interessierte schon das alte Hausboot am Ufer der Themse? Keinen. Es sei denn, ein paar Obdachlose wollten hier übernachten. Sie wurden sehr schnell verscheucht, denn der Alte war rabiat.

Selbst am Tage hatte er die Luken und kleinen Fenster verhängt, so daß nur graues Dämmerlicht in die Kajüten sickerte.

Auf dem Deck sah es schlimm aus. Ein Wirbelsturm schien dort gewütet zu haben. Vom Ruderhaus stand nur ein Teil, ein Mast war umgeknickt, Bohlen gebrochen.

In Ordnung war nur der Steg. Er verband das Boot mit dem Ufer. Der alte Mann hatte natürlich einen Namen, doch der war nur wenigen Menschen bekannt. Auch die Zwillinge wußten nicht, wer er tatsächlich war. Das spielte auch keine Rolle. Irgendwann einmal würden es die Menschen sowieso erfahren, sie mußten es sogar, daran glaubte er fest.

Auf sein Äußeres legte er wie gesagt keinen Wert. Er schien nur einen alten Anzug zu besitzen, denn alle hatten ihn immer nur in der schwarzen Jacke und der dunklen Hose gesehen. Darunter trug er oft schmutzige Hemden, aus deren Manschetten seine Hände wie die Krallen von Geiern hervorlugten, während die dünnen, beweglichen Finger fast dem Vergleich mit Spinnenbeinen standhielten.

Einen ersten Erfolg hatte Gregg errungen. Die Zwillinge waren von ihm losgeschickt worden. Jetzt wartete er auf ihre Rückkehr. Sie mußten bald da sein, denn er stand mit ihnen in einer telepathischen Verbindung und wußte, daß der Plan geklappt hatte.

Die Magie des Stifts funktionierte noch.

Der Stift allein war das A und O.

Ihn trug er immer in der Tasche seines alten, abgetragenen Anzugs. Dieser Stift verlieh Macht, war magisch aufgeladen

und stammte aus einer Zeit, die längst finstere Vergangenheit war.

Gregg kicherte, als seine Hand in die Tasche fuhr und den kleinen Stift umklammerten. Niemand wußte, daß er ihn besaß. Niemand ahnte, daß es ihn überhaupt noch gab, aber er hatte Nachforschungen angestellt und ihn schließlich gefunden.

Oder auch nicht ...

Denn wie er in seinen Besitz gelangt war, konnte er nicht so recht sagen. Auf jeden Fall war es in der Nacht gewesen, da hatte er die Veränderung verspürt ...

Noch deutlich erinnerte er sich an das blaue Licht, das auf dem Wasser des Flusses schwebte, sich näherte und das am Ufer dümpelnde Hausboot erfaßte.

Von diesem Moment an war alles anders gewesen. Sein Leben hatte sich verändert, und zwar schlagartig. Dennoch fand sich Gregg nicht zurecht. Er hatte kaum eine Erinnerung, irgendwie jedoch war ihm klar geworden, daß er eine Doppelexistenz führte. In seiner Brust oder in seinem Körper lebten zwei Seelen.

Nur wußte er von seinen beiden Leben relativ wenig. Sein Erinnerungsvermögen war jeweils um die Hälfte gekürzt worden.

Sehr seltsam ...

Aber Gregg gehörte zu den Typen, die sich mit neuen Situationen rasch abfanden. Irgendwie gefiel ihm die Existenz sogar, deshalb ließ er sich auch durch einige Ungereimtheiten nicht aus der Ruhe bringen. Er faßte es als Schicksal auf und sah dies durchaus positiv.

Besonders eine Fähigkeit war bei ihm wieder voll ausgebrochen. Gelernt hatte er in seiner Jugend eigentlich nichts, bis auf eine Sache.

Das Tätowieren!

Schon als Kind hatte er sich dafür interessiert und überall seine Spuren hinterlassen. Später machte er diese Begabung

dann zu einem Beruf und konnte davon einigermaßen leben. Schließlich kam eine Zeit, wo das Tätowieren nicht mehr >in< war. Die Geschäfte gingen schlechter, und Gregg mußte seinen Laden schließen.

Jahre vergingen. Mehr schlecht als recht hielt er sich über Wasser, verkroch sich in seinem Hausboot, das er einmal im Spiel gewonnen hatte, und stieg auch nicht mehr ins Geschäft ein, als es bei gewissen Schichten wieder Mode war, tätowiert herumzulaufen.

Bis zu dem Zeitpunkt, als er den Stift fand. Da war es über ihn gekommen, und zeitlich fiel dieser Fund genau mit dem Sichten des blauen Lichts zusammen, das über der Themse schwiebte.

Dieses Licht hatte bei ihm wie eine Initialzündung gewirkt. Plötzlich wollte er wieder arbeiten. Nur ging dieser Wille nicht von ihm selbst aus, sondern wurde ihm eingeimpft. Da war eine andere Stimme, die ihm sagte, was er zu tun hatte.

Und Gregg gehorchte.

Wie auch jetzt, als er den Stift aus der Tasche holte. Es war ein dünner Stab.

Gregg trat ans Fenster, schob den alten Lappen von Gardine ein wenig zur Seite, so daß Licht auf seine Hand und auf den Stift fiel.

Er konnte die graue Farbe erkennen, die bei genauerem Hinsehen einen türkisfarbenen Einschlag aufwies.

Ja, dieser Stift war etwas Besonderes. Manchmal hatte Gregg das Gefühl, als würde er nicht einmal von dieser Welt stammen.

Er hustete trocken und sah, daß seine rechte Hand zuckte, ohne daß er sie selbst bewegte.

Abermals hatte das Fremde in ihm die Regie übernommen. Seine dürrre, hagere Gestalt straffte sich, ein Strom schien durch seine Adern zu fließen, der ihn aufblähte. Und gleichzeitig begann das Messer zu leuchten. Nicht

das Metall an der Spitze, sondern der Griff des Stifts. Die eingeschossenen türkisfarbenen Schlieren übernahmen das Kommando und überdeckten alles andere.

Ein Zeichen?

Gregg stand still da. Er wußte, daß etwas passiert war. Mit jeder Faser seines Körpers spürte er dies, und plötzlich hatte er das Gefühl, als würde ihn die Kraft wegtragen.

Er schwebte im leeren Raum. Die Innenwände des Schiffes verschwanden vor seinen Augen, eine völlig andere Umgebung erschien: Flammen, Licht, Kälte.

Dann der Schrei!

Mein Gott, damit hatte ich nicht gerechnet!

Der Angestellte des Schauhauses stand nur zwei Schritte von mir entfernt. Die kleinen blauen Flammen führten wie dünne, gespenstische Finger einen makabren Tanz um seine Gestalt auf. Seine Gesichtszüge konnte ich wie durch einen Schleier erkennen. Sie wirkten auf eine seltsame und sehr blassie Weise verzerrt.

Nick Preston sah ich neben mir. Er war zusammengezuckt, schüttelte den Kopf und flüsterte: »Wie bei Zack Ival.

Verdammtd, die gleichen Anzeichen. Auch er hat gebrannt!« Die Worte verstand ich zwar, aber ich reagierte nicht darauf. Der brennende Mann war jetzt wichtiger, denn ich mußte unter allen Umständen versuchen, ihn zu retten.

Zwar wollte mich Preston aufhalten, doch ich stürzte vor, riß die magische Kreide aus der Tasche und zeichnete gedankenschnell um den brennenden Mann einen Kreis.

In ihn hinein legte ich mein Kreuz.

Gleichzeitig aktivierte ich es mit dem Spruch, den man mir beigebracht hatte.

»Terra pestem teneto - Salus hie maneto!«

Zwei Magien vereinigten sich, die des Kreuzes und die der magischen Kreide.

Wurden sie auch Verbündete?

Auf einmal fielen die Flammen zusammen. Sie verschwanden vom Körper des Mannes wie die ausgeschalteten Gasflammen eines Herdes. Normal stand er vor uns. Er schaute uns an, wir blickten ihm ins Gesicht, und wir sahen seine veränderte Haut. Verbrannt war nichts. Nur hatte die Haut einen dunkleren Farbton angenommen. Sie schimmerte bläulich und hatte einen starken türkisfarbenen Stich.

Preston wollte vorlaufen. Er war schon fast an mir vorbei, als ich ihn zu fassen bekam und zurückriß. »Nicht berühren!« rief ich.

Er blieb stehen. Sein Gesicht zeigte Fassungslosigkeit, während ich vorschritt.

Behutsam näherte ich mich dem magischen Kreis. Er bestand noch immer, das Feuer hatte ihn nicht auslöschen können. Mein Kreuz lag in der Mitte. Als ich mit der ausgestreckten Hand über die Kreisgrenze reichte, erfaßte die magische Strahlung meine Finger. Ich spürte ein Kribbeln wie bei einer Gänsehaut.

Ich griff nach dem Kreuz, holte es aus dem Kreis hervor und sprach den Mann erst danach an.

»Kommen Sie vor!«

Er bewegte sich nicht.

»Na los, machen Sie schon! Ihnen passiert nichts.«

Er öffnete den Mund. Ich rechnete damit, daß er mir etwas sagen wollte, doch das war ein Irrtum. Zwischen seinen Lippen drang nur ein Seufzen hervor. Im nächsten Augenblick verdrehte er die Augen und brach zusammen. Halb im Kreis blieb er liegen. Die Beine lagen im Innern, der Oberkörper außerhalb.

Preston und ich sahen, wie sich seine Haut auf seltsame Weise veränderte. Sie wurde dunkler, das Blau blieb, nahm jedoch einen stählernen Farbton an.

Sein Körper bewegte sich.

Als würde er von unsichtbaren Händen berührt, so krümmte er sich. Er wurde kleiner, und Sekunden später rührte er sich nicht mehr.

Ich faßte ihn an.

Er war kühl. Zwar nicht starr, dennoch auf schaurige Art temperiert, so daß ich mich schüttelte. Es war nur eine Routinekontrolle, daß ich nach seinem Puls fühlte. Das Herz schlug nicht mehr.

Der Mann war tot.

Langsam erhob ich mich. Neben mir stand ein fassungsloser Nick Preston. »Haben Sie eine Erklärung, Sir?« fragte er mich mit einer Stimme, die vor Heiserkeit kaum zu verstehen war.

»Nein«, erwiderte ich. »Tut mir leid. Ich kann Ihnen noch nichts sagen.«

»Das ist alles so unwahrscheinlich.«

»Da sagen Sie was. Aber bleiben Sie hier, Sergeant. Ich werde mir diesen Bankräuber mal anschauen.«

Preston nickte.

Man hatte den Körper auf einen Tisch gelegt und mit einem grauen Tuch zugedeckt. Neben dem Holztisch blieb ich stehen und runzelte die Stirn. Bei diesem Tuch war mir etwas aufgefallen. Normalerweise zeichnen sich unter diesen Decken immer die Umrisse eines Körpers ab. Das war hier nicht der Fall.

Hier präsentierte sich die Decke eingedrückt, als hätte jemand ein paarmal mit der flachen Hand darauf geschlagen. Ein seltsames Gefühl erfaßte mich, als ich mit einer Hand einen Deckenzipfel faßte und das Tuch mit einem heftigen Ruck zur Seite schlug.

Ich sah sein Gesicht.

Oder zumindest das, was davon übriggeblieben war.

Ich erstarre. Eine dunkle, leicht glänzende Masse in der Form eines Ovals.

Der Rest eines Menschen!

Keine Augen, keine Nase, kein Mund und keine Ohren.
Das hatte mir der Sergeant sicherlich nicht zeigen wollen.
Ich glaubte fest daran, daß die Verwandlung erst in den letzten Minuten oder Sekunden eingetreten war.
Hart mußte ich schlucken.

Der andere Mann hatte plötzlich in Flammen gestanden.
Dieser hier, der Bankräuber, war verkohlt. Wie paßte das alles zusammen? Wie konnte ich die Teilchen des Mosaiks zusammensetzen? Irgendein Motiv mußte es geben, denn es geschah nichts ohne Grund, auch nicht bei dämonischen Aktivitäten.

Meine Sorgen wurden keinesfalls geringer. Wir hatten es hier mit einem unheimlichen Gegner zu tun, der sich geschickt zurückhielt und seine Fäden aus einer für uns unerreichbaren Weise zog.

Aber wer konnte dahinterstecken?

Ich hätte natürlich raten können. Es gab zahlreiche Dämonen und Feinde des Lichts, die gern so einen Anschlag provozierten. Aber geraten hatte ich nie gern, ich hielt mich lieber an Tatsachen.

Nick Preston trat näher. »Sieht verdammt mies aus, nicht wahr?« sagte er leise.

»Da haben Sie recht.«

»Und?«

»Keine Ahnung«, erwiderte ich wahrheitsgemäß. »Ich stehe ebenfalls vor einem Rätsel.« Noch einmal hob ich die Decke an. »Hat er so ausgesehen?«

Nick Preston erschrak. Er schluckte dabei. Sein Gesicht versteinerte regelrecht. »Nein, nie!«

»Dann ist es geschehen, als der Angestellte brannte.«

»Wieso konnte das passieren?«

»Das werde ich zu klären versuchen«, sagte ich und nickte.

Für mich war der andere Tote von Interesse. So wie er aussah, hatte dieser Zack Ival ausgesehen. Konnten wir viel-

leicht davon ausgehen, daß mit dem anderen das gleiche wie mit Ival passieren würde?

Noch immer lag er verkrümmt und regungslos. Türkisfarben schimmerte seine Haut.

Neben mir stand Nick Preston. »Aus dem kriegen Sie nichts mehr heraus, Sir!«

Diese Worte waren ein Zeichen. Als hätte der Tote sie ebenfalls gehört und um den Polizisten zu widerlegen, zuckten auf einmal seine Lippen. Zuerst war es nur ein leichtes Zittern, dann öffnete er den Mund, und auch die Lider klappten auf.

Er starrte uns an.

Es waren zwei blaue Kugeln, die wir statt der Augen sahen. Aus seinem Mund drang plötzlich eine Stimme. Ich hatte sie noch nie gehört, achtete jedoch auf jedes Wort.
»Hütet euch vor Arkonada! Er ist nicht tot. Er kommt zurück. Der Magier ist zu mächtig. Er wird seine Nadel führen und euch die Zeichen einstechen, euch allen ...!« Nach diesen Worten bäumte sich der Körper noch einmal in die Höhe, so daß ich erschreckt zur Seite zuckte. Dann fiel er zusammen und blieb starr liegen.

Das endgültige Aus!

Ich schüttelte mich, denn ich mußte mit ansehen, wie sich die Haut veränderte. Da verschwand die blaue Farbe, das Schwarze, ölig Glänzende ergriff davon Besitz, und ich sah fast den gleichen Körper vor mir wie bei der Leiche auf dem Tisch.

»Jetzt ist der Geist aus seinem Körper gefahren«, murmelte ich während des Aufstehens.

Der blaß gewordene Sergeant fragte flüsternd: »Welcher?«

»Haben Sie den Namen nicht gehört? Arkonada!«

»Den kenne ich nicht. Sie?«

»Ich auch nicht.«

Preston schlug sich gegen die Stirn. »Verdammst noch mal!« rief er. »In welch einem Irrenhaus bin ich hier gelandet?«

»In einem gefährlichen.«

»Ja, das merke ich. Und was geschieht mit den Toten?«

»Begraben Sie die Männer. Es ist das beste.«

»Und was tun Sie?«

Ich lächelte schief. »Haben Sie den Namen Arkonada nicht gehört? Den werde ich suchen.«

»Wie wollen Sie das denn anstellen?«

»Keine Ahnung, aber er war hier, auch wenn wir ihn nicht gesehen haben. Sein gefährlicher Geist hat den Raum und die Toten regelrecht ausgefüllt. Zudem hat er sich gemeldet. Der Angestellte des Leichenschauhauses sprach mit einer fremden Stimme.«

»Und Sie meinen, daß es die Stimme dieses Arkonada gewesen war?« hakte Preston nach.

»Ganz bestimmt.«

»Ich komme da nicht mit. Ehrlich nicht.« Er schüttelte den Kopf. »Nur gut, daß ich Sie eingeschaltet habe, so kann ich mich um andere Dinge kümmern.«

Ich nickte.

»Haben Sie hier ein Telefon in der Nähe?« fragte ich ihn.

»Ja, kommen Sie mit.«

In einem kleinen Büro fand ich den Apparat. Sukos Nummer kannte ich auswendig. Obwohl der Inspektor Urlaub hatte, wollte ich ihn dabeihaben.

Manchmal steht auch mir das Glück zur Seite. Suko war nicht nur im Haus, er hob auch selbst ab.

»Rate mal, wer dran ist?« sagte ich.

Ich hörte seinen Schrei, erschrak zuerst, dann dröhnte mir seine wütende Stimme ins Ohr. »Sag bloß, du willst meine Ruhe stören?«

»Und wie!«

»Was ist denn los?«

»Vielleicht die Hölle«, erwiderte ich und meinte es nicht einmal im Scherz ...

Es war vollbracht. Die Zeugen lebten nicht mehr. Gregg, alias Arkonada, war zufrieden.

Und die Umgebung zeigte sich ihm vertraut. Plötzlich war wieder alles vorhanden. Der düstere Raum unter dem Schiff, die Decken vor den Fenstern, in der Ecke der Tisch, die beiden Stühle ... Es war alles noch da, nichts hatte sich verändert.

Und Gregg gab es ebenfalls.

Ein alter Mann, voller Haß und Rache im Herzen, mit diesen gelblichen Haaren, gebückt dastehend, den Mund offen und pfeifend Atem holend, wobei er noch lachte.

Er hatte gewonnen.

Die Spuren waren verwischt.

Dann drehte er den Kopf nach rechts und schaute nach unten auf seine rechte Hand.

Die Finger umklammerten noch immer den Stift. Hart lagen sie um den Griff, der seine türkisähnliche Farbe verloren hatte und wieder völlig normal aussah.

Er war so normal wie Gregg.

Keine Spur von Arkonada.

Der alte Mann ließ sich auf einen Stuhl fallen. Den Oberkörper beugte er vor, der Kopf machte diese Bewegung zwangsläufig mit, und er richtete seinen Blick starr auf den Stift.

»Dir«, flüsterte er, »dir habe ich alles zu verdanken. Nur dir ...«

Nach diesen Worten schwieg er, lauschte gleichzeitig und schien auf eine Antwort zu hoffen.

Der Dolch blieb stumm, und auch der seltsame Geist des Arkonada meldete sich nicht mehr.

Er hatte seine Pflicht getan.

Gregg atmete tief durch. Völlig befreit fühlte er sich allerdings nicht, denn da gab es noch ein Problem.

Die Zwillinge Basil und Lester Bean!

Es waren seine Versuchskaninchen. Er hatte sie ausge-

schickt, um das Grauen zu verbreiten. Sie hatten gehorcht, doch dann waren sie entdeckt worden.

Er schüttelte den Kopf. Nein, nicht sie hatte man entdeckt, sondern ihre Opfer.

Wo befanden sich die Zwillinge nun?

Er stand auf und lauschte in die Stille. Für ihn jedenfalls war es Stille, da er nur die auslaufenden Wellen gegen die Bordwand klatschen hörte. Andere Geräusche waren nicht zu hören.

Gregg/Arkonada reckte sich. Er hätte gern gewußt, was es genau mit seiner Doppelexistenz auf sich hatte. Wie war es gekommen, daß sich ein so seltsames Wesen für seine Person interessierte? Ein Wesen, das aus einer fremden Umgebung, einer anderen Zeit kam, die sehr, sehr lange zurücklag.

Plötzlich hörte er Schritte.

Es waren mehrere Personen, die da über den Steg auf sein Boot zuliefen.

Mindestens zwei.

Sollten die Zwillinge den Weg zu ihm zurückgefunden haben? Gregg schlich zum Ausgang. Eine neue starke Tür hatte er selbst eingebaut, und die öffnete er nun.

Sie schwang lautlos zurück. Mit einer Hand hielt er seine Tätowiernadel umklammert. Er wußte von Arkonada, daß er sich auf die Nadel voll und ganz verlassen konnte.

Unter Deck gab es einen Gang. Es stank nach Öl und abgestandenem Wasser.

Am Ende des Ganges fiel von oben her ein heller Fleck nach unten. Dort verwischten die Konturen, wurden wenig später schärfer, als eine Gestalt von Deck her nach unten kletterte.

Gregg verzog das faltige Gesicht zu einem breiten Grinsen. Er hatte einen der Zwillinge erkannt, wußte jedoch nicht, wen er vor sich hatte. Die Entfernung war zu groß. Die beiden überragten ihn um Haupteslänge. Deshalb

mußten sie die Köpfe einziehen, als sie durch den Gang schritten, um mit den Haaren nicht an der Decke entlangzustreifen.

Gregg huschte wieder zurück. Er erwartete die beiden in seiner Kabine. Hintereinander traten die Zwillinge ein. Als der erste seinen Fuß über die Schwelle setzte, hörte er bereits das Schaben eines Zündholzes auf einer Reibfläche. Die Flamme flackerte auf und fand Nahrung am Docht einer Petroleumlampe, deren Flamme Gregg rasch höherstellte, so daß ein Teil des Raumes ausgeleuchtet wurde.

Die Zwillinge blieben nebeneinander stehen und blickten sich um. Sie hatten harte, kantige Gesichter. Die dunkelblonden Haare waren ein wenig nach hinten gekämmt, so daß die hohen Stirnen noch mehr zur Geltung kamen.

Farblos wirkten ihre Augen, wie Knöpfe, tot, ohne jegliches Leben, doch nicht nur die beiden wußten, daß sich das blitzschnell ändern konnte. Auch Gregg war es klar. Schließlich trug er für die beiden die Verantwortung.

»Setzt euch«, sagte er.

Die Zwillinge gehorchten willig. Sie nahmen auf den beiden Stühlen Platz, drückten ihre Rücken gegen die Lehnen und legten beide Hände auf die Oberschenkel.

Gregg blieb vor ihnen stehen. Jetzt fühlte er sich besser, denn er konnte auf sie hinabschauen. Seine Unterlippe war vorgeschoben, die Augen zu Sicheln verengt.

»Ihr habt es geschafft, nicht?«

Beide nickten.

Gregg war zufrieden. Wenn er daran dachte, wie mäßig er früher gewesen und welche Macht ihm jetzt in die Hände gegeben war, konnte er nur noch über das Gestern lachen. Sein Blick wechselte zwischen den beiden. Er mußte genau hinschauen, um sie unterscheiden zu können.

Welcher war nun Basil, und wer war Lester Bean?

Es war schwer, dies festzustellen, und er mußte fast raten.

Lester hatte an der rechten Unterlippe eine kleine Narbe.

Sie schimmerte weißlich. Nur daran konnte man die beiden Männer unterscheiden.

»Wie seid ihr entkommen?« wollte er wissen.

»Durch die Fenster.«

Über Basils Antwort war Gregg beruhigt. »Und man hat euch wirklich nicht gesehen?« hakte er sicherheitshalber noch einmal nach, wobei er lauernd stehenblieb.

»Nein.«

»Das ist gut, meine Freunde, das ist sogar sehr gut!« Er nickte heftig. Dann atmete er tief ein und zog blitzschnell die Nadel aus der Tasche. »Und doch ist uns ein Fehler unterlaufen«, flüsterte er, während er seinen Arm vorschob und die Spitze der Nadel gegen den Hals des Lester Bean drückte. »Ein böser Fehler sogar ...«

Gregg schüttelte den Kopf. Die Hand nahm er nicht zurück. Er sah jetzt aus wie ein kleiner, alter böser Teufel, dessen Augen haßerfüllt leuchteten.

»Ihr wißt genau, daß ihr für größere Aufgaben vorbereitet werden sollt. Da dürfen wir uns keine Fehler erlauben. Habt ihr das verstanden?«

»Ja.«

»Ihr solltet üben. Das habt ihr getan, aber man durfte euch nicht erwischen. Wie konnte das geschehen?«

»Das wissen wir nicht«, erklärte Lester.

»Redet!«

»Wir konnten ihn töten. Die Flammen haben ihn vernichtet. Dann waren plötzlich die Polizisten da. Wir hatten sie zuvor nicht gesehen, das war unser Pech.« Diese Worte sprach Basil, und sein Zwillingsbruder nickte heftig.

»Können sie uns auf der Spur sein?« Gregg murmelte die Worte. Er richtete sie mehr an sich selbst und legte seine Stirn dabei in Falten. Angst verspürte er zwar nicht, dennoch ein drückendes Gefühl. Bisher war alles glattgegangen, und dies sollte so bleiben. Er durfte sich auf keinerlei Experimente einlassen. Den Fehler hatte er ausradieren

können. Die Spuren, die auf ihn hingedeutet hätten, waren gelöscht.

Dank seiner Doppelexistenz.

Aber - man wußte jetzt von ihm. Das gefiel ihm überhaupt nicht, denn die große Aufgabe sollte erst noch in Angriff genommen werden. Nun galt es, den Zeitplan einzuhalten.

»Zieht die Hemden aus!« befahl Gregg.

Die Zwillinge schauten ihn an und nickten. Sie gehorchten widerstandslos. Nie wäre es ihnen eingefallen, diesem Mann zu widersprechen, denn sie befanden sich in seiner Gewalt. Sie knöpften die karierten Hemden auf und streiften sie ab. Achtlos ließen sie den Stoff neben sich zu Boden flattern.

Gregg nickte zufrieden. Das Licht der Lampe fiel so, daß es die Brust der Männer anstrahlte. Und es beleuchtete auch das Wichtigste dieser beiden Männer.

Greggs Zeichen.

Oder Arkonadas Male!

Es spielte keine Rolle, die tätowierte Fratze auf ihrer Brust gab den Männern die Kraft, die sie brauchten, um die Aufgabe zu erfüllen.

Gregg ging in die Knie. Er verzog seinen Mund und schaute genau nach. Dabei schüttelte er den Kopf, denn etwas gefiel ihm nicht an diesen Männern.

»Ihr habt verloren«, sagte er mit leiser Stimme. »Ihr habt einfach zuviel verloren.«

»Was?«

»An Kraft und Energie. Das Zeichen ist bei euch schwächer geworden. Ich muß es stärken.«

»Nein, nicht ...« Basil wollte aufbegehen, doch Gregg stoppte ihn mit der Nadel, indem er sie ihm genau vor die Kehle hielt. Der Mann rührte sich nicht mehr.

»Ja, ihr seid nicht mehr so stark wie zu Beginn«, flüsterte der Mann. »Ich muß nachhelfen. Bleibt ruhig sitzen, ihr beiden, denn jetzt kommt eure große Stunde.«

»Aber wir können ihn doch töten.«

»Nein!« Gregg schüttelte den Kopf und schaute auf die Nadel, deren Spitze zu glühen anfing. »Nein, ihr schafft es nicht.«

»Wir haben es bewiesen. Wir ...«

»Er ist ein anderer und gefährlich.«

»Sag uns den Namen!« schrie jetzt Lester.

»Gut, ihr sollt ihn wissen.« Gregg atmete noch einmal tief durch, und mit der fremden Stimme des Arkonada gab er die Antwort, in der Haß mitschwang. »Es ist Myxin, der Magier ...«

Es war bedrückend. Da lief jemand in London umher, der Menschen töten oder auf grausame Art und Weise in seinen Bann ziehen wollte, und er tat es mit einer eiskalten Präzision. Und mit Hilfe der Hölle!

Arkonada!

Wir hatten eine Spur, einen Namen. Arkonada, der Magier. Ein Wesen mit einer Nadel, mit der er Zeichen oder Symbole einritzen wollte.

In was einritzen?

In Baumrinde? In Haut? In Hauswände?

Wir wußten es nicht. Und wenn ich wir sage, dann meine ich auch Suko, mit dem ich mich in unserem gemeinsamen Büro getroffen hatte.

»Arkonada, ein Magier ...«, murmelte ich und schlug dann mit der flachen Hand auf den Schreibtisch. »Da wir nicht weiterwissen, könnte uns vielleicht ein anderer Magier weiterhelfen. Ich denke da an Myxin. Wenn einer Bescheid weiß, dann er.«

»Hol ihn doch.« Mein Freund grinste ein wenig spöttisch, und das zurecht, denn wir wußten nicht, wo sich Myxin aufhielt. Er war meist unterwegs. Zusammen mit Kara, seiner Gefährtin.

»Sonst haben wir keine Spuren, nicht?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, Suko, nur verbrannte.« Ich stützte mein Kinn in die Hand. »Irgendwie habe ich das Gefühl, daß diese Nadel, die der Sterbende erwähnte, eine ganz besondere ist.«

»Arkonada will damit Zeichen setzen?«

»Genau.«

»Und wo setzt man Zeichen?«

Ich schaute Suko an. »In Holz, auf Wände, in Baumrinde, man unterschreibt auf Papier. Man ...«

»... kann auch woanders sein Zeichen hinterlassen«, sagte mein Freund plötzlich.

»Wie meinst du das?«

Er legte die Stirn in Falten. »Denk mal nach, John. Wenn ich eine Nadel habe und du mir deine Hand gibst, ist es doch möglich, daß ich dir mein Monogramm in die Haut ritze.«

Ich pfiff durch die Zähne. »Du sprichst von einer Tätowierung?«

»Ja. Von einem magischen Zeichen, einem Sigill.«

Da hatte mein Freund gar nicht mal unrecht.

Eine magische Tätowierung konnte durchaus die Lösung sein, und damit war es auch möglich, andere in einen gewissen Bann zu ziehen und Zeichen zu setzen.

»Kennst du solche Typen?« fragte mich der Chinese.

»Nein.«

»Wie viele wird es davon in London geben?«

Ich lachte auf. »Das geht sicherlich in die Hunderte.«

»Die wir fragen müßten.«

Ich wurde blaß. »Himmel, das wird eine Arbeit. Fragt sich nur, ob wir soviel Zeit haben. Aber«, ich erhob meine Stimme, »alles ist ja in unserem Staat geordnet. Es ist möglich, daß sich die Tätowierer unter einem Dachverband zusammengeschlossen haben. So etwas gibt es für viele Gruppen. Für Sänger, Zauberer und so weiter.«

Suko stand auf und holte die Telefonbücher herbei. »Das kriegen wir raus.«

Für uns begann die große Sucherei. Das heißt, so groß wurde sie nicht, denn wir fanden sehr schnell, daß es tatsächlich so etwas wie einen Dachverband der Tätowierer gab. In England existierten eben sehr viele Clubs, Vereinigungen und Vereine.

Ich rief sofort an, erhielt auch eine Verbindung und erkundigte mich danach, wie viele Tätowierer es in London gab. »Sir, das ist eine sehr schwierige Frage«, erklärte mir die Frau am Telefon. »Täglich kommen neue hinzu, andere verschwinden wieder, dritte lassen sich überhaupt nicht registrieren ...«

»Ich brauche nur die ungefähre Zahl.«

»Die kann ich Ihnen geben. Wenn Sie sich einen Moment gedulden würden?«

»Natürlich.«

Ich hockte auf der Schreibtischkante und wartete. Dabei schaute ich zum Fenster hin. Es war freundlicher geworden. Wind hatte die dunklen Wolken weggetrieben. Blauer Himmel über London. Der Frühling ließ sich nicht mehr aufhalten, und das Wetter steigerte auch meine Laune, trotz der Bedrohung, die von Arkonada ausging und unsichtbar über unseren Köpfen schwebte.

»Sind Sie noch dran, Sir?«

»Immer.«

»Ich habe jetzt die ungefähre Anzahl der Tätowierer herausgefunden. Es sind etwa 80.«

»Mehr nicht?« fragte ich, und diese Frage war nicht einmal spöttisch gemeint.

»Nein.«

»Dann hätte ich noch eine Frage. Sie haben bestimmt eine Liste der Personen. Könnten Sie mal nachschauen, ob Sie einen Mann mit dem Namen Arkonada finden?«

»Das wird etwas dauern.«

»Ich habe Zeit.«

Es dauerte nicht sehr lange. Dafür war das Ergebnis dann auch negativ. Ein Tätowierer mit dem Namen Arkonada war der Frau nicht bekannt.

»Das ist Pech«, murmelte ich.

Die freundliche Dame versuchte mich zu trösten. »Wissen Sie, Sir, es ist so. Wir haben ja nicht alle erfaßt. Sicherlich kann es einen Tätowierer mit dem Namen Arkonada geben, aber er ist bei uns leider nicht registriert.«

»Wo könnten wir ihn finden, wenn es ihn gibt?«

»Vielleicht fragen Sie mal in den Hafenkneipen nach. Aber auch im vornehmen Londoner Westend gibt es zahlreiche Tätowierer. Im Augenblick ist es modern geworden, sich ein Mal auf den Körper ritzen zu lassen.« Sie kicherte plötzlich.

»Ich habe auch eins.«

»Wo?«

Das Kichern wurde lauter. »Sir, das sage ich Ihnen nicht. Nein, auf keinen Fall.«

»Vielleicht komme ich mal vorbei und suche es«, erwiderte ich. »Wenn ich Zeit habe.«

»Sie würden sich wundern.«

»Wieso?«

»Mein Mann ist Boxer. Ich trage sein Bild immer bei mir, verstehen Sie, Sir?«

»Dann will ich nichts gesagt haben. Und vielen Dank noch.«

»Bitte sehr.«

Ich legte auf, rutschte von der Schreibtischkante, hob die Schultern und sagte: »Pleite auf der ganzen Linie. Sie kennt keinen Tätowierer namens Arkonada.«

»Was nicht heißen muß, daß es ihn nicht gibt«, fügte Sukko hinzu.

»Das sagte die Lady auch.«

»Was tun wir also?«

»Hafenkneipen, hat sie gesagt. Dort müßte man uns mehr

sagen können. Wir fragen mal die Kollegen von der Fahndung, die sich da auskennen. Sie haben sicherlich Material und werden uns weiterhelfen können. Es muß doch Kneipen geben, wo sich die Tätowierer treffen. Das ist wie bei den Taubenzüchtern und Bingospielern.«

Suko nickte. »Ich bewundere deine Aktivitäten.«

»Ja, daran ist der Frühling schuld, mein Lieber. Nur der Frühling ...«

Arkonada!

Welch ein Name, welch eine Gestalt! Welch eine Umgebung, welch eine Vergangenheit!

Unerforscht, rätselhaft, geheimnisvoll und eingefaßt in den Kreislauf einer nicht faßbaren Magie.

Arkonada!

Jahrtausende hatte man nichts von ihm gehört, war er verschwunden zwischen den Zeiten, weil seine Welt zerstört worden war.

Atlantis starb - Arkonada ging mit.

Aber er lebte. Nicht umsonst hatte er den unheilvollen Göttern gedient, wußte umzugehen mit Begriffen wie Leben, Sterben, Schwarze und Weiße Magie. Oft hatte er sein Zeichen hinterlassen, denn wer einmal unter seinen magischen Einfluß geriet, kam nicht mehr davon los.

Im Mittelalter der Menschheit war er zurückgekehrt, hatte ein kurzes Gastspiel auf der Erde gegeben, war jedoch mit dem Teufel in Konflikt geraten und wieder verschwunden. Sein Geist kehrte in die Dimensionen des Schreckens zurück, wo er sehr lange wartete und nach einer neuen Anlaufmöglichkeit suchte. Er selbst war >behindert<, denn seine vollen Kräfte hatte er nicht zurückgenommen. Er mußte sich stets einen Gastkörper suchen, damit er seine finsternen Pläne auch durchführen konnte.

Und er fand den Körper.

Gregg, der Tätowierer, war genau der richtige. Ihn konnte er leiten und für seine Pläne ausnutzen. Gregg gehorchte ihm, denn er schaltete dessen Willen aus.

Und Arkonada hatte mit der neuen Zeit Glück. Als er vor einigen Jahrhunderten auf die Erde zurückgekehrt war, da hatte es seinen alten Feind noch nicht gegeben. Da lag er noch in einem tiefen magischen Schlaf am Grunde des Meeres.

Inzwischen jedoch war er erwacht. Und er hatte seine Spuren hinterlassen, denn Myxin, den Magier, konnte man einfach nicht übersehen. Zudem war es ihm gelungen, sich auf eine andere Seite zu stellen. Er diente jetzt den Kräften des Lichts, und das nahm ihm Arkonada übel. Sie waren schon früher Rivalen gewesen. In der heutigen Zeit zählte Arkonada den Magier mit der grünlich schillernden Haut zu seinen Todfeinden, die es zu vernichten galt.

Er hatte genügend Informationen gesammelt und wußte genau, daß Myxin nicht allein stand.

Kara war bei ihm, die Schöne aus dem Totenreich und die Tochter des großen Delios, der einst in Atlantis ein Gegner aller Schwarzblüter gewesen war.

Sie mußte ebenfalls ausgeschaltet werden, wie auch die Menschen, die sich zu den Freunden des kleinen Magiers zählten. Da gab es einen Mann namens John Sinclair. Er nannte sich Geisterjäger, war sehr gefährlich, aber eben nur ein Mensch.

Darüber lächelte Arkonada, wenn er daran dachte, welche Macht er besaß. Menschen kamen da nicht mit. Die träumten höchstens davon, einmal so mächtig zu sein, wie er es war.

Deshalb war Arkonada ja so optimistisch.

Und doch ließ er eine gewisse Vorsicht walten. Er hatte viel über Myxin gehört, kannte jedoch nicht dessen genaue Stärke. Direkt wollte er sich ihm nicht nähern, sondern über seinen Mittelsmann, den er in Gregg gefunden hatte.

Er war ebenfalls ein Tätowierer und dem Bösen sehr zugetan. Bei ihm hatte der mächtige Arkonada leichtes Spiel gehabt. Gregg befand sich voll unter seiner Kontrolle, Arkonada hatte ihm das Wichtigste gegeben, das er zu vergeben hatte.

Den magischen Stift. Die Nadel für die Haut. Dieser Stift trug seine Handschrift. Er gehörte ihm, war von seinem Geist besetzt, und er würde dafür sorgen, daß alles klappte. Wenn Arkonada richtig darüber nachdachte, hatte er allen Grund, optimistisch in die Zukunft zu schauen, wobei er hoffte, daß er bald einen großen Sieg erringen würde. Gab es Myxin nicht mehr, war die Bahn für ihn frei ...

Gregg/Aronada stand vor den Zwillingen und schüttelte den hageren Schädel. Nein, das paßte ihm überhaupt nicht. Die Tätowierungen auf den nackten Oberkörpern der beiden waren verblaßt. Um den großen Auftrag jedoch erfüllen zu können, mußten sie stark sein. So stark wie nie. Stärker als alle Gegner, mit denen sie es zwangsläufig zu tun bekommen würden.

»Jaaa!« sagte er und ging dabei vorsichtig in die Knie, wobei seine alten Knochen häßlich knackten. »Ich muß es tun, ihr seid zu schwach. Zuviel Energie habt ihr verloren. Aus diesem Grunde werde ich euch wieder auffrischen und auffüllen.« Er lachte dumpf und strich dabei mit der freien linken Hand über sein blankgescheuertes Hosenbein. Die Zwillinge saßen wie zwei Steinfiguren vor ihm. Sie zuckten mit keiner Wimper. Auch dann nicht, als sich Gregg vorbeugte, den Arm ausstreckte und die Spitze der Tätowiernadel in die Nähe der Brust von Basil Bean brachte. Der senkte seinen Blick. Von oben herab starrte er auf die Klinge. Sein Mund öffnete sich ein wenig. Ein Zischen war zu hören, als er scharf den Atem ausstieß, denn im Gegensatz zu manchen Zombies atmete er, ebenso wie sein

Bruder.

»Es tut gar nicht weh!« hechelte Gregg, beugte sich noch näher, wobei sein scharf geschnittenes Gesicht vom Schein der Petroleumleuchte erhellte und einen rötlichen Anstrich erhielt. Auch die nach oben stehenden Haare änderten ihre Farbe. Sie sahen aus, als hätte man sie mit verdünntem Blut angestrichen.

Niemand sprach mehr.

Die Atmosphäre innerhalb des alten Hausbootes hatte sich verdichtet. Ein unseliger Geist schwebte im Raum, und er hielt alle Anwesenden in seinen Klauen.

Das Irdische war nur noch eine äußere Hülle. Arkonada hatte das Boot besetzt.

Nur schwach waren die ersten Tätowierungen auf den beiden bloßen Oberkörpern zu sehen. Das jedoch würde sich bald ändern, denn Gregg setzte seine Nadel an.

Er stach in die Haut und dabei genau in die Rinne. Für einen winzigen Moment zuckte Basil zusammen. Er zitterte, dann hatte er sich wieder unter Kontrolle, seine Schultern fielen nach unten, und er ließ alles über sich ergehen.

Gregg atmete hechelnd.

»Ja!« hauchte er. »Ja, das ist okay, das ist wunderbar. Wir schaffen es. Arkonada und ich bringen euch dahin, wo wir euch haben wollen. Ihr sollt uns verfallen, ihr werdet uns immer gehorchen.«

Und er zeichnete während dieser Worte. Tief stach er in die Haut, während der Griff der Nadel dabei aufleuchtete, seine Magie abgab und sie auf den Körper übertrug.

Ein Gesicht entstand. Ein Zerrbild - aber die Züge wiesen trotzdem eine frappierende Ähnlichkeit mit denen des Tätowierers Gregg auf. Sie wirkten wie eine häßliche Karikatur, doch es würde wohl kaum jemand geben, der über dieses Gesicht lachen konnte.

Zu bösartig war es auf die Brust des Mannes gezeichnet worden.

»Na?« flüsterte Gregg heiser. »Spürst du es schon?

Bemerbst du die Magie des alten Atlantis?«

»Ja!« ächzte Basil.

»Dann nimm das!« Gregg schrie die Worte, zog den Stift zurück und drückte ihn zweimal vor.

Jetzt hatte er die Augen nachgezogen.

Basil Bean begann zu schreien. Er schüttelte sich. Schmerz und Grauen kamen über ihn. Plötzlich zeigte er Gefühle, seine Haut nahm eine bläuliche Farbe an, dann sackte er auf dem Stuhl zusammen, während sich die Tätowierung deutlich von seiner Brust abhob. Sie hatte jetzt wieder die richtige Stärke.

Gregg konnte zufrieden sein, zog die Nadel zurück und drehte seine rechte Hand so, daß er sich die Spitze anschauen konnte.

Dort schimmerte ein blauer Tropfen. Während des Tätowievorgangs wurde die Farbe in die frische Wunde gedrückt. Woher sie kam, war Gregg schleierhaft.

Er gönnte Basil Bean noch einen knappen Blick. Viel war mit dem Mann nicht mehr los, aber er würde sich erholen, das war sicher. Nach einigen Minuten war er wieder so fit, daß er mit neuer Kraft in den Kampf ziehen konnte.

Ruckartig drehte der den Kopf, um Lester Bean anzublicken. »Auch du bist jetzt dran!« flüsterte Gregg, beugte sich vor und zielte mit der Nadel auf die Brust des zweiten Mannes. »Keiner bleibt verschont!« zischelte er. »Keiner! Und ich hoffe, daß ihr die anderen auch nicht verschont, denn sie müssen sterben!«

»Ja«, ächzte Lester. »Sterben ... wir werden ihn töten ...«

Nach diesen Worten war Gregg, alias Arkonada, fest davon überzeugt, daß die Lebensuhr des Magiers Myxin allmählich abließ ...

Erst raschelte es, dann wurde Papier zur Seite gedrückt, und im nächsten Moment erschien eine gichtkrumme Hand, die mich an die Klaue eines Zombies erinnerte.

Es war kein Zombie, sondern ein Mensch, den wir sprechen wollten. Nur hatte er sich einen besonderen Platz ausgesucht. Er lag nämlich auf einer Parkbank.

Nach zwei Prügeleien in finsternen Hafenkneipen und drei weiteren Fragestunden hatten wir das lauschige Plätzchen endlich gefunden. Auf dieser Bank nächtigte Hump Huxley, ein King unter den Arbeitsscheuen, aber ein Mann, der ausgezeichnet informiert war und praktisch über jeden im Hafen Bescheid wußte.

Wir wollten ihn nach den Tätowierern fragen.

Die Finger winkten uns zu. Wir sahen die breiten Traueränder unter den Nägeln und hörten im nächsten Augenblick seine kehlige Stimme irgendwo unter dem Zeitungspapier, mit dem er sich zudeckt hatte. »Wer wagt es, mich zu stören?«

»Die Polizei«, erwiederte ich.

»Bin nicht zu Hause.«

Ich lupfte die Zeitung an. »Kuckuck«, sagte ich und flötete zudem: »Du müßtest deine Mauern stabiler bauen, Hump.« Huxley verzog das Gesicht. »Sinclair ...«, brachte er mühsam hervor. »Dann ist dieser Chinese auch nicht mehr weit.«

»In der Tat«, sagte Suko.

Jetzt kam Huxley in die Höhe und schüttelte sein fast schulterlanges Haar. Wir gingen vorsichtshalber zwei Schritte nach hinten. Was da aus den Zotteln herausflog, war nicht gerade angenehm. Unter dem Busch sahen wir ein noch relativ junges Gesicht mit wachen, klaren Augen.

Huxley nickte. »Womit habe euch beide verdient?«

»Wir wollen nur etwas von dir wissen.«

»Keine Ahnung.«

»Hump, reiß dich zusammen«, sagte ich. »Du kennst uns und weißt, daß wir nicht lockerlassen.«

»Ja, das weiß ich.« Er nickte betrübt. »Aber ich kenne nun mal keine Dämonen.«

»Über die wollen wir von dir auch nichts wissen«, beruhigte ich ihn.

»Wunderbar. Dann kann ich ja verschwinden.« Er schwang schon die Beine von der Bank, stemmte sich hoch, doch er blieb in Sukos Griff hängen. Mein Freund lächelte freundlich, während Hump das Gesicht verzog, als hätte er Essig geschluckt.

Ich bohrte die Hände in die Taschen. »Du machst erst die große Platter, wenn wir es sagen.«

»Ich beuge mich der Gewalt.«

»O je, Gewalt, wenn ich das schon höre. Nein, mein Lieber, das ist keine Gewalt, die haben wir hinter uns, als wir uns nach dir durchfragten. Jetzt komm mal zur Sache. Wo finden wir einen Tätowierer, der sehr gut ist, aber nicht bekannt werden will. Das heißt, er hält sich zurück.«

Hump Huxley schüttelte wieder den Kopf. »Also, damit dürfen Sie mir nicht kommen.«

»Wieso?«

»Was habe ich mit Tätowierern zu tun?«

»Du kennst dich aus.«

Er winkte ab, kletterte auf seinen >Schlafplatz< und setzte sich auf die Lehne. »Die Jungs, die euch gesagt haben, wo ihr mich finden könnt, haben mich überschätzt.«

»Du bist doch hier der King, Hump!«

»Nein.«

»Also, raus mit der Sprache. Wir haben nicht viel Zeit. Wir wollen wissen, wer hier der große Tätowierer ist und wo er lebt.«

»Da gibt es viele.«

Suko nickte. »Das wissen wir. Aber wir meinen einen bestimmten, der sich Arkonada nennt.«

»Hä?«

Suko wiederholte den Namen.

»No, Sir, den kenne ich nicht. Komischer Name. Nadel-Willy kenne ich, dann den bunten Paul, aber Arkonada habe ich nie gehört.«

»Es kann ein Zweitname sein.«

»Trotzdem - nie gehört!«

»Du hast noch gar nicht richtig überlegt«, hielt ich ihm vor.

»Denk nach, Hump.«

»Ihr macht mich wahnsrnnig, Mensch.«

»Es ist immer besser, wenn man Freunde bei der Polizei hat.«

»Darauf kann ich verzichten, ehrlich.«

»Würde ich nicht so sehen.«

Er wühlte mit beiden Händen in seinen Haaren herum, murmelte mehrmals den Namen und schüttelte den Kopf.

»Ihr seid bei mir auf dem falschen Eimer, ehrlich.«

»Hat sich in letzter Zeit jemand aus dem Geschäft zurückgezogen?«

»Da gibt es viele.«

»Ich meine einen besonderen. Einen richtigen Künstler, wenn du verstehst, Hump.«

Jetzt dachte er nach und senkte dabei den Kopf. Er schaute auf seine schmutzigen Treter und lachte plötzlich auf.

»Ist dir die Erleuchtung gekommen?« wollte ich wissen.

»Wahrscheinlich. Ich würde vorschlagen, daß ihr euch mal um Gregg kümmert.«

»Wohnt der in der Nähe?«

»Er hat ein altes Boot. Da haust er, seit er sich aus dem Geschäft zurückgezogen hat.«

»Ist das weit von hier?«

»Nein. Geht dahin, wo die abgewrackten Schiffe liegen.«

»Davon gibt es viele. Wie erkennen wir den Kahn?«

»Ganz einfach. An Deck ist nichts mehr heil. Da liegen nur noch Trümmer.«

»Ich danke dir«, sagte ich und schlug ihm so kräftig auf

die Schulter, daß Staub aus dem Stoff wallte. »Du hast uns wirklich einen großen Dienst erwiesen.«

»Ach, geht zum Teufel.«

»Dann nehmen wir dich mit.«

Mit diesen Worten ließen wir ihn stehen und gingen davon. Vorbei an Rohstofflagern und großen Tankkesseln, näherten wir uns dem Platz, wo der Bentley stand.

»Glaubst du ihm?« fragte Suko.

»Ich muß ja.«

»Wir könnten zu Fuß dorthin gehen«, schlug mein Partner vor.

Die Idee war nicht schlecht. Hier stand unser Bentley eigentlich ganz gut. Er wurde von mehreren Tanklastzügen gedeckt. Wer konnte schon wissen, wie es weiter unten aussah.

»Ich nehme aber noch meinen Bumerang mit«, sagte ich und öffnete bereits die hintere Haube.

»Glaubst du, daß es rund geht?«

»Möglich.« Ich schlug die Haube wieder zu und nickte.

»Komm, laß uns verschwinden!«

Es war ein Weg, der uns eine gewisse Trostlosigkeit bot. Wir sahen keine schöne Landschaft. Hier wurde gearbeitet oder standen die Reste, die nicht mehr benötigt wurden.

Die Hausboote, das wußte ich, liegen nicht direkt am Ufer der Themse, sondern in kleinen Seitenkanälen, die vom Fluß her abzweigen. Da uns Hump den Weg beschrieben hatte, würden wir die Stelle auch finden.

Die Boote lagen nicht alle im Wasser, einige standen am Ufer. Wir sahen die Löcher im Rumpf und den Rost. Um diese Kähne kümmerte sich niemand.

Zum Wasser war es nicht weit, einige Schritte nur. Das Klatschen der Wellen begleitete uns. Manchmal liefen wir über feuchte Uferwiesen, dann sahen wir die ersten Boote. Sie schaukelten auf den Wellen.

Die meisten waren durch Stege mit dem Ufer verbunden.

Bei anderen Booten konnte man direkt von der Bordwand aufs Trockene springen. Menschen sahen wir kaum, hörten allerdings Kindergeschrei und entdeckten einmal eine Frau, die auf einem Hausboot eine längs über das Deck gespannte Leine mit Wäsche bestückte.

Den Fluß hörten wir nur. Eine schmale, mit Bäumen bewachsene Insel verwehrte uns den Blick darauf.

Trotz der vom Himmel herabscheinenden Frühlingssonne wirkte die Gegend grau und mies. Ebenso schlimm sahen die Boote aus. Manche waren wirklich nur Wracks.

Wir erkannten dies deshalb so gut, weil wir uns dicht am Ufer aufhielten.

Suko entdeckte den Kahn zuerst. Er streckte seine Hand aus und zeigte auf ein Boot, auf dessen Deck wirklich alles kreuz und quer herumlag. »Das muß der Kahn sein.«

Ich blieb stehen. Auf dem Schiff rührte sich nichts. Es sah tot aus, verlassen und verkommen. Ein Steg verband es mit dem Ufer, so daß wir es trockenen Fußes betreten konnten. »Er scheint nicht da zu sein«, murmelte ich.

»Warte es ab.« Suko schaute aus leicht verengten Augen zum Kahn hin. Er atmete nur durch die Nase, sein Blick war lauernd, mit der Zungenspitze fuhr er leicht über die Lippen.

Ich krauste die Stirn.

»Hast du was?«

»Vielleicht ist Gregg nicht allein«, vermutete ich. »Kann ja sein, daß er Helfer hat.«

»Und was bedeutet das für uns?«

»Daß wir mit allem rechnen müssen«, erwiderte ich. »Los, ich will hier nicht festwachsen.«

Ich hatte es wirklich eilig. Die Gefahr, die uns bedrohte, war mehr als unheimlich.

Ich erreichte als erster den Steg und setzte meinen Fuß auf die Planken.

Wenn jetzt jemand vom Schiff herschaute, konnte er mich

deutlich sehen, denn meine Umrisse hoben sich klar und scharf vom dunkleren Holz des Stegs ab.

Wie auf dem Präsentierteller kam ich mir vor und fühlte mich als langsam vorangehende Zielscheibe verdammt nicht wohl. Ich sprang an Bord und wäre fast über eine querliegende Bohle gestolpert aber es ging alles glatt, und auch Suko hatte keinerlei Schwierigkeiten, an Deck zu gelangen. Er blieb neben mir stehen und schaute sich um. »Jetzt müssen wir ihn nur noch finden.«

»Erst einmal den Niedergang.«

»Stimmt.«

Das Chaos an Deck konnte man wirklich als vollkommen bezeichnen. Es gelang uns nicht, einen normalen Schritt zu tun, ohne daß wir über irgend etwas stolperten.

Wenn sich jemand unter Deck aufhielt, würde er unsere Schritte hören, die als dumpfes Echo nach unten klangen.

Das gefiel uns überhaupt nicht.

Wo befand sich der Niedergang?

Ich entdeckte ihn schließlich. Hinter vergammelten, zusammengerollten und mit grünweißem Schimmel bedeckten Taurollen befand sich die Klappe, die den Eingang in den Bauch des Schiffes bildete.

Da mußten wir runter.

Während Suko sie hochhievte, stand ich mit gezogener Beretta neben ihm und zielte mit der Mündung auf die Öffnung.

Die Scharniere quietschten und ächzten, als der Inspektor die Klappe nach oben zog. Staub rieselte in die Luke, und ein feuchtmuffiger Geruch strömte uns entgegen.

»Da scheinen Lumpen zu vergammeln und zu verschimmeln«, sagte ich. Das durch die Luke fallende Licht reichte aus, um ein helleres Viereck auf den Schiffsboden zu zeichnen.

Ich ging in die Knie, streckte ein Bein aus und stellte den Absatz auf die oberste Sprosse der nach unten führenden Leiter.

Sie hielt mein Gewicht, und ich konnte es wagen, in den Schiffsbauch zu steigen.

Suko wartete oben, um mir Rückendeckung zu geben. Am Leiterende landete ich in einer Wasserpfütze, die sich in einer kleinen Mulde im Holz gesammelt hatte.

Ein schneller Blick nach vorn zeigte mir, daß ich nicht erwartet wurde.

Licht sah ich nicht. Nach ungefähr zwei Yards verschwanden die Konturen in der Dunkelheit.

Ich schnippte mit den Fingern. Für Suko war es das Zeichen, mir zu folgen.

Der Inspektor kletterte geschmeidig die Leiter hinunter und atmete auf, als er neben mir stand.

Wir fühlten uns wie zwei Wachhunde, die irgend etwas entdeckt hatten, aber nicht wußten, was es war.

Mir gefiel das Schiff nicht. Meine warnenden Instinkte und Gefühle hatten sich im Laufe der Zeit gut entwickelt. Und jetzt klingelte es bei mir leise Alarm.

»Merkwürdig«, hauchte auch mein Freund, als wir vorgingen.

Der dunkle Bauch des Schiffes schluckte uns. Zum Glück liefen wir nicht mehr durch Wasser. Das Platschen hätte uns leicht verraten können.

Ein Schiffsbauch enthält Lagerräume. Sie sind im Normalfall mit Schotter oder Luken miteinander verbunden. Hier suchten wir so etwas vergebens, erreichten allerdings eine Tür. Als wir sie uns näher anschauten, stellten wir fest, daß diese Tür nachträglich eingebaut worden war.

»Sieht stabil aus«, flüsterte Suko, als er seine Finger über das Holz gleiten ließ.

»Das ist sie sicherlich auch.«

Suko suchte nach der Klinke, fand einen Knauf und konnte ihn herumdrehen.

»Das Ding ist offen«, wisperete er.

»Dann mal rein.«

Ich hielt meine Taschenlampe bereit. Aber nicht nur sie, auch die Beretta.

Sukos Waffe lag ebenfalls in seiner Rechten. Er trat über die Schwelle, und wir schauten beide in einen ehemaligen Lagerraum, der zum Wohnraum umfunktioniert worden war. Nur schwach waren die Umrisse zweier Stühle zu erkennen. Das gleiche galt auch für einen Tisch. Graue Flecken hoben sich rechts von uns an der Wand ab.

Verhängte Fenster oder Luken.

Und Menschen?

Aus der Dunkelheit vor uns hörten wir eine höhnische Stimme. »Kommt ruhig näher, wir haben euch schon erwartet!«

Damit hatten wir nicht gerechnet, reagierten aber wie abgesprochen.

Blitzschnell huschte Suko nach rechts weg, ich nach links. Die Mündungen der Pistolen zielten in das graue Dämmer hinein, wo wir leider keine Ziele sahen.

Aber die Stimme blieb.

»Ich bin Gregg, des Satans Tätowierer«, hörten wir sie.

»Und ich werde dafür sorgen, daß ihr die Hölle erlebt und nie mehr zurückkehrt!«

Versprechungen, die ich kannte und deshalb auch nicht so ernst nahm.

»Zeig dich, wenn du Mut hast, Gregg!«

»Sicher.«

Wir warteten. Noch tat sich nichts. Alles blieb düster. Wir sahen den Sprecher nicht. Er mußte meiner Ansicht nach irgendwo am Boden kauern, denn im Dämmerlicht hob sich seine Gestalt nicht ab.

»Schaut genau zu«, vernahmen wir wieder die Stimme des Unsichtbaren. »Ihr wolltet mich sehen, und das könnt ihr jetzt. Aufgepaßt!«

Wir rechneten damit, daß sich eine Gestalt aus der Dunkelheit erheben würde.

Dies geschah nicht.

Statt dessen sahen wir vor uns einen seltsamen blauen Schein, der einen Stich ins Türkis hatte.

Der Schein war erst nur ein schwaches Leuchten, nicht viel größer als ein Rad, wobei es an den Enden flimmerte. Doch er wurde von Sekunde zu Sekunde größer, hatte plötzlich die Hälfte des Raumes ausgefüllt und ihn auf eine merkwürdige Art erhellt, denn wir konnten endlich unseren Gegner erkennen.

Einen Gegner?

Nein, das war nicht nur einer, das waren zwei Gestalten, die da vor uns standen.

Unheimlich anzusehen. Beide wirkten sie geisterhaft und konnten einem Angst einjagen.

Da war einmal der Alte, der geduckt dastand, den Kopf geierartig vorgereckt. Sein Gesicht war zu einem grausamen Grinsen verzogen. Die Hände waren gekrümmmt, die Finger wirkten wie die Krallen eines Vogels, so mager waren sie, mit spitzen Nägeln, und sie zitterten ebenso wie die Gestalt des Alten.

Ja, das war des Satans Tätowierer.

Die zweite Gestalt entdeckten wir ebenfalls. Sie war nur ein Schemen und schwebte hinter ihm.

Ein Geist?

Vielleicht. Ebenfalls bläulich schimmernd, leicht durchsichtig, in den Umrissen einer menschlichen Gestalt mit einem Kopf und langen Haaren.

Gregg und Arkonada!

Ja, ich war mir plötzlich sicher, beide vor mir zu sehen.

Wobei Gregg durch Arkonada geschützt wurde.

Ich wollte mein Kreuz hervorholen. Vielleicht konnte ich damit die Magie bekämpfen und stoppen.

Aber so weit kam es nicht.

Plötzlich war das Licht da.

Wie eine gewaltige Decke und blitzschnell war es über

uns. Es erfaßte unsere Körper. Wir wollten wohl beide etwas dagegen tun, schafften es jedoch nicht und erlebten mit, wie uns Kräfte aus einer uralten und unheimlichen Welt zu Spielbällen degradierten ...

Basil und Lester Bean hatten einen klaren Auftrag erhalten.
Sie sollten Myxin, den Magier, vernichten!

Durch die Kraft der neuesten Tätowierung fühlten sie sich ungemein stark, aufhalten konnte sie nichts mehr.
Sie dachten nicht mehr menschlich, denn in ihnen steckte der Geist einer uralten Zeit, als es noch keine Technik, noch keine Flugzeuge oder Autos gab. Dafür jedoch etwas anderes.

Schwarzer Magie!

Und diese war stark. Sie stemmte sich gegen die Naturgesetze und hob, wenn sie wollte, diese Regeln auf, und die beiden Männer waren durch diesen Geist besetzt.

Er spornte sie an, und er hatte ihnen das Ziel klar eingegeben. Während Gregg, alias Arkonada, zurückblieb, gingen die Zwillinge ihren Weg.

Sie kannten das Ziel, und sie wußten, daß der unheimliche, aber ungemein starke Geist sie dorthin schaffen würde.

Das Ziel waren die Flammenden Steine!

Flaming Stones!

Ein Gebiet irgendwo in England. Uralt, geheimnisumwittert. Vielleicht sogar unheimlicher als die bekannten Steine von Stonehenge. Eingebettet von bewaldeten Hügeln standen sie als stumme Wächter einer Zeit, die längst vergangen war.

Aber die Steine lebten. Sie waren mächtig, sie glichen empfindlichen Sensoren, die magische Störungen auffingen.

Ihre Kraft glich der einer sprudelnden und nie versiegenden Quelle, und sie gehörten zu denen, die ebenfalls aus einer anderen Zeit stammten.

Myxin und Kara!

Die Flammenden Steine waren ihr Gebiet. Ihre Heimat und gleichzeitig ihre Forschungsstätte. Die Steine sagten ihnen oft genug, wenn Gefahr im Verzug war. Sie warnten vor schlimmen Dingen, und sie waren gleichzeitig die Wegweiser in andere Welten.

Der kleine Magier und die Schöne aus dem Totenreich hielten sich oft bei den flaming stones auf. Wenn sie ihr Geheimnis enträtselten, hatten sie viel gewonnen.

Beide, Myxin und Kara, wußten von den Großen Alten. Diesen Urgötzen oder Urdämonen, die vor Äonen existiert hatten und das Grauen verbreiteten.

Sie wollten zurückkehren und dort ansetzen, wo sie nach dem Untergang des Kontinents gestoppt worden waren. Es gab zahlreiche Stellen auf der Welt, die auf die Großen Alten hindeuteten, man mußte sie nur finden. Wobei diese Urgötzen selbst oft Menschen fanden, die sich in ihre Dienste stellten. Wie viele Diener es damals gegeben hatte, die den Großen Alten Tribut zollten, wußte selbst Myxin nicht, obwohl er in Atlantis ebenfalls zu den Schwarzen Magieren gehört hatte.

Myxin und Kara hatten unter den Menschen Freunde, die sich gegen die gefährliche Magie aus der Vergangenheit stemmten. Da stand ein Mann wie John Sinclair mit an der Spitze, dennoch hatte es Myxin nicht so gern, wenn er sich um Fälle kümmerte, die die Großen Alten berührten. John hatte genug mit der Hölle und deren Abgesandten zu tun. Die anderen Dinge sollte er ruhig Myxin und Kara überlassen.

Im Lauf der Zeit war der kleine Magier wieder erstarkt. Er stand nicht mehr hinter Kara zurück, die beiden ergänzten sich großartig. Myxin beherrschte vor allen Dingen wieder

seine geistigen Kräfte. So waren Telepathie, Telekinse und Teleportation kein Problem für ihn.

All diese Kräfte aktivierte er zwischen den Flammenden Steinen, wo er sich zumeist aufhielt

Es war ein sonderbarer Platz. Er lag irgendwo in England. Eine magische Zone, die von äußereren Einflüssen relativ unabhängig geblieben war, und Menschen entdeckten sie kaum. Irgend etwas leitete sie immer daran vorbei, so daß Kara und Myxin ungestört blieben.

An diesem Tage war der kleine Magier allein bei den Steinen. Er hatte sich über Kara gewundert. Die Schöne aus dem Totenreich spürte bereits die gesamte Zeit über eine gewisse Unruhe, für die sie keinerlei Erklärung hatte.

Sie war schließlich gegangen und hatte Myxin allein zurückgelassen.

Auch der kleine Magier merkte, daß etwas nicht stimmte. Er stand zwischen den Steinen und wirkte inmitten der hoch aufragenden Felsklötze fast winzig, aber das täuschte.

Myxin war von der Körpergröße her nicht so groß wie ein normaler Mensch, doch unterschätzen durfte man den Magier in seinem langen Mantel und der leicht grünlich schimmernden Haut beileibe nicht.

Er konnte kämpfen und hatte manch mächtigen Dämon das Fürchten gelehrt. An mächtige Dämonen dachte er in diesen Augenblicken auch. Myxin wunderte sich darüber, daß er so seltsam fühlte. Es waren Zeichen, Vorboten, daß irgend etwas in der Luft lag, von dem er nichts Genaues sagen konnte.

Er wollte es noch nicht als Gefahr bezeichnen, aber da existierten Kräfte, die ihre Fühler ausstreckten und auch die Flammenden Steine nicht verschonten.

Myxin drehte sich und schaute zum Himmel. Er sah die blassen Aprilsonne, deren Strahlen auf die bewaldeten Hügel in der unmittelbaren Umgebung tupften. Er hörte das Murmeln des Bachs, eine insgesamt sehr friedliche Stim-

mung, und auch das Zwitschern der Vögel trug dazu bei.

Trotzdem traute er der Ruhe nicht.

Etwas war da ...

Eine Gefahr!

Myxin stand immer auf der Lauer. Seine aus alter Zeit stammenden mächtigen Gegner schliefen nicht. Diese unheimlich starke Magie hatte ebenso überlebt wie er, und sie war dabei, sich auf der Erde einen Stützpunkt aufzubauen.

Wenn sie das schaffte, mußten Hindernisse aus dem Weg geräumt werden. Diese Hindernisse waren nicht nur Menschen, sondern auch andere Dinge, zum Beispiel die Flammenden Steine.

Zahlreiche mächtige Dämonen aus der alten Zeit hätten viel dafür gegeben, wenn die Steine nicht mehr existierten. Das wußte der kleine Magier, und deshalb war er so wachsam.

Es gefiel ihm nicht, daß Kara verschwunden war. Zu zweit waren sie mächtiger, und er versuchte, sich zu konzentrieren, um mit der Schönen aus dem Totenreich in geistigen Kontakt zu treten. Wenn er ihre Gedanken empfing, konnte sie ihm auf telepathischem Wege mitteilen, wo sie sich befand.

Genau in der Mitte zwischen den Steinen sank der kleine Magier zusammen. Er setzte sich auf den weichen Grasboden, seinen Kopf senkte er nach vorn. Er schaltete völlig ab und konzentrierte sich auf Kara.

Im Normalfall war dies für ihn kein Problem. Die beiden standen stetig in einer gewissen Verbindung. Kara würde ihn hören, sie mußte ihn hören, aber sie rührte sich nicht. Myxin kam nicht durch!

Es war eine schlimme Tatsache, die er nicht wegleugnen konnte. Irgendwo gab es da eine Barriere, die seinen Gedankenfluß stoppte oder zurückschleuderte wie ein Spiegel das Licht, so daß er einfach keine Chance hatte, Kara zu erreichen.

Man konnte den kleinen Magier nicht als ein ängstliches Wesen bezeichnen, in diesem Falle jedoch verspürte er Furcht.

Wenn es um Kara ging, reagierte Myxin sehr sensibel. Zudem wußte er nicht, wo sie steckte, und auch jetzt bekam er keinen Kontakt.

Was war mit ihr geschehen?

Verzweifelt stellte sich der kleine Magier diese bange Frage ...

Auch Kara dachte an Myxin. Und bei ihr trafen die gleichen Bedingungen zu. Es gelang ihr einfach nicht, eine geistige Brücke zu dem kleinen Magier herzustellen.

Irgendwo war eine Sperre.

Kara hatte die flaming stones verlassen, weil sie spürte, daß sich etwas tat. Allerdings konnte sie darüber nichts Konkretes mitteilen, deshalb hatte sie Myxin nicht eingeweiht und war allein gegangen.

Das Gebiet der Flammenden Steine lag jetzt hinter ihr. Der Wald hatte sie geschluckt. Kara ging davon aus, daß sich die Gefahr dem Zentrum erst noch nähern würde und sich zwangsläufig erst einmal irgendwo konzentrieren mußte. Das konnte durchaus der die Flammenden Steine umgebende dichte Wald sein. Aus diesem Grunde war sie in ihn eingetaucht und bewegte sich vorsichtig über die auch tagsüber düster wirkenden schmalen Wildpfade. Hin und wieder schimmerte die Sonne durch. Dann warf Kara einen Blick in die Höhe, schaute durch das Filigran der Äste und sah zum Greifen nah die doch so weit von der Erde entfernte weiße Scheibe, die am blaßblauen Himmel schwebte. Sonne gibt Wärme. Sonne bedeutet Leben. Doch das spürte Kara in diesen Augenblicken nicht. Sie meinte sogar, eine gewisse Kälte zu empfinden, die jedoch keinen normalen Ursprung hatte.

Auf einer kleinen Lichtung blieb sie stehen. Von hier aus konnte sie die Steine nicht mehr sehen. Zu dicht war der Wald, der den Abhang bedeckte.

Kara schleuderte ihr blauschwarzes langes Haar zurück. Sie blieb stehen und legte ihre rechte Hand auf den Griff des Schwerts mit der goldenen Klinge.

Diese Waffe war ungemein wichtig für sie. Ihr Vater hatte sie der Schönen aus dem Totenreich vererbt. Kara konnte mit dem Schwert nicht nur kämpfen, es diente gleichzeitig als Katalysator für andere Welten. Und wenn sie jetzt noch den Trank des Vergessens gehabt hätte, wäre sie zufrieden gewesen. Aber den besaß der Spuk, und der würde ihn auf keinen Fall herausgeben.

Auch ohne Trank wußte sich Kara zu wehren. Sie hatte sich eben darauf eingestellt, und da war es besonders das Schwert mit der goldenen Klinge, das ihr große Dienste erwies.

Angespannt war ihre Haltung. Nichts regte sich in dem schmalen Gesicht mit den hochstehenden Wangenknochen. Sie glich in diesen Augenblicken einem witternden Waldwesen, das sich auf eine allmählich heranschleichende Gefahr einstellen will.

Die Stille fiel ihr auf.

Eine Ruhe, die es eigentlich nur in der Nacht gab. Für den Tag war sie mehr als ungewöhnlich, wobei sich Kara den Grund wirklich nicht erklären konnte.

Noch nicht ...

Sie war allerdings sicher, daß es mit ihrer inneren Unruhe zusammenhing, die sie so plötzlich verspürte, als sie das Gebiet der magischen Steine ohne große Erklärung verlassen hatte. Es war nicht richtig gewesen, denn Myxin machte sich sicherlich Gedanken.

Sie spürte ein heftiges Rauschen im Kopf, das sich auflöste und sich als zahlreiche Stiche verteilte.

Kara wankte.

Für einen Moment nur hatte sie diesen seltsamen Schmerz gespürt. Sie streckte den Arm aus und hielt sich an einem Baumast fest, wobei sie darüber nachdachte, was dieses Phänomen zu bedeuten hatte.

Ihr fiel die Lösung nicht ein. Ihr Gehirn wollte nicht mehr arbeiten. Kara verspürte eine eigenartige Leere.

Dann ging es vorbei.

Sie schüttelte den Kopf und stellte fest, daß sie nun wieder klar denken konnte. Auch die Umgebung nahm sie besser auf. Dies war wichtig, denn sie bemerkte, daß sich der Wald noch mehr verdunkelt hatte.

Da die Sonne noch längst nicht versunken war, mußte dies einen anderen Grund haben. Kara, sehr mißtrauisch, begann, nach dem Grund zu forschen.

Ihre Blicke ertasteten und durchstreiften die nähere Umgebung, und sie stellte fest, daß die sie umgebende Dunkelheit nicht normal war.

Da waren Schatten entstanden. Seltsame, lange, dunkle Schatten, die nicht nur über den Boden huschten, sondern auch an den Stämmen hochkletterten, bis sie den Wirrwarr aus Zweigen und Ästen erreichten, wo sie an einigen Stellen das Sonnenlicht verdunkelten.

Die Schöne aus dem Totenreich konzentrierte sich auf die Schatten. Normal waren sie nicht. Die stammten weder von den Bäumen noch von irgendwelchen Büschen. Ihre Quelle lag woanders.

Leider befand sich Kara nicht in der Lage, diese zu orten.

Und war es nicht auch kälter geworden?

Über ihren Rücken rann eine Gänsehaut. Die Lippen zuckten, denn sie spürte die Kälte genau, und sie war fest davon überzeugt, es nicht mit einem normalen Temperatursturz zu tun zu haben.

Da steckte etwas anderes hinter!

Kara war eine sensible Person. Sie merkte Veränderungen

der unmittelbaren Umgebung sehr schnell, und sie streckte wie ein Insekt ihre Fühler aus.

Wo hockten sie?

Kara schluckte. Ihre Hände bewegten sich. Manchmal schlossen sie sich zu Fäusten, die Fingernägel berührten das Fleisch der Handballen, und sie stachen in die Haut wie kleine Messer.

Die Schatten bewegten sich wieder.

Plötzlich begannen sie zu tanzen, warfen ein zuckendes Muster auf den Boden, und Kara, die sehr genau schaute, erkannte, daß sie nicht schwarz waren, sondern violett.

Ja, eine Mischung zwischen violett und blau.

Seltsam, diese Farbe ...

Über ihren Körper rann es weiterhin kalt. Sie stand im Wald, und Äste und Zweige der Bäume bildeten ein schützendes Dach über ihr.

Aber schützte es tatsächlich?

Darauf wollte Kara sich nicht verlassen. Es konnte auch ein Gefängnis sein, das sie nicht mehr freilassen würde. Dieser Wald war von irgend etwas magisch beeinflußt worden, und als ein Schatten langsam auf sie zu kroch, da blieb sie einfach stehen.

Bis der Schatten sie berührte!

Kara durchzuckte es, als habe ihr jemand einen Schlag mit der Peitsche versetzt. Sie schüttelte sich, ihre Haare begannen zu knistern, und hastig sprang sie zurück.

Die Schatten waren gefährlich!

Durch die Berührung hatte die Schöne aus dem Totenreich den Beweis erhalten, daß es in diesem Wald nicht mit rechten Dingen zuging. Hier lauerten andere Kräfte, Gegenkräfte, und sie hielten das Gebiet besetzt.

Kara wich zurück. Dabei warf sie einen Blick über die Schulter. Auch hinter sich entdeckte sie die langen Finger der blauvioletten Schatten, die immer näher krochen und sie umfangen wollten.

Kara sah sich eingekreist.

Auf keinen Fall durfte sie noch länger an dieser Stelle verweilen. Sie mußte so rasch wie möglich weg und das Schutzgebiet der Flammenden Steine erreichen.

Kara stieß sich ab.

Ihr Sprung war gewaltig, sie schnellte über den vor ihr zitternden Schatten hinweg und befand sich noch in der Luft, als sie bereits den Schlag verspürte.

Heftig war er geführt worden. Kara schrie, obwohl sie es nicht wollte. Ihr Gesicht verzerrte sich dabei, sie fühlte für den Bruchteil einer Sekunde den Schatten wie eine gierige Hand, der ihren Körper streifte.

Dann hatte sie es geschafft!

Mit beiden Füßen erreichte sie den Boden, und die Schmerzen vergingen. Ein wenig rutschte sie noch vor, hielt sich an einem tief hängenden Ast fest und zog sich an diesem wieder in die Höhe.

Endlich stand sie - und hatte die Schatten hinter sich gelassen.

Kara blieb stehen und zog ihr Schwert.

Die Schöne aus dem Totenreich wollte kämpfen. Obwohl sie wußte, daß ihre Chancen nicht gut standen, denn gegen die Schatten würde sie kaum bestehen können. Wie sollte sie einen Gegner vernichten, der sich nicht körperlich zeigte?

Aber Kara wollte nicht aufgeben. Und eine Flucht wäre wie eine Kapitulation gewesen.

Sie suchte die Schatten!

Momentan entdeckte sie ihre Gegner nicht. Sie hielten sich irgendwo verborgen, gut gedeckt durch dicht wachsendes Unterholz.

Dann huschte der erste heran.

Er war schnell, mit normalen Blicken kaum zu verfolgen, und er war so rasch bei Kara, daß es ihr kaum gelang, ihn abzuwehren. Trotzdem riß sie ihr Schwert in die Höhe und führte einen Streich, der einen Halbbogen von oben nach

unten schnitt, mit der spitzen Klinge den Schatten berührte und ihn durchtrennte.

In der Tat wurde er geteilt, und Kara, die schon lächeln wollte, unterdrückte ihr Triumphgefühl, denn sie spürte den jähnen Schmerz, der sie urplötzlich packte.

Da sie den Blick dabei gesenkt hielt, konnte sie genau erkennen, was geschehen war.

Der Schatten griff das Schwert an!

Er war nicht weitergewandert, sondern von der Klinge aufgesaugt worden. Ihr goldener Schimmer veränderte sich plötzlich, wurde dunkel und zeigte ein tiefes Blau-Violett. Das brachte die Schöne aus dem Totenreich völlig aus der Fassung. Das hatte sie noch nie erlebt. Bisher war es der goldenen Klinge gelungen, allen Gefahren zu trotzen, nun aber wurde das Schwert selbst in Mitleidenschaft gezogen, und es ging auf die angreifende Schwarze Magie ein.

Als Kara sich von dem ersten Schrecken erholt hatte und mit der Schwertspitze eine Furche in den Waldboden zog, da merkte sie, wie weich das Metall geworden war.

Es hatte sich tatsächlich verändert.

Kara schluckte. Sie taumelte zurück und warf sich dann herum, um zu fliehen.

Kara hielt es in diesem Wald nicht mehr aus. Er war ihr unheimlich geworden. In ihm steckten Kräfte, denen sie auch mit dem Schwert nichts entgegensetzen konnte, und sie rannte weg, als wären Furien hinter ihr her.

Kara floh nicht allein aus Furcht. Sie dachte an die Flammenden Steine, denn sie hatte plötzlich das Gefühl, daß dieser Angriff nicht nur ihr galt, sondern auch den Steinen.

Sie war in die Ausläufer der Attacke hineingeraten und mußte nun zusehen, wie sie da wieder herauskam.

Das warnende Gefühl hatte schon seine Richtigkeit gehabt. Die anderen Kräfte lauerten nicht nur, sie schlugen bereits zu. Während sie rannte, waren ihre Gedanken nicht nur bei der sie bedrohenden Gefahr, sondern auch bei ihrem

Partner Myxin, den sie allein bei den flaming stones zurückgelassen hatte.

Wenn ihre Gegner angriffen, wollten sie nicht nur einen vernichten, sondern beide.

Konnte sich Myxin wehren?

Kara beschleunigte ihre Schritte. Es war für sie nicht einfach, durch den dichten Wald zu laufen. Sie mußte oft genug tief hängenden Zweigen, Ästen oder ganzen Bäumen ausweichen, lief einen Zickzackkurs, wobei ihre Füße manchmal tief im weichen Boden versanken.

Die Angst stachelte Kara an.

So etwas war ihr selten passiert. Sie hatte den Kopf in den Nacken geworfen, schaute in die Höhe und sah über sich das Netz der Zweige, hinter dem die Sonne als glühender Ball stand.

Dieses schwarze, vor der Sonne stehende Muster aus Zweigen begann zu tanzen. Es bewegte sich im Rhythmus ihrer Schritte, wischte einmal nach links, dann nach rechts und hob und senkte sich.

Karas Beine behielten das Tempo bei, zudem senkte sich das Gelände jetzt, so daß sie Mühe hatte, überhaupt auf den Füßen zu bleiben, und sie hatte das Pech, in ein unter altem Laub verstecktes Loch zu treten.

Diesen Fehlritt konnte sie nicht ausgleichen. Ihre eigene Geschwindigkeit schleuderte sie nach vorn und zu Boden. Jetzt erwies sich das Schwert als hinderlich. Sie kantete es noch herum, die Spitze raste dem Boden entgegen, drang ein, doch als Stütze war es trotzdem nicht zu gebrauchen. Kara stürzte zur Seite und blieb liegen.

Sie war erschöpft. Unter sich fühlte sie den kühlen Grund. Eine Wohltat, wie sie zugeben mußte, und sie war so weit, daß sie einfach liegenbleiben wollte.

Das gestattete man ihr nicht, denn die Schatten waren da!
Und wie!

Kara hatte kaum den Kopf ein wenig zur Seite gedreht

und angehoben, als sie von den langen, düsteren Armen erreicht wurde. Plötzlich verdunkelte sich ihr Gesichtsfeld. Sie wälzte sich auf den Rücken und sah sich eingehüllt. Jetzt konnte sie sich nicht mehr bewegen. Steif lag die Schöne aus dem Totenreich auf dem Boden. Sie erlebte eine Hölle, obwohl sie keine Schmerzen verspürte, aber ihre Gedanken waren nach wie vor klar.

Noch immer hielt sie den Schwertgriff fest. Durch die Drehung hatte sich die Waffe verkantet. Zum Griff hin bildete Karas Arm eine schiefe Ebene. Längst war ihr Blickfeld nicht mehr klar. Getrübt durch den violetten Schein, sah sie die Bäume nur noch verschwommen. Vergeblich versuchte sie, ihre Kräfte zu mobilisieren. Vielleicht hätte ihr gerade jetzt der Trank des Vergessens helfen können, den allerdings besaß sie nicht.

Wer war der Gegner?

Trotz der magischen Lähmung, die Kara umfangen hielt, mußte sie daran denken, und sie erinnerte sich wieder an den Spuk, denn er stand ebenfalls nicht auf ihrer Seite. Hatte er vielleicht die Schatten geschickt? Oder war er es selbst, der sich ihr näherte?

Nein, die Schatten des Spuks waren dunkler. Sie vermittelten einen noch gefährlicheren Eindruck, aber es täuschte. Die andere Kraft, die sie hier umfangen hielt, war ebenso schlimm.

Dann sah sie die Bewegung.

Vor ihr, genau zwischen zwei dicken Bäumen, deren Astwerk ineinander überging, zitterte etwas.

Der Gegner!

Vielleicht doch der Spuk?

Ein Irrtum! Da stand ein anderer, und Karas Augen wurden weit vor Entsetzen ...

Der Kontakt zu Kara war abgerissen!

Myxin konnte es drehen und wenden, nach Erklärungen und Ausreden suchen, doch es blieb eine unumstößliche Tatsache: Er hatte keinerlei Verbindung mehr zu seiner Partnerin.

Schluß ...

Es gab zwei Möglichkeiten für den kleinen Magier. Er konnte gehen und Kara suchen, dann mußte er das unmittelbare Gebiet der flaming stones verlassen. Doch das wollte er nicht, denn wenn es eine Rettung gab oder geben konnte, dann wahrscheinlich nur durch die Flammenden Steine. Über sie wollte er Kontakt aufnehmen.

Bisher war es so gewesen, daß es Kara zumeist gelang, die Steine zu aktivieren. Wenn sie, ihr Schwert und die Steine eine Dreieck-Verbindung eingingen, wurde ein magisches Kraftfeld heraufbeschworen, das von den Schwarzblütern gefürchtet wurde.

Aber Myxin stand allein.

Abermals versuchte er, Kontakt zu Kara herzustellen. Er konzentrierte sich auf sie. Sein Gesicht schien dabei einzufrieren. Myxin sammelte seine Para-Kräfte, ließ ihnen freien Lauf und suchte die Verbindung. Kara mußte sich rühren. Und wenn es nur ein winziger Kontakt war.

Da existierte eine Mauer!

Eine magische Sperre, die Myxin nicht überwand. Sie reflektierte seine Kräfte zu stark, schleuderte sie auf ihn zurück, so daß ihm der Kontakt mit der Schönen aus dem Totenreich versagt blieb.

Der kleine Magier ächzte.

Da er nicht wußte, wo sich Kara befand, konnte er sich auch nicht zu ihr teleportieren. Aus diesem Grunde war es zwecklos, weiterhin seine Kräfte zu mobilisieren, er würde immer nur ins Leere stoßen.

Myxins schmale Schultern sanken noch mehr zusammen. Für einen Moment wirkte es so, als könne er sich nicht mehr

auf den Füßen halten, dann ging ein Ruck durch seine Gestalt.

Nein, er würde es weiter versuchen. So schnell gab er nicht auf ...

Seine Gedanken stockten. Plötzlich dachte er nicht mehr an sein Vorhaben, denn etwas geschah um ihn herum.

Die Steine meldeten sich.

Sie hatten ihren Namen flaming stones wegen ihrer flamenden roten Farbe erhalten, doch in dem nächsten Augenblick straften sie diesen Begriff Lügen.

Die Steine veränderten sich nicht zu roten Feuersäulen, blieben auch nicht grau, sondern nahmen eine andere Farbe an. Aus den Tiefen des Gesteins drang etwas hervor und erreichte die Oberfläche der vier nach oben stoßenden Blöcke. Myxin stand wie festgenagelt auf dem Fleck. Er konnte sich die Veränderung der Steine nicht erklären und war Zuschauer bei einem unheimlichen Prozeß.

Etwas Dunkles war im Innern der Steine aufgeflammt. Es breitete sich wie ein Tuch aus, und es drang gleichzeitig so weit vor, daß es auch an der Oberfläche zu sehen war.

Nein, das war kein rotes Schimmern, kein geheimnisvolles Glühen wie sonst, sondern eine kalte, violette Farbe, die einen seltsamen Stich ins Blaue hatte.

Myxin war fasziniert und gleichzeitig erregt. So etwas hatte er noch nie erlebt. Er hätte es kaum für möglich gehalten, daß sich die Steine nicht in seinem Sinne veränderten. Sie standen gegen ihn.

In der Farbintensität war dieses Blaus zu vergleichen mit dem Rot, das sie ansonsten zeigten. Und sie sandten magische Strahlen aus. Unsichtbare Wellen liefen von ihnen aus, um Myxin zu erreichen. Sie tasteten sich vor, berührten ihn, drangen in seinen Körper und versuchten, Myxins Geist zu beeinflussen.

Fremde Gedanken schwirrten in seinem Kopf herum. Und er identifizierte sie trotz des gewaltigen Durch-

einanders. Diese Gedanken stammten nicht von dieser Welt, auch nicht aus dieser Zeit, sondern aus einer, die weit zurücklag.

Atlantis!

Wieder griff der unheimliche Zauber dieses längst versunkenen Kontinents hart in die Gegenwart hinein, um das Grauen zu erwecken. Die Vergangenheit wollte auferstehen, sie kroch durch die Steine heran und benutzte diese als Katalysator.

Also mußten die Flammenden Steine aus Atlantis stammen. Dann waren sie ein Rest dieser gefährlichen Zeit, die für zahlreiche Menschen im dunkeln lag.

Myxin schaute zu.

Fassungslos, wie er sich selbst eingestand, und er sah, daß die vier Steine durchsichtig wurden, obwohl das kalte blaue Licht in ihrem Innern blieb.

Ein kaum zu erklärender Vorgang. Die Steine erinnerten Myxin jetzt an gläserne Denkmäler.

Der kleine Magier ging zurück. Er setzte nur zwei kleine Schritte, zitterte dabei und blieb schließlich so stehen, daß er alle vier Steine beobachten konnte.

Wie blauleuchtende, gläserne, kalte Stempel sahen sie aus. Unheimliche Wächter, die ein quadratisch angelegtes Gebiet abgrenzten und bestrahlten.

Von den Unterkanten der Steine aus liefen breite Streifen aufeinander zu und trafen sich in der Mitte des Platzes, wo sie ein Zentrum der Magie bildeten.

Die erste Phase war erreicht.

Nun folgte der zweite Teil.

Myxin wollte seinen Augen nicht trauen, als er innerhalb des durchsichtigen Gesteins Bewegungen sah. Zuerst glaubte er an schlierenförmige Einschlüsse, aber er wurde sehr schnell eines Besseren belehrt, denn die angeblichen Einschlüsse nahmen Gestalt an.

Und es waren Menschen, die in den Steinen standen. Zwei

Unbekannte, die jedoch gleich aussahen, so daß Myxin an Zwillinge dachte.

Und zwei weitere Männer hielten sich in den Steinen auf.

Die kannte der kleine Magier sehr gut.

John Sinclair und Suko!

Auch wir hatten uns gegen diese fremde, unheimliche Magie nicht wehren können. Das Boot verschwamm vor unseren Augen. Wir sahen keine inneren Bordwände mehr, hörten nicht das Klatschen des Wassers, und auch Gregg verschwand. Zeit und Raum nahmen uns auf. Andere Dimensionen wurden für uns der Aufenthaltsort
Ich fiel in einen Schacht.

Er war von einem tiefen Blau erfüllt, so daß ich das Gefühl hatte, mich in einem gewaltigen Tintenfaß zu befinden. Der Schacht schien bodenlos zu sein, denn ich fiel und fiel, konnte nichts dagegen tun und mich nicht einmal bewegen.
Das andere war stärker.

Zu Beginn hielt mich das heiße Gefühl der Angst in den Klauen. Eine schlimme Sache, denn man glaubt bei solchen Gelegenheiten immer, das letzte Stündlein habe geschlagen. Wenn dieses Gefühl vorbei ist und die Reise weitergeht, kann man sich auf sie konzentrieren, so gespenstisch und unheimlich sich dies auch anhört.

Ich konzentrierte mich.

Daß ich so etwas wie eine Dimensionsreise unternahm, war mir längst klargeworden. Nur das Ziel kannte ich nicht, sollte es aber sehr bald erkennen, denn ich spürte nicht nur Widerstand unter meinen Füßen, auch die Umgebung veränderte sich.

Sie wurde heller!

Das Blau blieb zwar nach wie vor, doch mein Blick öffnete sich, und ich schaute in ein Gebiet hinein, das ich kannte.

Es war das Quadrat der flaming stones!

Im ersten Augenblick hätte, ich lachen können, denn hier fühlte ich mich sicher. Das Quadrat zwischen den Steinen gab mir ein Gefühl der Geborgenheit, was im nächsten Moment radikal zerstört wurde.

Als ich die Hand ausstreckte, fühlte ich Widerstand an meinen Fingern und stellte fest, daß ich ein Gefangener war. Aber wo?

Ich schaute nach vorn, sah einen blauen Schein auf dem Boden flimmern, der sich mit anderen Strahlen traf, bevor er auf sein eigentliches Ziel hin weiterwanderte.

Und das war die viereckige Steinsäule mir genau gegenüber!

Sie sah seltsam aus. Ich hatte sie größer in Erinnerung, auch nicht so scharf konturiert. Über dieses Phänomen dachte ich nach und gelangte zu dem Schluß, daß ich selbst die Welt wie durch eine Linse betrachtete. Demnach mußte der Stein seinen Zustand verändert haben.

Bestand er jetzt aus Glas?

Atmen konnte ich, ich hörte auch meinen Herzschlag als dumpfes Klopfen. Organisch war also alles okay, deshalb konnte ich mich auch auf die Umgebung konzentrieren. Der mir gegenüberstehende Stein war ebenfalls besetzt. Suko hatte ich erwartet, jedoch sah ich eine andere Person innerhalb des Steins.

Einen Mann ungefähr so groß wie ich. Trotz des eingesengten Sichtfeldes fiel mir auf, daß der Mann mit bloßem Oberkörper umherlief, jedoch auf seiner Brust etwas eingekreist und gebrannt hatte.

Eine Tätowierung!

Genau das war es.

Dieser Mensch war tätowiert worden! Da hatte ich bereits den Beweis der Verbindung zu Gregg und Arkonada.

Sie und die Flammenden Steine hingen irgendwie zusammen. Mein Blick wanderte nach rechts zu dem zweiten vor mir stehenden Stein. Er war ebenfalls nicht leer. In ihm

befand sich genau das Abbild des Mannes, den ich zuerst gesehen hatte.

Ein Zwillingspaar!

So genau liefen meine ersten Eindrücke ab. Schon des öfteren hatte ich das Gebiet hier betreten. Es war zu einer Art Heimat geworden, jedoch nicht für mich, sondern für meine beiden Freunde Myxin und Kara. Sie wollte ich suchen, denn sie mußten einfach da sein und gemerkt haben, was hier vorging.

Kara sah ich nicht, so sehr ich mich auch bemühte. Als ich mich zur Seite drehte, um sie rechts von mir zu suchen, sah ich innerhalb des vierten Steins meinen Freund Suko. Auch er war darin eingeschlossen.

Er hatte im selben Augenblick zu mir hingeschaut. Unsere Blicke trafen sich.

Optimistisch waren sie nicht gerade. Suko hob sogar die Schultern. Eine resignierte Geste.

Ich drehte mich wieder und sah in diesem Augenblick Myxin. Der kleine Magier stand außerhalb des Quadrats, hielt die Arme halb erhoben und die Hände gespreizt.

War er machtlos?

In dieser Haltung hatte ich ihn bereits öfter gesehen. Wenn ich ihn mir allerdings jetzt anschauten und erlebte, daß nichts geschah, mußte ich zu der Überzeugung gelangen, daß Myxin mit dieser Magie nicht fertig wurde.

Meine Hoffnungen setzte ich auf Kara. Die allerdings war überhaupt nicht zu sehen. Sollte sie ausgeschaltet worden sein? Hatte es sie bereits erwischt?

Ich wußte es nicht, mir blieb nur die Hoffnung, dieses Gefängnis wieder verlassen zu können. Deshalb streckte ich meine Arme aus, aber der Widerstand war einfach zu groß. Ich kam nicht hindurch.

Die Steine waren für Suko und mich zu Gefängnissen geworden. Für die anderen beiden allerdings nicht, denn sie konnten völlig normal aus den Steinen hervortreten.

Wie Tänzer bewegten sie sich. Zuerst drehten sie ihre Schultern vor. Dies geschah geschmeidig, zu vergleichen mit den Bewegungen einer Schlange. Gleichzeitig setzte der erste sein rechtes Bein vor und konnte dem veränderten Stein entsteigen.

Daran hinderte ihn niemand. Daß Myxin ebenfalls zuschaute, bewies mir, daß er wirklich machtlos war. Der kleine Magier mußte auf seinem ureigensten Gebiet eine Niederlage einstecken.

Bisher waren die flaming stones ein Refugium Weißer Magie gewesen. Nun aber zerstörte jemand diesen Nimbus, degradierte den eigentlichen Herrscher zum Statisten, und ich konnte mir ungefähr vorstellen, wie es im Innern des kleinen Magiers aussah.

Der Tätowierte stieg aus dem Stein.

Zwei Schritte davor blieb er stehen, drehte den Kopf und schaute auf seinen Partner oder Bruder, der ebenfalls Anstalten traf, das Gefängnis zu verlassen.

Auch ihm bereitete dies keinerlei Schwierigkeiten. Er stieg aus dem Stein, als wäre er überhaupt nicht vorhanden, und wandte sich nach links, seinem Bruder zu.

Die beiden schauten einander an.

Wir aber mußten zusehen.

Ich ahnte, daß Arkonada oder Gregg die beiden nicht umsonst hergeschafft hatte. Sie hatten eine Aufgabe zu erfüllen, und ich dachte mit Schrecken daran, daß es sich letztendlich um die Vernichtung der flaming stones handeln konnte.

Und damit auch um das endgültige Ausschalten von Myxin und Kara!

Ein schlimmer Gedanke, den ich momentan nicht weiter-spinnen wollte. Ich fragte mich fieberhaft, ob wirklich dieser geheimnisvolle Arkonada dahintersteckte.

Eine Antwort konnte ich mir selbst geben. Mehr als ein Raten war es aber nicht.

Tatsache blieb, daß wir gefangen waren!

Suko und ich steckten in den Steinen und sahen keine Möglichkeit, sie zu verlassen.

Wenn man von außen hinschaute und meine Bewegungen verfolgte, mußte ein Betrachter uns für Tiere in einem Käfig halten.

Ich suchte nach einer porösen Stelle im Gestein, doch meine Hände glitten nur über glatte Wände. Schwachstellen gab es nicht.

Was konnte mir helfen?

Meine Waffen hatte man mir gelassen. Ich dachte natürlich an das Kreuz, drehte mich ein wenig und holte es hervor. Wenn ich es aktivierte, würde es dann den Stein sprengen oder die Magie aufheben?

»Terra pestem teneto - Salus hie maneto!«

Die Worte flossen über meine Lippen, und ich sah auch die Reaktion.

Ein Strom der Kraft fuhr aus dem Kreuz. Er entlud sich in grünlichblau schimmernden Blitzen, und von meiner Hand aus jagten sie in die verschiedensten Stellen der Steinwand. Klappte es?

Mein Herzschlag trommelte. Ich hatte plötzlich das Gefühl, es trotz allem zu schaffen, denn ein Knirschen drang an meine Ohren.

Meine Hoffnung kehrte sich im nächsten Augenblick genau ins Gegenteil um.

Nicht der Stein wurde aufgerissen oder zerstört, nein, eine andere Veränderung begann.

In meinem Gefängnis veränderten sich die Stellen, die von den Strahlen getroffen worden waren.

Zwei Magien waren aufeinandergeprallt. Beide ungemein stark. Wie Säure und Lauge.

Bei diesen beiden so gegensätzlichen Chemikalien bilden sich Salze. Hier jedoch entstanden keine Salze im direkten Sinne, sondern lange, scharfe Kristalle, deren Wuchs nicht zu stoppen war.

Ich begriff schnell.

Durch meine Aktivitäten hatten sich die rasch wachsenden Kristalle gebildet. Und es war nur eine Frage der Zeit, wann sie das Innere des Steins vollends ausfüllten ...

Niemand kann das Rad der Zeit zurückdrehen. Auch Kara konnte es nicht. Sie konnte zwar durch magische Einflüsse in die Vergangenheit hineingerissen werden, aber das war bei ihr momentan nicht der Fall. Sie befand sich nach wie vor in der Gegenwart, obwohl sie Vergangenheit erlebte. Eine Erinnerung aus der weit entfernten Vergangenheit. Die konnte ihr keiner nehmen.

Kara erinnerte sich.

Trotz der Starre, in der sie lag, arbeiteten ihre Gedanken vorzüglich. Sie starrte dabei auf die Gestalt, die sich allmählich aus dem Wald löste und von einem blauen Lichtschein umgeben war.

Dieses türkisfarbene Schimmern huschte über den Boden. Es kroch an Bäumen, Sträuchern und Unterholz hoch, deckte alles ab und wurde größer, je näher die Gestalt kam.

Sie schritt lautlos.

Es war kein Geräusch zu hören. Sie verbreitete eine Atmosphäre der Beklemmung und etwas von einem unheimlichen Erbe, das sie aus der Vergangenheit mit in die Gegenwart gebracht hatte.

Es traf Kara wie ein Blitzstrahl. Plötzlich wußte sie Bescheid, da war ihr klar, wer diese Gestalt war.

Ein Dämon.

Arkonada!

Ihr Herz raste plötzlich. Selbst ihr Vater Delios, der sich mit den Kräften Weißer und Schwarzer Magie auskannte, hatte vor Arkonada immer gewarnt. Und nicht nur das. Kara erinnerte sich, daß er auch seine Angst zugegeben hatte.

Nie hatte er diesen Dämon besiegen können, denn
Arkonada war in Atlantis ein finsterer Magier gewesen, der
seine Stärke auf andere übertragen konnte.

Denn er besaß den magischen Stift!

Eine gefürchtete Waffe. Nicht allein wegen seiner scharfen
und äußerst spitzen Nadel - nein, dieses Werkzeug hatte die
Kraft einer unheimlichen Welt, und es konnte, wenn
Arkonada einmal die Tätowierungen bei Menschen vor-
genommen hatte, diese Menschen verändern. Durch die
Tätowierung wurden sie zu anderen Wesen, zu Robotern, zu
Puppen, die von ihrem Meister gelenkt wurden.

Das war in der Vergangenheit so gewesen, und es hatte
sich in der Gegenwart sicherlich nicht geändert.

Mit jedem lautlosen Schritt, der Arkonada näher an Kara
heranbrachte, steigerte sich die Angst der Schönen aus dem
Totenreich. Auf sie kroch das lautlose Grauen zu, das Gestalt
angenommen hatte. Arkonada befand sich im Zentrum des
bläulichen Scheins. Seine Gestalt hob sich deutlich ab, sogar
die Umrisse traten scharf und klar hervor. Er war ein
Wesen mit menschlicher Gestalt. In dem türkisfarbenen
Licht schien er aufzugehen, denn es umgab ihn wie ein
schützender Mantel.

Auf der Körperfläche konnte Kara kaum Konturen sehen.
Es gab zwar welche, doch die verschwammen zumeist, als
würde jemand mit einem großen Radiergummi über die
Gestalt streichen.

Und er veränderte sich plötzlich.

Bevor Kara es richtig erfaßte, war der Spuk aus Atlantis
vergangen.

Statt dessen kam ein anderer auf sie zu.

Ein alter Mann mit wirrem Haarschopf. Er ging gebückt,
hielt den Kopf vorgebeugt und hatte den rechten Arm aus-
gestreckt. Seine langen, knochigen Finger umklammerten
den Griff eines Stiftes.

Als Kara diesen Stift sah, da begann ihr Atem zu stocken,

denn es war genau die Nadel, von der ihr Vater damals in Atlantis schon berichtet hatte.

Sie hatte sie nie gesehen. Heute wurde sie ihr zum erstenmal präsentiert, und sie konnte sich vorstellen, was der andere mit der Nadel und zwangsläufig auch mit ihr vorhatte.

Auch der alte Mann wurde von dem seltsamen blauen Licht umgeben. Es wirkte wie eine Wolke, die seine Figur umschmeichelte, während er Schritt für Schritt auf Kara zu trat und sie aus seinen kalten Augen fixierte. Er suchte jeden Zoll ihres Körpers ab, seine Augen glichen Sensoren. Als er nickte, bewegten sich die nach oben stehenden Haare wie ein Hahnenkamm.

Ja, er konnte zufrieden sein.

Kara lag bewegungslos. Die Schatten hielten sie wie Fesseln. Sie sah keine Chance, dem Unheil zu entrinnen, verdrehte die Augen und warf einen verzweifelten Blick auf die Schwertklinge, die nach wie vor schräg im Boden steckte.

Seltsam fahl sah die goldene Klinge aus. Sie hatte sich zu Karas Schrecken verändert und wirkte nun wie ein leicht gebogenes Stahlband, das die Verbindung zwischen Erde und Hand darstellte.

Vor ihr blieb der Alte stehen. Er blickte aus seinen kalten Augen auf sie nieder und flüsterte: »Ich bin Gregg!«

Kara konnte mit diesem Namen nichts anfangen. Dennoch wunderte sie sich. »Nicht Arkonada?«

»Auch das.«

»Ich verstehe nicht ...«

»Das brauchst du auch nicht, Mädchen. Ich und meine beiden Helfer haben von Arkonada den Auftrag erhalten, euch auszuschalten. Für alle Zeiten zu vernichten, euch hineinzustoßen in das absolute Nichts, in die Unendlichkeit der dämonischen Dimension, wo ihr als Schwarzblüter über euer vorheriges Leben nachdenken könnt. Eure Körper wer-

den vernichtet. Diese Nadel hier«, seine Hand zuckte plötzlich vor, und Kara sah die Spitze dicht vor ihren Augen, »macht es möglich. Die magische Nadel des Arkonada, aus einer fernen Zeit stammend, aber von seiner Wirkung hat sie nichts verloren.«

Wenn Kara gekonnt hätte, sie hätte ihm den Stift aus der Hand geschlagen.

So aber mußte sie mit ansehen, wie die freie Hand des Alten vorschoß, den Stoff ihrer dunklen Bluse faßte und dann mit der Nadel gedankenschnell zustach.

Er hatte es so raffiniert angestellt, daß im Stoff eine große Lücke klaffte, als er ihn wieder fallen ließ.

Kara schämte sich vor dem gierigen Blicken des alten Mannes. Das Leuchten in seinen Augen sagte ihr genug, und sie preßte so hart die vollen Lippen aufeinander, daß sie blaß vor Blutleere wirkten.

»Du hast einen schönen Körper«, flüsterte der Alte. »Einen wirklich schönen Körper. Ich habe schon viele in meinem Leben gesehen. Die von Frauen und die von Männern.

Deiner gehört zur Spitzensklasse, und es soll eine Ehre für ihn sein, wenn ich ihm das Zeichen des Arkonada einritze.«

Nach diesen Worten veränderte Gregg/Aronada seine Stellung ein wenig und stützte sich mit der linken Hand neben dem Körper der Frau ab.

Die andere senkte er ebenfalls, ließ die Spitze der gefährlichen Nadel noch für die Länge eines Lidschlages über dem weiß schimmernden Dekolleté schweben und stach in die Haut hinein ...

Myxin fühlte sich leer, ausgebrannt. Er fühlte sich wie eine Hülle, der man die Luft entnommen hatte. Seine Energie war weg, verschwunden, denn die magischen Steine standen nicht mehr auf seiner Seite. Sie gehorchten ihm nicht.

Und dennoch gab es für ihn eine Hoffnung.

John Sinclair und Suko. Er sah sie vor sich. Als normale Menschen. Gefangen in den Steinen und sicherer als im besten Gefängnis der ganzen Welt.

Sie kamen nicht mehr raus.

Dafür die anderen. Beinahe lässig wirkte es auf den kleinen Magier, wie sie Arme und Beine bewegten, um ihre Gefängnisse mit den gläsern wirkenden Mauern zu verlassen.

Auch John Sinclair und Suko versuchten es. Beide gaben sich große Mühe, doch umsonst. Sie konnten die Steine einfach nicht verlassen.

Eingeschlossen ...

Myxin wußte, daß er nicht auf Hilfe rechnen konnte. Er mußte sich allein gegen die beiden Männer verteidigen. Sie glichen sich wie ein Ei dem anderen, und auf ihren nackten Oberkörpern leuchtete jeweils ein Zeichen.

Das Gesicht war eingebrennt, eintätowiert, und so fratzenhaft sah nur einer aus.

Arkonada!

Jetzt, da Myxin die Männer aus der Nähe sah, erkannte er den Dämon. Sein Gesicht gehörte zu den Dingen, die selbst einem Magier wie Myxin Alpträume verursachten. Er schüttelte sich wie ein Mensch, der Fieber hat. Seine Augen glühten, die Gefahr wuchs mit jedem Schritt, den die beiden zurücklegten, denn sie hatten sich ihn als Ziel ausgesucht.

Noch waren sie nicht so nahe, daß für Myxin akute Lebensgefahr bestand. Er konnte sich weiterhin auf John Sinclair und dessen Freund Suko konzentrieren.

John versuchte es mit dem Kreuz. An den Bewegungen seines Mundes erkannte Myxin, daß er die magische Formel rief, um die Kräfte des Kreuzes zu aktivieren.

Das silbriggrüne Leuchten des Kreuzes ging innerhalb des Gesteins unter. Da wurden Blitze ausgeschickt, die wuchtig in die Innenwände hieben.

Die magischen Entladungen sprengten sie nicht. Myxin stellte dies mit Entsetzen fest. Die beiden starken, fremden Magien prallten aufeinander, wobei sie sich nicht aufhoben, sondern etwas Neues, Schreckliches bildeten, das Myxin nicht genau erkennen konnte. Jedenfalls war die äußere Hülle des Steins, in dem John Sinclair steckte, nicht mehr so durchsichtig wie das Gefängnis des Chinesen Suko. Ein milchiger Schleier schien sich vor das Glas an der Innwand gelegt zu haben, und Myxin stellte mit Entsetzen fest, daß sich dort Kristalle ausbreiteten und das Innere des Steins sehr schnell ausfüllen würden.

John war verloren!

Kara war verschwunden, Suko gefangen, John Sinclair auf dem Weg in einen schrecklichen Tod, und er, Myxin, war so gut wie wehrlos.

Es war verdammt viel, was Myxin in den letzten Stunden zu verkraften hatte.

Für seine Freunde konnte er nichts tun, er mußte zusehen, daß er sich die Zwillinge vom Hals hielt.

Sie sahen nicht nur gefährlich aus, sie waren es auch. Nur allmählich näherten sie sich, durchmaßen den auf dem Boden liegenden blauen Schein und ließen sich Zeit.

Starr waren ihre Gesichter. Die Augen wirkten leblos wie Steine. Die Bücke frostig. Unter der Haut an den Oberarmen spielten Muskeln. Ein Beweis dafür, daß die Männer auch mit körperlicher Kraft ausgestattet waren, nicht nur mit magischer.

Sie hatten sich links und rechts von Myxin aufgebaut, um ihn zwischen sich zu haben. Je näher sie kamen, um so stärker spürte der kleine Magier ihre Kraft.

Sie ging von den Fratzen auf ihren Oberkörpern aus.

Arkonada hatte dort sein Zeichen hinterlassen, es in die Haut hineingeätzt, und er würde diese Menschen für immer und ewig unter seiner Kontrolle halten.

Mit normalen Waffen konnte Myxin sie nicht bekämpfen.

Er mußte es mit Magie versuchen, und dazu brauchte er seine alten, wiedererstarkten Kräfte.

Kaum hatte er sich auf die beiden konzentriert, als der erste Angriff erfolgte. Das Leuchten auf der Brust des Basil Bean nahm für einen Moment zu, bevor der Strahl in Myxins Richtung zielte.

Der kleine Magier war schneller.

Sein Körper löste sich noch in derselben Sekunde auf und entstand an anderer Stelle neu.

Der Strahl verfehlte Myxin. Er jagte an einem Felsen vorbei, traf weiter hinten einen Baum und sorgte dafür, daß das Gewächs zu einer schwarzen, klumpigen Masse wurde.

Myxin stand in Deckung eines Steins. Er hatte sich natürlich nicht aufgelöst, auch wenn es so ausgesehen hatte, aber die Teleportation ging so rasant vor sich, daß ein Betrachter tatsächlich das Gefühl haben konnte.

Hinter dem hohen Stein wartete Myxin ab.

Er konnte hindurchschauen, sah seine Gegner seltsam verzerrt und spürte die Ausstrahlung des Steins. Das war eine Magie, die ihm überhaupt nicht behagte, und er hatte das-selbe Gefühl wie damals in Atlantis, als er Arkonada gegen-übergestanden hatte.

Zu einer direkten Auseinandersetzung war es nie gekommen. Arkonada hatte ein anderes Gebiet besetzt, und beide standen schließlich auf der schwarzmagischen Seite.

Hier jedoch und auf der Erde sahen die Verhältnisse völlig anders aus. Myxin hatte die Seite gewechselt. Arkonada wußte das und wollte ihn vernichten.

Allerdings hatte er seine Diener vorgeschickt.

Wieder huschte Myxin davon, als er einen Strahl auf sich zu rasen sah. Diesmal hieb der Strahl in den bläulich leuchtenden Stein und wurde von ihm absorbiert.

Dem nächsten und übernächsten Angriff konnte er ebenfalls entwischen, indem er sich wegteleportierte.

Myxin fühlte sich nicht mehr so deprimiert wie zu Beginn.

Er hatte Erfolge errungen, seinen Gegnern war es nicht gelungen, ihn in die Falle zu locken und zu vernichten. Vielleicht konnte er jetzt zum Gegenangriff übergehen. Der kleine Magier ließ sich auf die Knie fallen. Ein Zittern durchlief seine Gestalt, er schien in den nächsten Sekunden ein anderer zu werden.

So wie jetzt hatte er sich seit langem nicht angestrengt. In seinem Körper spalteten sich Kräfte ab, die im alten Atlantis geboren waren, danach in der Versenkung schlummerten und jetzt wieder hervorgeholt wurden.

Myxin wurde zu einer magischen Bombe!

Und sie schlug in das Quadrat der Flammenden Steine ein. Plötzlich wurde der blaue Schein durch Blitze gespalten. An den verschiedensten Stellen riß er auf, und zwischen den Steinen sowie über den Köpfen der beiden Brüder tobte ein lautloser, erbarmungslos geführter Kampf zweier uralter Magien.

Myxin gab nicht auf. Als Bündel magischer Energie hockte er auf dem Boden, strengte sich an. Die Wellen liefen in alle Richtungen davon, suchten, tasteten, denn Myxin wollte auch Arkonada haben.

Und er fand Kontakt.

Ein gedanklicher Schrei erreichte ihn.

Nicht Arkonada hatte ihn gerufen.

Jemand anders.

Kara!

Im nächsten Moment war Myxin verschwunden ...

Ich aber kämpfte innerhalb meines Gefängnisses ums nackte Leben!

Mein Kreuz hatte ich aktiviert, es hatte auch reagiert, aber sollte dieses Wissen um das Geheimnis des Kreuzes jetzt zu einem Bumerang für mich werden?

Was mit Myxin und den Zwillingen geschah, sah ich

nicht, weil ich viel zu sehr mit mir selbst beschäftigt war.
Die seltsamen Kristalle wuchsen von innen auf mich zu.
Sie erinnerten mich an grünblau schimmernde lange
Schwerter, und sie wurden von Sekunde zu Sekunde größer.
Der Stein war zwar hoch, seine Breite jedoch ließ einiges
zu wünschen übrig. Viel Platz zum Ausweichen hatte ich
nicht. Ich wußte nicht, was geschah, wenn mich diese
Kristalle berührten, doch ich wollte es nicht darauf ankom-
men lassen.

Die Sicht nach draußen war mir versperrt, da die äußere
Hülle eine starke Trübung angenommen hatte. Deshalb
konnte ich auch nicht sehen, was Suko trieb.

Dem ersten spitzen Kristallarm wich ich aus. Ich drehte
mich zur Seite, und er wuchs an mir vorbei. Gleichzeitig
knisterte und knackte es unter meinen Füßen. Dort war der
Strahl aus dem Kreuz ebenfalls hingefahren und hatte die
Umgebung verändert.

Als ich einen Blick nach unten warf und dabei heftig
erschrak, weil meine Füße auf einmal nicht mehr zu ent-
decken waren, hörte ich plötzlich die Geräusche über
meinem Kopf.

Angst schoß in mir hoch!

Wenn der Stein von innen immer mehr zuwuchs, würde
ich irgendwann nicht mehr atmen können, was bisher
immer noch geklappt hatte.

Der Stein würde mich nicht nur erdrücken, ich würde
auch elendig ersticken.

Noch konnte ich mich bewegen und versuchte alles, um
diesem grausamen Gefängnis zu entrinnen.

Jetzt zählte jede Sekunde.

Ich zog meinen Dolch aus der Scheide. Die Klinge war
sehr spitz, zudem beidseitig geschliffen. Vielleicht würde es
mir mit ihr gelingen, das Gestein aufzuhacken.

Weit konnte ich nicht ausholen, denn ich spürte einen
Druck, der sich sehr schnell verstärkte.

Aus diesem Grunde mußte ich eine krumme Haltung einnehmen. So stand ich halb gebückt da und hatte meinen Körper nach rechts gedrängt.

Mit dem Dolch hackte ich zu.

Wenn jemand mit seinem Pickel in Eis schlägt, entstehen ähnliche Geräusche, wie ich sie hörte. Immer wieder rammte ich die Spitze vor, drückte sie gegen das gläsern wirkende Gestein und versuchte so, eine Lücke zu schaffen. Der Dolch verbog sich nicht, das Silber war hart genug, aber ich erzielte auch keinen Erfolg.

Die Wand hielt!

Da konnte ich zustoßen, so oft ich wollte, nichts half mir gegen diese verfluchten Wände. Es war zum Verzweifeln. Nur Kratzer ritzte ich hinein.

Und die Kristalle wuchsen weiter.

Von innen drangen immer mehr kristallene Arme gegen mich vor. Sie entstanden an den vier Wänden und versuchten, eine Verbindung zu schaffen.

Ich steckte den Dolch wieder weg. Nein, so schaffte ich es nicht. Mittlerweile war mir der Schweiß ausgebrochen.

Mein Atem ging keuchend. Verzerrt war mein Gesicht.

Die Angst nahm zu.

Trotz dieses Gefängnisses bemerkte ich, daß draußen ebenfalls eine Auseinandersetzung tobte.

Ich schaute durch eine freie Fläche im Gestein und sah das Aufzucken der Blitze. Da wurde heiß gekämpft. Magische Entladungen fanden statt. Hin und wieder huschte jemand vorbei. Anhand des Schattens glaubte ich, Myxin, den kleinen Magier, zu erkennen. Er hatte seine Kräfte zurückerhalten und ging gegen die beiden tätowierten Gegner vor.

Mir nutzte das nichts. Ich saß in meinem Gefängnis, das zwar von den Blitzen getroffen wurde, aber hielt.

Es wankte nicht einmal, die Wände verschmorten nicht, und für mich wurde die Zeit immer knapper.

Sollte Arkonada es tatsächlich schaffen?

Wieder dachte ich an das Kreuz. Himmel, es war eine starke Waffe. Ich hatte es schon oft genug eingesetzt, auch aktiviert, und es hatte mir geholfen.

Wieso hier nicht?

Die vier Buchstaben an den Seiten rührten sich nicht. Die Insignien der Erzengel blieben stumm. Gegen diese Magie kamen auch sie nicht an.

Inzwischen war das Innere des Steins schon so weit zugewachsen, daß ich mich kaum noch bewegen konnte. Die Luft wurde mit jeder Sekunde knapper. Ich lehnte mich nach hinten, hatte den Mund weit aufgerissen, mein Gesicht war verzerrt, und ich merkte plötzlich die Erschütterungen, die den Stein trafen.

Es waren die Blitze, die Myxin absandte. Er versuchte, mit seiner Magie die Steine zu zerstören.

Etwas Unglaubliches, denn sie waren schließlich das Refugium für ihn und Kara!

Die Erschütterungen pflanzten sich fort. Ich bekam sie ebenfalls zu spüren. Manchmal hatte ich das Gefühl, als würden die Steine anfangen zu schwanken. Vielleicht kippten sie auch und dann ...

Nein, ich durfte mich nicht aufgeben. Noch lebte ich, und deshalb wollte ich nicht anderen meine Befreiung überlassen, solange noch ein Funken Energie in mir steckte. Eine alte, nicht christliche Mythologie war die Basis, aus der diese Magie entstanden war. Mit dem Kreuz direkt konnte ich sie nicht bekämpfen. Aber in ihm waren Zeichen eingraviert, die mit der christlichen Mythologie nur bedingt zu tun hatten.

Ich wußte, daß die alten Ägypter einiges von der atlantischen Magie unbewußt übernommen hatten. Zudem dachte ich an einen Fall, der sich in der Viamala-Schlucht zugetragen hatte, als mir das Allsehende Auge geholfen hatte.

Konnte es mich auch hier retten?

Es war mühsam für mich, die magische Kreide aus der Tasche zu holen. Ich trug sie zum Glück immer bei mir, brachte auch den Arm hoch und streckte die Hand vor, um mit der Kreide an die Innenwände des Steins das Zeichen zu malen.

Meine Hand zitterte. Das Allsehende Auge wollte nicht so recht gelingen, mir fehlte die Luft und die nötige Konzentration, aber ich durfte jetzt nicht aufgeben.

Mit zitteriger Hand zeichnete ich es mit Hilfe der magischen Kreide auf die Innenwand des Steins.

Dieses Allsehende Auge, das später von der christlichen Mythologie übernommen wurde, bedeutete das Leben.

Mehr wollte ich nicht.

Wieder nahm ich mein Kreuz.

Keuchend drang der Aktivierungsspruch über meine Lippen. Ich mußte dabei Pausen einlegen.

Die Chancen standen 50 zu 50!

Das Kreuz würde reagieren und den Kristallisierungsprozeß im Steininnern noch beschleunigen. Aber ...

Weiter dachte ich nicht, sondern schaute zu.

Blitze umgaben mich.

Lautlose Explosionen fanden statt. Das Kreuz kämpfte gegen die andere Magie, es strahlte ab, fand seine Ziele, und es war auch das Allsehende Auge dabei.

Kontakt.

Die Brücke stand!

Diesmal blendete mich das Rot. Es füllte das Dreieck um das Allsehende Auge völlig aus, während das Auge selbst dieselbe Farbe angenommen hatte wie die übrige Umgebung.

Ein Türkis bis ins Blau hineingehendes Violett. Kaum zu beschreiben war dieser Farbwirrwarr.

Im nächsten Augenblick war ich nicht mehr Herr meiner Sinne. Andere Kräfte übernahmen die Kontrolle. Sie machten mit mir, was sie wollten. Ich wurde geschüttelt, spürte

Stiche durch meinen Körper tanzen, der Druck löste sich, und irgend etwas explodierte um mich herum, wobei ich nicht wußte, was es war.

Ich umklammerte mein Kreuz wie einen Rettungsbalken. Beide Hände hatte ich um dieses wertvolle Kleinod geschlungen, während sich um mich herum alles veränderte.

Wie damals in der Todesschlucht hatte sich auch hier eine magische Brücke gebildet. Und sie wurde nicht nur stärker, sie war auch stärker als der veränderte Stein.

Ich kam frei!

Dabei konnte ich im Gegensatz zu den Zwillingen nicht normal gehen. Nein, mich packte eine nicht erklärbare Kraft und drückte mich nach vorn. Gleichzeitig wurden meine Füße leicht angehoben, und im nächsten Augenblick schleuderte es mich nach draußen.

Wie ein Stuntman die Scheibe eines Fensters durchbricht, so ähnlich wurde ich aus dem Innern des Steins katapultiert. Ich vernahm ein gewaltiges Knirschen, hörte das splitternde und knackende Geräusch, als die Umgebung zerbrach. Mir flogen die Brocken buchstäblich um die Ohren, und im nächsten Augenblick befand ich mich im Freien.

Ich merkte es zuerst an der frischen Luft, dann erhielt ich einen heftigen Schlag, als ich zu Boden prallte und mich ein paarmal um die eigene Achse drehte.

Luft!

Verzweifelt versuchte ich zu atmen. Schwindel packte mich, ich rollte mich einfach weiter, hielt mein Kreuz fest, und die Welt um mich herum verschwamm in türkisfarbenen Explosionen.

Im Zentrum einer starken Magie befand ich mich. Eine Magie, die mich vernichten, aber auch retten konnte.

Irgendwann kam ich zur Ruhe.

Dabei stellte ich fest, daß ich auf dem Rücken lag.

Die Augen hatte ich weit aufgerissen. Über mir sah ich den

Himmel. Klar und sauber. Nicht durch irgendwelches Glas gebrochen.

Mein Gott, ich lebte!

Ich konnte wieder atmen, mich frei bewegen und auch kämpfen. Gerade der letzte Gedanke gab mir den nötigen Mut, mich wieder auf die Füße zu erheben.

Durch die Magie des Kreuzes hatte ich mein Gefängnis zerstört. Zusammen mit einer anderen war sie doppelt so stark geworden, so daß ihnen auch Mauern nicht widerstehen konnten.

Ich hatte es geschafft.

Fast wäre ich noch eingesackt, denn ein Schwächezianfall packte mich. Aufgeben wollte ich nicht, nicht jetzt, da die Gefahr noch längst nicht gebannt war.

Beim zweiten Anlauf klappte es richtig. Ich stand wieder fest auf den Beinen und drehte mich um.

Ich befand mich genau zwischen den Flammenden Steinen. Drei Steine waren leer. Sie leuchteten nach wie vor in dieser seltsamen türkisartigen Farbe. Die Magie, das andere, Fremde steckte nach wie vor in ihnen, und ich stellte fest, daß ein Stein noch immer besetzt war.

Suko hatte sich nicht befreien können.

Er winkte mir zu. Ich lief zu ihm, konnte sogar sein Gesicht sehen und erkannte darin den erschreckten und warnenden Ausdruck.

Gleichzeitig hörte ich hinter mir dumpfe Schritte.

Ich fuhr herum und sah einen der Brüder auf mich zu hetzen.

Er kam schräg von der Seite. Auf seiner Brust leuchtete die häßliche Fratze, die im nächsten Moment zu explodieren schien, als sie ihren grünblauen magischen Strahl ausschickte, um mich zu vernichten.

Wegtauchen konnte ich nicht mehr. Mir blieb nur noch die Chance, den Strahl mit meinem Kreuz abzuwehren.

Das riß ich in die Höhe.

Treffer!

Er schüttelte mich durch. Für eine mir schrecklich lang erscheinende Zeitspanne glaubte ich, in ein Stromfeld geraten zu sein, das meinen Körper auflöste. Hätte ich mein Kreuz nicht gehabt, das noch immer ein Bollwerk gegen die Kräfte der anderen Magie bildete, wäre alles verloren gewesen.

So aber blieb ich stehen.

Breitbeinig hatte ich mich aufgebaut. Ich wollte dem Ansturm trotzen, und der magisch beeinflußte Mensch griff mich an.

In diesem Augenblick wuchtete ich meine rechte Faust vor und damit auch das Kreuz in meiner Hand.

Beides traf.

Ich hörte einen Schrei. Ein Hitzeschleier fuhr über meinen Handrücken. Für mich ein Zeichen, daß ich ins Zentrum getroffen hatte, und ich sah, wie mein Gegner zu einem wirbelnden Kreisel wurde.

Die Fratze auf seiner Brust leuchtete auf. Sie sprühte gleichzeitig. Beginn der Auflösung. Das Kreuz war stärker gewesen.

Basil Bean taumelte zurück. Er bewegte seine Beine rhythmisch nach hinten. Ich wollte ihn nicht in Ruhe lassen, verfolgte ihn und hämmerte noch einmal zu.

Er nahm den Hieb voll. Dabei wurde er so weit zurückgeschleudert, daß er genau gegen den Stein krachte, in dem mein Freund Suko gefangen wurde.

Plötzlich passierte etwas Unfaßbares.

Die Magie erlosch!

Der Stein, in dem Suko stand, wurde binnen einer Sekunde blasser, verlor die grünblaue Farbe, ich sah das natürliche Grau hervortreten und entdeckte noch mehr.

Den rosafarbenen Streifen, der von unten nach oben wanderte, und den Stein blitzschnell in seinen Besitz nahm.

Flaming stones!

Sie hatten einige Zeit diesen Namen nicht verdient gehabt.
Nun bewiesen sie, wozu sie wirklich geschaffen waren, und
es reagierte nicht nur einer, sondern alle vier.

Rot leuchteten sie. Eine grelle Farbe blendete uns.
Die Flammenden Steine!

Hier zeigten sie, wozu sie fähig waren. Mir kam es vor, als
würden sie sogar mit einer doppelten Intensität leuchten,
um all das gutzumachen, was sie verpatzt hatten.

Meine Augen strahlten.

Ein Lächeln lag plötzlich auf meinen Lippen. Ja, ich
konnte wieder lächeln. In den letzten Stunden hatte ich es
buchstäblich verlernt.

Es waren Steine. Schwere Brocken, wahrscheinlich aus der
Urzeit, und Steine sollten sie bleiben. Sie brauchten kein
Lebewesen in ihrem Innern.

Erst recht keinen Menschen!

Suko merkte ebenfalls die Veränderung. Ich sah, daß sich
mein Partner bewegte, und plötzlich ging er vor.

Kaum wollte ich meinen Augen trauen, als der Inspektor
diesen verdammt Stein verließ.

»Geschafft«, sagte er nur, während seine Augen leuch-
teten.

Fragen stellten wir beide nicht. Dazu war nicht die Zeit,
denn wir hatten nach wie vor einen Gegner.

Einer jedoch verging.

Es war der, gegen den ich gekämpft hatte. Er war voll in
diese veränderte Lage hineingeraten und wurde jetzt von
den wahren Kräften der Steine erfaßt.

Sie vernichteten ihn.

Dies geschah auf eine schreckliche Art und Weise. Obwohl
wir keine Hitze spürten, merkte sie der andere, denn er löste
sich auf. Vor unseren Augen zog sich seine Gestalt zusam-
men, wurde dunkel, fast schwarz und erinnerte zum Schluß
an das, was ich im Schauhaus des Polizeireviers gesehen
hatte.

Suko und ich schauten uns an.

»Das war's dann wohl«, flüsterte Suko.

»Es gibt noch einen zweiten.« Ich dämpfte mit dieser Antwort seinen Optimismus ein wenig.

»Und auch Myxin.«

»Sowie Kara«, fügte ich hinzu.

»Weißt du, wo sie sind?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Myxin hat gekämpft wie ein Berserker«, erklärte Suko.

»Ich konnte ihm zuschauen, konnte jedoch mein verfluchtes Gefängnis nicht verlassen.«

»Wo ist er denn hin?«

»Weiß ich nicht. Er war einfach weg. Verstehst du?«

Verschwunden.«

»Kara habe ich bisher nicht gesehen«, fügte ich hinzu und zog ein nachdenkliches Gesicht. »Ob Myxin zu ihr wollte?«

»Das nehme ich an.«

»Dann suchen wir sie doch!«

Kaum hatte ich den Vorschlag ausgesprochen, als ich zwischen den Steinen und nahe am Bach eine Bewegung wahrnahm.

Da war jemand!

Ich machte Suko darauf aufmerksam, und beide huschten wir auf die Stelle zu.

Wir waren schnell, jedoch nicht schnell genug. Der andere hatte uns kommen sehen.

Wie ein Irrwisch huschte er weg. Für einen winzigen Moment sahen wir seinen nackten Oberkörper und wußten nun, daß wir es bei ihm mit dem zweiten Tätowierten zu tun hatten.

Wie ich ihn einschätzte, würde er versuchen, die Scharte wieder auszuwetzen.

»Du rechts, ich links!«, rief Suko.

So rasch es ging, drangen wir in den Wald ein und hörten beide den wilden Schrei.

Er war vor uns aufgeklungen. Wir hoben unsere Köpfe und sahen über den Bäumen ein blaues Licht schimmern. »Da sind sie!« schrie Suko.

Der Stich war grausam!

Gregg/Arkonada dachte überhaupt nicht daran, die Stelle, die er tätowieren wollte, zu vereisen. Er kannte bei Kara keinen Pardon. Für ihn zählte allein der Erfolg.

»Du wirst eine Dienerin des Arkonada!« zischte er. »Es gibt keinen Ausweg mehr. Ich brenne dir sein Zeichen ein!«

Seine Augen leuchteten wild, die Finger der rechten Hand umklammerten den Griff der magischen Nadel, und er stach damit zu.

Wie tot lag Kara vor ihm. Noch immer umklammerte sie den Schwertgriff, aber die Waffe konnte ihr in dieser Situation nicht helfen. Niemand konnte es.

»Auf dich hat Arkonada gewartet«, sagte Gregg voller Überzeugung. »So etwas wollte ich schon immer haben!« Bei diesem Satz wechselte er die Stimme, und Kara wurde klar, daß nicht Gregg zu ihr gesprochen hatte, sondern der andere Teil seiner Existenz - Arkonada!

Es war seltsam. Sie nahm alles wahr, was um sie herum vorging. Und doch konnte sie sich nicht bewegen und war diesem Unhold hilflos ausgeliefert.

Er bewegte seine Nadel mit den geschickten Händen eines wahren Künstlers. Die seltsam geformte Spitze stach in die Haut. Wo sie ihren Weg bereits gefunden hatte, hinterließ sie ein blaues Zeichen, eingedrückt in die Haut, aus der allerdings nicht ein Tropfen Blut strömte.

Die Umrisse des Gesichts hatte Gregg fertig gezeichnet. Er mußte nur noch Augen, Mund und Nase schaffen.

Ziemlich weit hatte er sich vorgebeugt. Sein Mund stand offen. Auf seiner vorgeschobenen Unterlippe hatte sich

Speichel gesammelt, der manchmal nach unten tropfte, wobei er Karas Kinn und Hals näßte.

Sie rechnete nicht mehr mit Hilfe. Kara hatte sich in ihr Schicksal ergeben. Myxin mußte ebenfalls ausgeschaltet worden sein, sonst wäre er längst erschienen. Wahrscheinlich war ihm das gleiche Schicksal schon vorher widerfahren.

Eine Niederlage auf der ganzen Linie.

Damit hätte Kara nicht gerechnet. Nicht die Großen Alten hatten sie geschafft, sondern dieser alte Mann, dessen Gesicht dicht über ihr schwebte.

Er würde sie zu einer Dienerin eines finsteren Magier machen, und sie würde all das bekämpfen, was ihr zuvor heilig gewesen war.

Auch die Freunde.

John Sinclair, Suko. Wenn Myxin lebte, sicherlich auch ihn ...

»Bald«, erklärte Gregg mit rauher Stimme, »ist das Gesicht fertig.« Er fügte ein zufriedenes Nicken hinzu.

»Soweit kommt es nicht!« sagte plötzlich eine Stimme dicht hinter ihm.

Mit einem überraschten Schrei fuhr Gregg in die Höhe. Er wirbelte herum und sah Myxin, den Magier, vor sich ...

Wäre es Kara möglich gewesen, zu sprechen, sie hätte den Namen des kleinen Magiers geschrien. So aber lag sie auf dem Waldboden, hielt ihr Schwert und starre an Gregg vorbei, um einen Ausschnitt der Gestalt des kleinen Magiers zu erkennen.

Er war nicht vernichtet, nicht tot, er lebte, und er würde sie retten. Aber reichte seine Kraft aus, um gegen Arkonada zu bestehen.

Kara befürchtete das Gegenteil. Ihre Angst wuchs noch, denn die um Myxin kam hinzu.

»Du bist nicht erledigt«, stellte Gregg nickend fest.

»Nein, deine Diener waren zu schwach, Arkonada!«

Gregg lachte. »Arkonada sagst du?«

»Ja, bist du das nicht?«

»Doch, das bin ich.« Gregg nickte.

Myxins Gesicht blieb unbewegt, als er seinen Feind anschautete. Er fühlte sich wieder um eine lange Zeitspanne zurückversetzt. Um mehr als 10.000 Jahre. Es spielte jetzt keine Rolle, ob sie sich in Atlantis gegenüberstanden oder hier.

Feinde waren sie sowieso!

»Du hast eine Wandlung durchgemacht!« Die tiefe, leicht grollende Stimme des Magiers Arkonada drang aus dem Mund des Alten. »Damit hätte ich nie gerechnet.«

»Ja, ich sah ein, daß es keinen Sinn hat, die Menschen zu bekämpfen. Als man mich aus meinem tiefen Schlaf holte, den ich dem Schwarzen Tod zu verdanken hatte, wurde mir klar, daß ich mich entscheiden mußte. Ich habe mich entschieden.«

»Gegen uns, nicht?«

»Ja, gegen euch. Ich sah ein, daß der Schwarze Tod nur Elend über die Menschheit gebracht hat. Atlantis ist nicht umsonst untergegangen. Es gab damals einfach zu viele von deiner und seiner Sorte, die mit Kräften gespielt haben, die sie lieber hätten in Ruhe lassen sollen. Vielleicht würde es sonst noch heute diesen Kontinent geben. Nun, die Zeiten haben sich geändert. Ich weiß auch, daß viele überlebt haben, doch ich werde alles tun, damit sie nicht da fortfahren können, wo sie einmal aufgehört haben. Hast du mich verstanden?«

»Du hast laut genug gesprochen!«

»Dann richte dich danach, Arkonada!«

»Wir sind also Feinde?«

»Natürlich. Zudem hast du versucht, Kara in deinen Bann zu ziehen. Das kann ich nicht zulassen. Sie gehört zu mir, sie

steht auf meiner Seite und hilft mir im Kampf gegen Kreaturen wie dich!«

Der alte Gregg öffnete den Mund. Er lachte mit der Stimme des Arkonada. »Denk lieber zurück, Myxin. Du hast es damals schon nicht geschafft und du wirst es auch heute nicht schaffen, das schwöre ich dir. Wir hatten unsere Gebiete abgesteckt. Niemand kam dem anderen in die Quere. Willst du dich nicht auch heute daran halten?«

»Wobei du eines vergißt«, gab Myxin zur Antwort.

»Erinnere dich daran, daß du mich angegriffen hast. Du wolltest Kara und mich vernichten, die Steine, unser Refugium, zerstören. Es ist dir nicht gelungen.«

»Aber es wird mir gelingen!« zischte Gregg. »Damals haben wir uns nicht gegenübergestanden. Es mußten erst 10.000 Jahre vergehen, um das nachzuholen. Ich werde dafür sorgen, daß du es nicht schaffst, Myxin. Nie und nimmer. Du hast dich entschieden, ich ebenfalls. Wir sind Todfeinde, Merke dir das! Ich lasse mir meinen Plan nicht zerstören. Lange genug habe ich nach einem entsprechenden Körper gesucht. In diesem hier, in Gregg, habe ich ihn gefunden. Er führt die Nadel geschickt und wird mir zahlreiche Diener bringen.«

Myxin wußte genau, daß Arkonada kein Sprücheklopfer war. Schon in vergangenen Zeiten hatte er durch Taten bewiesen, wie sehr er sein Gebiet beherrschte. Über einen Gegenzauber hatte Myxin damals nicht nachgedacht, sie hatten ja einen Burgfrieden geschlossen, und keiner kam dem anderen in die Quere. Nun aber mußte er sich damit abfinden, daß sie Feinde waren. Einer nur würde überleben. Ähnliche Gedanken hatte auch Gregg.

Er ging sogar einen Schritt zurück und verwandelte sich dabei innerhalb eines Sekundenbruchteils.

Myxin schaute nur in das blaue, türkisfarben schimmernde Licht und reagierte ebenfalls.

Bevor sich sein Gegner versah, drang aus Myxins Mund

ein gewaltiger Schrei. Dann sprang er vor, huschte an Arkonada vorbei und hielt einen Augenblick später Karas Schwert in der rechten Hand.
»Jetzt stell dich!« schrie er ...

Die Wälder um das Gebiet der flaming stones waren ziemlich dicht. Eine Orientierung fiel uns auch bei Tageslicht schwer.

Wir mußten uns durch die intakte Natur kämpfen, einen anderen Weg gab es nicht.

Suko ging vor. Getrennt hatten wir uns nicht mehr. Es lauerten noch Gefahren, und denen wollten wir uns gemeinsam entgegenstemmen. Als Einzelpersonen waren wir zwar ebenfalls nicht schwach, dennoch nicht stark genug, um die andere Seite zu stoppen.

Die atlantische Magie ist ungeheuer gefährlich, das wußten wir nicht erst seit heute.

Obwohl wir es eilig hatten, ließen wir uns Zeit. Dann blieben wir stehen und lauschten. Die Kampfgeräusche wiederholten sich bestimmt. Jetzt, wo wir näher am Schauplatz waren, würden wir sie auch deutlicher hören, wenn sie aufklangen.

Doch wir hörten nichts.

Auch von dem Tätowierten sahen und vernahmen wir nichts. Wenn er weiter floh, mußte er sich lautlos wie eine Schlange bewegen, sonst hörten wir etwas gehört.

Der Wald war mir unheimlich. Die Zweige über unseren Köpfen zeigten ein vielfältiges Muster. Manche Baumkronen waren miteinander verwachsen. Es sickerte nicht sehr viel Licht durch. Nur ab und zu sahen wir hellere Inseln.

Und hörten das Knacken.

Über uns.

Nach rechts und links fegten wir weg. Ich landete im

Unterholz und hatte Pech, daß die Zweige Dornen hatten so daß ich mich mit meiner Kleidung darin verfing.

Suko erging es besser. Er konnte sich gut abrollen, außerdem wandte sich der Tätowierte nicht ihm zu, sondern mir.

Ich hatte Mühe, mich zu befreien, rechnete mit dem Schlimmsten, als Suko seine Kräfte einsetzte.

Der rechte Fuß des Chinesen schnellte hoch, und er traf den Nacken des Tätowierten.

Dieser Kraft hatte er nichts entgegenzusetzen. Der Treffer wuchtete ihn nach vorn.

Auf den Beinen konnte er sich nicht halten, er krachte zu Boden, wollte sich wieder herumdrehen, da war Suko bereits über ihm, drehte ihn auf den Rücken, hielt die Beretta in der Hand und feuerte genau in das Mal auf der Brust des Tätowierten.

Ich hörte das helle Singen, als Sukos Silbergeschoß von der Brust abprallte. Ich vernahm auch das Lachen unseres Gegners und konnte erkennen, daß sich die Fratze zwar verfärbte, aber nicht verblaßte.

Suko sprang zurück.

Dabei zog er die Dämonenpeitsche, schlug einmal einen Kreis über den Boden, und die drei Riemen rutschten hervor.

Ich war inzwischen so weit, daß ich an meine Waffen heran konnte. Ein Risiko wollte ich nicht mehr eingehen, deshalb schleuderte ich den Bumerang.

Er war schneller als die Riemen der Peitsche, und er traf den Tätowierten voll.

Plötzlich kippte sein Kopf weg.

Es hatte ihn in der Drehung erwischt, so daß der Schädel zur rechten, der Torso aber zur linken Seite fiel. Beides blieb auf dem Waldboden liegen.

Und beides veränderte sich.

Die Magie des Bumerangs sorgte dafür. Wieder wurde aus dem Menschen eine schwarze Masse, und wir wandten uns ab.

Einen Großteil der Gefahr hatten wir bereinigen können,
das Finale stand uns noch bevor ...

Myxin kämpfte mit Karas Schwert.

Zum erstenmal, seit die beiden sich kannten, geschah dies. Sie hatten sich sonst immer auf ihre unterschiedlichen Waffen verlassen, nun aber mußte Myxin seinen Gegner mit der goldenen Klinge attackieren. Eine Klinge, die ebenfalls das Erbe des versunkenen Kontinents in sich trug und als eine besondere Waffe für die Bekämpfung dämonischer Wesen galt.

Arkonada selbst tat nichts, um den kleinen Magier zu stoppen. Er hatte wohl gesehen, daß sich Myxin bewaffnet hatte, aber es interessierte ihn nicht.

Seine Gestalt hüllte er in die blaue Wolke ein, die hochstieg und sogar die Kronen der Bäumen erreichte.

Myxin sah seinen Gegner nicht.

Arkonada hielt sich innerhalb des seltsamen Schleiers versteckt. Einen Schleier, den er auch schon im alten Atlantis getragen hatte, denn dafür war er berühmt gewesen.

»Zeig dich, Arkonada!« forderte der Magier. »Los, komm aus deinem Versteck, damit wir kämpfen können!«

Der Dämon dachte überhaupt nicht daran, Myxins Aufforderung Folge zu leisten. Er spielte sein eigenes Spiel, und es gelang ihm, die Wolke noch weiter auszubreiten, so daß sie Myxin erfaßte.

Der kleine Magier blieb stehen.

Mit dem Schwert in der rechten Hand stellte er sich seinem Feind, wobei er dessen Gedanken spürte, die durch die Wolke in sein Gehirn drangen. »Atlantis ist weit, Myxin, ich aber bin nahe. Sehr nahe sogar, und auch du wirst es spüren ...«

Kaum waren die Worte verklungen, als es im Zentrum der blauen Wolke aufleuchtete.

Arkonadas Fratze entstand!

Ein widerliches, ein verzerrtes, grausames Höllengesicht.
Mit scharfen Falten, Runzeln und Linien, die wie festgebrannt in der Fratze standen.

Das Gesicht zeigte keine normale Größe. Es war über groß, flächig und gleichzeitig tief, umwirbelt von den Schatten der blauen bis türkisfarbenen Zentrumswolke.

Wie Spiralnebel umkreisten die Scharten das Gesicht Sie verzerrten es, zogen es in die Länge, dann in die Breite, so daß es immer andere Formen annahm.

Myxin wollte nicht mehr warten. Es war die reine Todesverachtung, mit der er vorstürmte und sich in die verdammt Wolke hineinwarf, wobei er auf das Zentrum zielte. Er mußte das Gesicht zerstören!

Myxin glaubte, sich in einem tiefen Schacht zu befinden. Etwas preßte seinen Körper zusammen, und im nächsten Augenblick rammte er mit voller Wucht die goldene Klinge nach vorn.

Er traf.

Ein Schrei!

Grell, markerschütternd. Dieses Geräusch trieb den kleinen Magier zurück. Seine Augen leuchteten. Hatte er es geschafft? War es ihm gelungen, Arkonada bereits mit dem ersten Streich zu vernichten?

Fast wollte er es nicht glauben, als er innerhalb des blauen Zentrums eine Bewegung wahrnahm.

Jemand tauchte hervor.

Arkonada?

Nein. Gregg war es!

Doch wie sah er aus?

Nicht Arkonada hatte die Schwertklinge erwischt, sondern Gregg. Voll ins Schwarze war sie gestoßen, und Myxin sah auf der rechten Brustseite des Tätowierers einen dunklen Fleck.

Blut!

Gregg hatte die Arme halb erhoben. Auf seinem Gesicht spiegelten sich Schmerz und Schrecken wider. Der Mund stand offen, die Augen waren weit aufgerissen, und hinter ihm erklang das Lachen des Dämons Arkonada.

»Du wolltest mich erwischen, Myxin!« rief er lauthals in das Lachen hinein. »Du hast dir den Falschen ausgesucht. Ich bin von dir nicht zu töten. Ich war es in Atlantis nicht und werde es auch jetzt nicht sein. Du kannst zuschlagen, wann immer du willst, aber mich packst du nicht. Ein Wesen wie Arkonada ist unsterblich, Myxin, das solltest du dir merken.«

Verzweifelt versuchte der kleine Magier, den blauen Wirbel mit seinen Blicken zu durchdringen. Er wollte ein Ziel haben, einen Punkt, den er angreifen konnte, aber er sah nur die Wirbel. Arkonada selbst hielt sich zurück.

Gregg taumelte weiter. Tot war er nicht. Er wollte kämpfen, hob eine Hand und preßte sie auf seine Verletzung. Erst jetzt entdeckte Myxin in der anderen Hand des Menschen den Stift. Er gehörte Arkonada, das wußte Myxin ebenfalls, und er sprang vor, um die magische Nadel an sich zu reißen. Im selben Augenblick warf sich der schwerverletzte Gregg zurück. Myxin griff ins Leere, aber er hätte den anderen auch so nicht erwischt, denn die Kraft des alten Magiers aus Atlantis riß ihn in den kreiselnden blauen Wirbel hinein.

Gregg wurde verschluckt.

Myxin sah ihn nicht mehr. Er schaute nur in den Strudel hinein und hörte die fürchterlichen Schreie. Der kleine Magier erlebte, was Arkonada mit dem anstellte, der ihm nicht mehr gehorchte oder seiner nicht würdig war.

Er vernichtete. Etwas anderes konnten die Schreie nicht zu bedeuten haben, das war Myxin klar.

Sekunden später sah er seine Annahme bestätigt. Während er noch immer unschlüssig in den rasenden Wirbel starrte, sank die Geschwindigkeit, dafür jedoch begann es zu brodeln und zu kochen. Blauer Dampf wölkte Myxin ent-

gegen, und im nächsten Augenblick flog ein dunkler Gegenstand aus dem sich bewegenden Schacht. Ein Mensch!

Oder das, was von dem Menschen übriggeblieben war. Daß es sich dabei um Gregg handelte oder vielmehr gehandelt hatte, konnte Myxin noch an dem Rest der seltsamen hellen Haare erkennen, alles andere war nur mehr ein schwarzer Klumpen. Arkonada hatte sich schrecklich gerächt!

Fast wäre Myxin noch getroffen worden. Die Masse verfehlte ihn nur knapp, prallte hinter ihm zu Boden, und als sich Myxin umdrehte, da verschwand auch das blaue Licht. Im selben Augenblick betraten zwei ziemlich abgehetzt wirkende Männer die kleine Waldlichtung ...

Die Männer waren wir!

Obwohl wir uns beeilt hatten, war es unmöglich gewesen, schneller zu sein.

Als wir Myxin erkannten, verschwand das Licht. Es ging so schnell, daß man es kaum mit den Blicken verfolgen konnte. Als würde es in der Erde versickern und gleichzeitig entgegengesetzt nach oben stieben. Auf jeden Fall war von dem blauen Licht im Nu nichts mehr vorhanden. Aber die Bäume mit ihren frisch erblühten Zweigen sowie das Gras waren verbrannt.

»Myxin!« sprach ich den Freund an, der nicht hörte, sondern neben seiner Kara kniete und auf sie schaute.

Auch wir riskierten einen Blick.

Kara lächelte. Wir schauten auf ihre bloße Brust. Kein Zeichen zu sehen, sie sah völlig normal aus. Mit Arkonadas Verschwinden war auch dieser Bann gebrochen.

»Ich glaube, Freund, daß ich diesmal Glück hatte«, sagte Kara, während wir ihr auf die Beine halfen.

»Das kannst du laut sagen«, erwiderte ich. »Glück ist gar

kein Ausdruck. Aber mach dir nichts draus, es kommen auch bessere Zeiten.«

Der Scherz kam weder bei Kara noch bei Myxin an. Der Magier schaute ziemlich deprimiert. »Ich hätte nie gedacht, daß er überlebte«, murmelte er. »Aber wir müssen uns damit abfinden.«

»Wie gefährlich ist er?« wollte Suko wissen.

Myxin lachte auf. »So gefährlich, daß er die Steine unter seine Kontrolle bringen kann. Reicht das?«

Und ob das reichte. Wir hatten schließlich erlebt, was geschehen konnte, wenn so etwas eintrat
Ich atmete tief ein.

»Sag jetzt nichts, John«, murmelte Myxin. »Ich kann keinen Trost gebrauchen und würde sowieso nicht auf ihn hören. Aber die Probleme werden für Kara und mich nicht weniger. Das ist wie bei Suko und dir.«

Da hatte Myxin recht. Verdammt recht sogar, wie ich meine ...

DER HEXENJÄGER VON BLACKMOOR

»Kommen Sie, Mr. Sinclair, kommen Sie mit! Nur keine Angst, ich bin bei Ihnen.« Der Mann sprach die Worte flüsternd und gehetzt. Er selbst schien in Panik geraten zu sein, obwohl es keinen Grund dafür gab.

In der Dunkelheit ahnte ich die Bewegung mehr, als ich sie sah, und ich spürte Barrows' feuchte Handfläche an meinem rechten Gelenk.

Nach ein paar kurzen Schritten blieb er stehen. Ich stoppte ebenfalls und hörte ihn tasten. Wenig später quietschte eine Tür. »Bald ist es soweit, Mr. Sinclair«, sagte er. »Sie brauchen nicht mehr lange zu warten. Ganz bestimmt nicht.«

Die Dunkelkammer jedenfalls hatten wir hinter uns. Das Geräusch der sich öffnenden Tür bewies mir dies. Es wurde heller. Das geschah langsam wie im Kino, und in einem kleinen Kinosaal befanden wir uns in der Tat.

Ich sah neben mir einen Projektor auf einem Tisch stehen, ihm gegenüber die dazugehörige Leinwand. Sie war aus dem schwarzen Holzkasten nach oben geschoben worden und der Projektor auf sie eingestellt, so daß die Filmvorführung beginnen konnte.

Vier Stühle hatte der Mann aufgebaut. »Wollen Sie sich setzen, Mr. Sinclair?«

»Ja, gern.«

»Suchen Sie es sich aus. Noch haben Sie die freie Auswahl.« Er lachte über seinen eigenen Scherz.

Der Stuhl, auf dem ich mich niederließ, wackelte ein wenig.

Dr. Barrows, der hinter mir am Projektor hantierte, galt als ein exzelter Wissenschaftler. Er war Ornithologe, Vogelkundler. Ein Mensch, der die Natur und die in ihr lebenden Tiere genau beobachtete und studierte.

Man erkannte ihn als Kapazität an, und vor allen Dingen die heimischen Moore und Wälder waren seine Spezialität.

Ich hatte ihn erst vor einer Viertelstunde kennengelernt.

Sir James, mein Chef, hatte gemeint, ich solle mir den

Knaben doch mal ansehen und mir einen Film vorführen lassen. Deshalb war ich hier.
Um welchen Film es sich handelte, wußte ich nicht.
Jedenfalls mußte er etwas mit meinem Job zu tun haben.
Ich verschränkte die Arme vor der Brust und wartete ab.
Hinter mir hantierte Dr. Barrows. Er sprach mit sich selbst.
Ich drehte mich auf dem Stuhl.

Barrows sah mich nicht. Zu sehr war er mit dem Filmapparat beschäftigt. Dieser Projektor gehörte noch zur alten Sorte, da lief wenig automatisch, die Vorbereitungsarbeiten mußten mit der Hand erledigt werden.

»Bin gleich soweit«, sagte er, »bin gleich soweit. Sie werden staunen, Mr. Sinclair.«

»Das tu ich jetzt schon.«

Er lachte meckernd.

Dr. Barrows war ein seltsamer Vogel. Wer ihn so ansah, hätte ihn wirklich nicht für das halten können, was er tatsächlich war. Der Wissenschaftler reichte mir knapp über die Schulter. Er hatte weißes Haar, und ein Knebelbart umwucherte sein Kinn. Die Gesichtshaut war sonnenbraun, ein Zeichen, daß er sich oft in der freien Natur aufhielt. Der Anzug mit den zu langen Hosenbeinen hatte eine undefinierbare Farbe, und die schmalen Hände befanden sich in ständiger Bewegung.

»Ha, jetzt habe ich es«, lobte er sich selbst und nickte beifällig. »Die Filmvorführung kann beginnen. Sind Sie bereit, Mr. Sinclair?«

»Schon seit einiger Zeit.«

»Dann geben Sie acht.«

Nach seinen Worten hörte ich das Brummen des Projektors. Auf der Leinwand erschien ein Viereck, durch das Streifen zuckten, wenig später eine Zahlenreihe, die rückwärts gezählt wurde.

Vier, drei, zwei, eins ...

Der Start!

Eine Landschaft erschien. Weit, braungrün. Ich sah einen Sumpf, in der Ferne zahlreiche Wälder und plötzlich einen aufsteigenden Vogelschwarm. Die Kamera fuhr heran und zeigte einige Tiere in Großaufnahme.

Ich hörte auch den Namen der Vögel, habe ihn aber inzwischen vergessen.

Viel Landschaft zeigte der Film. Eine trotz des hellen Tages düstere Landschaft. Irgendwie bedrückend und beklemmend. Manchmal von Nebelschwaden durchweht, dann bläulich schimmernd und mit den Gerippen abgestorbener Bäume durchsetzt.

Der Boden war sumpfig. Er schimmerte dunkel, glänzte an einigen Stellen, als hätte man ihn mit Öl übergossen, und schließlich erkannte ich im Hintergrund ein Gemäuer.

»Sehen Sie die Burg?« flüsterte Dr. Barrows.

»Ja.«

»Das ist Schloß Blackmoor.«

»Und?«

»Kennen Sie es nicht?«

»Nein, ich war noch nie dort.«

»Dann geben Sie gut acht.« Er senkte seine Stimme. »Um dieses uralte Gemäuer rankt sich nämlich ein Geheimnis«, fuhr er fort. »Ein schreckliches Geheimnis. Ich habe davon gehört, aber ich wollte es nie so recht glauben, bis ich es mit eigenen Augen sah, obwohl ich eigentlich nichts gesehen habe, erst auf dem Film, wie Sie gleich erkennen können, Mr. Sinclair. Deshalb geben Sie acht.«

Während seiner Worte war die Kamera immer näher auf das geheimnisvolle Schloß zugefahren.

Ich kannte alte Schlösser und Burgen zur Genüge, hatte mich bereits in zahlreichen von ihnen herumgetrieben und erkannte sofort, daß dieses Schloß nicht mehr bewohnt war. Man konnte in den Fragmenten und Resten der Burg nicht hausen. Das waren nur noch Ruinen.

Vor dem Schloß lag der Sumpf. Er führte bis in den Wald

hinein, wo die Bäume keine Blätter mehr zeigten, sondern ihre kahlen Äste wie Totenarme in den Himmel reckten. Ein Brand schien gewütet und den größten Teil vernichtet zu haben.

Ich hörte wieder die Stimme des Ornithologen.

»Gleich ist es soweit, Mr. Sinclair. Bisher läuft noch alles normal. Auf Blackmoor Castle und in der näheren Umgebung sieht es wirklich so aus, wie auf dem Film zu erkennen ist. Eine richtige Schauerkulisse. Passen Sie auf! Sehen Sie die Bewegung dort?«

Ich beugte mich vor und schaute genauer hin.

Ja, da sah ich eine Bewegung. Sie gehörte eigentlich nicht dorthin, nicht in den Film, denn was meinen Augen präsentierte wurde, war eine Doppelbelichtung.

Es glich nicht nur einer, es war eine Doppelbelichtung.

Zwei Filme übereinander, wobei der erste mit dem zweiten nichts gemein hatte.

Der erste dominierte. Ich mußte mich konzentrieren, um den zweiten erkennen zu können, der sich wie ein Hauch über den ersten gelegt hatte.

Im zweiten spielten Personen mit.

Wenigstens sah ich ein Mädchen.

Wie ein Schatten huschte es über die Leinwand. Gespenstisch sah dies aus, als es über dem Sumpf schwebte oder durch die Nebelschleier huschte, als wollte es sich mit ihnen vereinigen.

Das Mädchen näherte sich. Es schien direkt auf die Kamera zuzulaufen und den Anordnungen eines Regisseurs zu gehorchen.

Ich hörte die Stimme des Wissenschaftlers, kümmerte mich aber nicht darum, was er sagte, denn der Film hatte mich in seinen Bann gezogen.

Und das Mädchen rannte, es huschte über das Moor. Die Kleidung bestand nur mehr aus Fetzen. Sie flatterte wie die Reste einer Fahne um ihren Körper.

Das Haar war dunkel. Wie aufgebläht wurde es hinter ihr hergeschleift. Ich sah das verzerrte Gesicht und erkannte, daß das Mädchen Angst hatte.

Wovor? Wer hetzte es? Ich wußte die Antwort nicht, denn ich sah keinen Feind in der Nähe.

»Sehen Sie das Mädchen, Mr. Sinclair?«

»Natürlich.«

»Es gehört überhaupt nicht auf den Film«, flüsterte Barrows. »Überhaupt nicht. Ich weiß nicht, wo es hergekommen ist. Ich habe es bei den Aufnahmen nicht gesehen. Erst als ich den Film abspielte, tauchte es auf dem Streifen auf.«

»Was geschieht jetzt?«

»Warten Sie es ab, Mr. Sinclair. Etwas Schreckliches, glauben Sie mir. Sie müssen aber starke Nerven haben.«

»Die habe ich.«

Danach verstummte unser Dialog, denn beide konzentrierten wie uns wieder auf das Geschehen.

Das Mädchen rannte noch immer. Jedoch nicht mehr mit der Leichtigkeit wie zu Beginn. Die lange Flucht hatte Kraft gekostet, das Gesicht zeigte deutlich die Spuren der Anstrengung und erste Erschöpfung. Dies war deutlich bei den Großaufnahmen zu sehen. Die Arme schlenkerten von einer Seite zur anderen. Sie schienen überhaupt nicht zu dem Körper zu gehören, und auch die Beine hatten es schwer, weiter in Bewegung zu bleiben. Zudem bot der Boden nicht genügend Widerstand. Er war weich und zäh, und es schien, als wollte er jeden Schritt des Mädchens verhindern. Lange konnte die Kleine nicht durchhalten. Mir fiel jetzt erst ihre Kleidung auf. Sie war völlig unmodern und paßte nicht in die heutige Zeit. Obwohl der Flüchtling nur Fetzen am Leib trug, erkannte ich, daß so etwas einmal in der Vergangenheit modern gewesen war, aber nicht in der Gegenwart.

»Gleich passiert es«, flüsterte Dr. Barrows.

»Was?«

»Werden Sie schon sehen, Mr. Sinclair. Geben Sie genau acht und erschrecken Sie nicht. Ich habe nämlich mit der Kamera einen Schwenk gemacht, wie Sie erkennen können.« Der Schwenk erfolgte. Ich sah plötzlich rechts am Bildrand eine unheimliche Gestalt.

Wie aus dem Nichts erschien sie. Sie stand plötzlich da und erinnerte an ein Denkmal. Ich hatte sie nicht erwartet, und trotz der Vorwarnung war ich überrascht.

Die Gestalt schien aus dem Sumpf gestiegen zu sein. Sie trug einen langen Mantel, der bräunlich war und einen Schulterüberwurf hatte, wie er mal in der früheren Zeit modern gewesen war. Der Mann hatte ein hartes Gesicht, sein Haar einen blondgrauen Ton, und von den gespreizten Fingern seiner linken Hand tropfte Schlamm zu Boden.

In der rechten aber hielt er eine Peitsche.

Im ersten Augenblick durchzuckte es mich wie ein Stromstoß. Das durfte doch nicht wahr sein! Die Peitsche, die er hielt, glich Sukos Dämonenpeitsche fast aufs Haar. Oder war das die Dämonenpeitsche?

Sie hatte einen dunklen Griff und drei Riemen, die eine schlangenartige Verlängerung bildeten. Die Riemen selbst glänzten hell, als wären sie mit einer Silberschicht über-gossen worden.

Und das Mädchen rannte genau auf den Unheimlichen zu. Die Flüchtende sah ihn nicht, sie hatte den Kopf gesenkt und schaute zu Boden. Als sie ihn schließlich hob und den Mann anschautete, verzerrte sich ihr Gesicht. Sie stoppte, riß die Arme hoch, und ich glaubte, den Schrei hören zu können, der aus ihrem weit geöffneten Mund drang.

Dennoch war es ein stummer Schrei. Ein Entsetzen, das sich freie Bahn verschaffte.

Sie taumelte noch einige Schritte auf den Mann zu, bevor es ihr gelang, den Lauf abzustoppen.

»Und jetzt geben Sie genau acht!« flüsterte Dr. Barrows.

»Passen Sie genau auf, Mr. Sinclair. Gleich erleben Sie einen furchtbaren Vorgang, das kann ich Ihnen sagen.«

Ich gab keine Antwort, sondern konzentrierte meinen Blick starr auf die Leinwand, wo das Geschehen in einer gespenstischen Lautlosigkeit ablief.

Der Mann schlug zu.

Er hatte seinen Arm schon zuvor ein wenig erhoben und bewegte eigentlich nur kurz sein Handgelenk.

Das reichte.

Plötzlich wirbelten die drei Riemen durch die Luft und fanden mit einer beklemmenden Zielstrebigkeit das Ziel.

Sie wickelten sich um den Körper des Mädchens.

Es hing fest. Ein Ruck ging durch die Gestalt, und ich sah, wie es fast zu Boden gefallen wäre. Aber die drei Riemen hielten das Mädchen fest, so daß es in einer Schräglage blieb.

Dann geschah das Schreckliche. Ein unheimlicher, lautloser Mord lief vor meinen Augen ab, denn die Peitsche entfaltete eine mörderische Kraft. Sie zerstörte das Mädchen.

An den drei Stellen, wo es getroffen worden war, begannen sich die Riemen in den Körper hineinzufressen, und gleichzeitig zuckten die ersten Flammen auf.

Es waren regelrechte Flammenringe, die sich in die Haut der jungen Frau einbrannten und ein Feuer entfachten, das sich blitzschnell ausbreitete.

Auf einmal war die Frau nur noch ein Flammenbündel.

Wie silberne Schlangen zuckten die drei Riemen der Peitsche zurück, und der stumme Mörder rollte sie mit einer routiniert wirkenden Bewegung wieder auf. Danach schaute er zu, wie sein Opfer verbrannte.

Es war eine schlimme Szene. Vielleicht deshalb so schlimm, weil kein Laut zu vernehmen war. Wenn ich einen Schrei gehört hätte, einen Ruf, die Bitte um Hilfe ... Doch das alles geschah nicht.

Der Film blieb stumm.

Ich hatte die Hände geballt und fühlte auf meinen Handflächen die Feuchtigkeit. Natürlich war ich viel gewohnt, aber dieses Mädchen so sterben zu sehen und nicht eingreifen zu können, das zerrte schon an den Nerven, Sie verbrannte.

Eine rötlich schimmernde Asche blieb zurück, die sich wie ein feiner Schleier über die Knochen legte, die dem Feuer widerstanden hatten.

Im nächsten Augenblick sah ich auch davon nichts mehr, und der Mann mit der Peitsche war ebenfalls verschwunden. Eine normale Landschaft lag vor uns.

Fast überdeutlich vernahm ich das Surren des Projektors, das dann aber von der Stimme des Ornithologen übertönt wurde.

»Nun, Mr. Sinclair, habe ich zuviel versprochen?«

Ich starrte auf die Leinwand, wo das letzte Bild plötzlich zusammensackte.

»Nein«, sagte ich, »das haben Sie nicht.«

Dr. Barrows schaltete das Licht ein.

Ich blieb noch für eine Weile starr auf dem Stuhl sitzen. Nicht nur meine Handflächen waren schweißfeucht geworden, auch auf meiner Stirn klebte die Schicht. Ich wischte sie mit dem Handrücken weg.

Barrows kam zu mir. Er ging langsam, ein wenig schwerfällig. Als ich meinen Kopf drehte, sah ich, daß er den Blick zu Boden gesenkt hatte. Rechts neben mir ließ er sich nieder und hob die Schultern. »Glauben Sie mir, Mr. Sinclair, ich habe für dieses Phänomen keine Erklärung. Das ist alles so seltsam ...«

Ich runzelte die Stirn. »Es sah mir nach einer Doppelbelichtung aus.«

»Klar, daran habe ich auch gedacht. Aber wie war das

möglich? Es war niemand in der Nähe, der einen weiteren Film gedreht hätte. Nein, das Phänomen ist für mich unerklärlich, wenn ich ehrlich sein soll. Oder können Sie etwas dazu sagen?«

»Noch nicht.«

»Die beiden Personen passen einfach nicht auf den Film«, sagte er und stand auf. »Ich hole einen Schluck zu trinken.« Automatisch nickte ich, während ich mich weiterhin meinen Gedanken hingab.

Was ich in den letzten Minuten erlebt hatte, war wirklich unerklärlich und phänomenal. Okay, ein Streifen war in der Jetztzeit, der Gegenwart, gedreht worden. Wie konnte es aber möglich sein, daß sich noch ein zweiter Film zeigte? Das sollte verstehen, wer wollte, ich konnte mir darauf keinen Reim machen.

Wie also war es zu erklären? Ich ging erst einmal davon aus, daß ich auf der Leinwand Szenen gesehen hatte, die sich in der fernen Vergangenheit abspielten. Dort mußte dieser Vorfall geschehen sein, wenigstens deutete die Kleidung der Menschen darauf hin.

Ich hörte die Schritte des Wissenschaftlers. Er kehrte zurück, setzte sich wieder neben mich und schenkte Saft in zwei Gläser ein. Eins reichte er mir mit den Worten: »Haben Sie sich schon eine Lösung überlegt, Mr. Sinclair?«

»Tut mir leid.«

Er nickte, bevor er trank. »Ja, es ist unerklärlich. Ich sprach mit einem Kollegen über dieses Phänomen. Der wußte sich auch keinen Rat, schlug mir schließlich vor, mich einmal mit Sir James Powell in Verbindung zu setzen. Das habe ich getan.«

Ich nickte. »Wo haben Sie diese Aufnahmen eigentlich gedreht?« wollte ich wissen.

»In Mittelengland.«

»Hatten Sie einen Grund?«

»Klar. Dort ist die Natur noch einigermaßen in Ordnung.

Ich beschäftige mich mit der Ornithologie, wie Sie ja wissen. Gerade im Frühjahr gibt es interessante Dinge zu beobachten.

»Das habe ich gesehen«, erwiderte ich doppelsinnig.

»Nur keine allmählich erblühende Natur, sondern einen grausamen Mord«, sagte der Wissenschaftler.

Ich trank einen Schluck. Noch immer dachte ich über das Phänomen nach. Deutlich sah ich den Mann mit der Peitsche vor mir. Der Kleidung nach gehörte er in eine andere Zeit. In die Zeit des Hexenwahns, so jedenfalls mußte ich die Szene deuten.

»Ich habe keine Erklärung«, gab Dr. Barrows ehrlich zu.

»Es ist von mir nichts getürkt worden, und auch eine Doppelbelichtung kann ich mir nicht vorstellen, obwohl es so etwas Ähnliches ja war.«

»Wissen Sie etwas über die Gegend?« fragte ich.

»Meinen Sie Blackmoor?«

»Ja.«

Er winkte ab. »Da fragen Sie mich was. Es ist grauenhaft, Blackmoor kann man mit normalen Maßstäben überhaupt nicht messen. Das ist wirklich keine Gegend, um Urlaub zu machen. Da wird man schweermüdig, wenn man dort nicht geboren ist. Anders verhält es sich bei mir. Ich liebe das Moor, seine feuchte Fläche, die noch so unberührt ist. Hier können sich die Vögel und Insekten frei entfalten, sie brauchen keine Angst vor den Menschen zu haben, die ihren Lebensraum trockenlegen wollen.«

»Geschieht das nicht?«

»Nein. Dafür haben die Naturschützer gesorgt. Blackmoor soll erhalten bleiben.«

»Und wem gehört das Schloß?«

»Ach, Sie meinen den alten, halb zerstörten Bau?« Dr. Barrows lachte. »Ja, das ist auch so eine Geschichte. Vielleicht würde es heute noch stehen, wie es früher einmal gewesen ist, aber dann hat ein Brand alles vernichtet.

Deshalb stehen nur noch die rußgeschwärzten Außenmauern. Zudem passen sie irgendwie in die Gegend.«
»Waren Sie schon mal drin?«

»Ja, das war ich in der Tat. Ungemütlich, kann ich Ihnen sagen. Richtig ungemütlich. Der Wind pfeift um die kahlen Mauerreste. Da ist nichts, was einen hält. Ich bin einmal in die Keller hinabgestiegen. Schlimm, kann ich Ihnen sagen. Unheimliche Gewölbe, manchmal sogar eingestürzt ...«
»Jetzt brauchte ich nur noch die genaue Lage«, sagte ich.
»Wollen Sie hin?« Überrascht schaute mich Dr. Barrows an.

Ich lachte. »Was dachten Sie denn? Erst erwecken Sie meine Neugier, dann wundern Sie sich. Nein, diesem Phänomen gehe ich auf den Grund, darauf können Sie sich verlassen.« Er grinste verschmitzt. »Eigentlich hatte ich nichts anderes von Ihnen erwartet, aber nach dem Film war ich mir nicht mehr so sicher, wissen Sie. Er war verdammt unheimlich.«
»Das können Sie laut sagen.«

Plötzlich schluckte er mit den Fingern, als hätte er einen besonders guten Einfall. »Da ist noch etwas. Ich besitze von der Gegend ausgezeichnetes Kartenmaterial. Wenn ich Ihnen damit behilflich sein kann, sagen Sie es.«

»Das wäre gut.«

Dr. Barrows stand auf. »Kommen Sie, Mr. Sinclair, ich werde sehen, was sich machen lässt.«

Wir verließen den Vorführraum, gingen durch die finstere Dunkelkammer und gelangten in das mit Fachbüchern vollgestopfte Arbeitszimmer des Ornithologen.

Der Schreibtisch stand vor dem Fenster. Dr. Barrows bückte sich und suchte in einer der zahlreichen Schubladen herum. Schließlich fand er das, was er suchte. Das Kartenmaterial befand sich in einer Klarsichtmappe, die er mir reichte.

»So, da finden Sie alles.« Er schaute zu mir hoch. »Wann wollen Sie los?«

»So schnell wie möglich. Gibt es in der Nähe auch ein Dorf?«

»Ja, Blackmoor. Ein Ort wie am Ende der Welt. Die Menschen sind sehr eigen, kann ich Ihnen sagen. Ich bin schon mehr als ein Dutzend Mal dagewesen, aber Kontakte habe ich zur Bevölkerung bisher nicht knüpfen können. Die Leute sind mehr als komisch.«

»Wir werden sehen.«

»Und noch eins«, sagte der Mann, wobei er warnend seinen rechten Zeigefinger hob. »Wenn Sie schon dort sind, tun Sie mir einen Gefallen, vertreiben Sie mir bitte nicht die Vögel.«

»Keine Sorge, ich werde schon achtgeben.«

Dr. Barrows brachte mich noch bis zur Tür. Er redete ununterbrochen, diesmal allerdings von seinen Vögeln und davon, wie wertvoll sie für die Natur waren.

Am Wagen verabschiedete ich mich von ihm. »Wenn Sie Erfolg haben, Mr. Sinclair, lassen Sie es mich wissen.«

Ich nickte. »Sie werden der erste sein, Doktor.«

»Danke, und viel Glück.«

Das konnte ich wirklich brauchen. Der Bentley würde mal wieder eine kleine Reise machen müssen. Es tat dem alten Schätzchen ganz gut, mal ausgefahren zu werden.

Allein wollte ich nicht in die Gegend. Suko mußte mit. Der Freund empfing mich im Büro auch gleich mit der Frage, wie es denn gewesen sei.

Ich hockte mich auf die Kante meines Schreibtisches. »Wir werden ins Moor fahren.«

»Ist was dran?«

»Höchstwahrscheinlich«, erwiderte ich und griff zum Telefon, um meinen Chef zu informieren ...

Der Wagen war klein und für die Schlaglöcher der Wegstrecke viel zu hart gefedert, aber das störte die beiden Personen, die in ihm saßen, nicht.

Sie mußten die Strecke fahren, denn sie hatten eine wichtige Aufgabe zu erledigen.

Es waren zwei Frauen, die in dem Spitfire hockten. Er war dunkel wie die Landschaft, die sie umgab. Man hätte meinen können, eine gewaltige Decke wäre über das Moor gehängt worden, die nur ein Loch hatte, durch das bleich und fahl ein fast voller Mond schimmerte.

Natürlich hätten sie auch auf eine andere Art und Weise an ihr Ziel gelangen können, aber das wollten sie nicht. Sie gaben sich bewußt harmlos.

Dabei waren sie brandgefährlich!

Als Töchter der Hölle oder Sklavinnen des Satans konnte man die beiden bezeichnen.

Frauen, deren Schönheit einen Mann blenden und ihn gleichzeitig vernichten konnte.

Und sie hielten zusammen wie Pech und Schwefel, denn die eine war die Dienerin der anderen.

Wikka und Jane Collins.

In der Tat waren sie es, die durch die einsame Gegend fuhren, um zu ihrem Ziel zu gelangen. Es lag mitten im Moor, nicht mehr allzu weit entfernt, und in dieser Nacht wollten sie das Rätsel lösen, dessentwegen sie hier waren.

Die Frau auf dem Beifahrersitz saß dort wie eine Statue.

Ihr langes schwarzes Haar fiel zu beiden Seiten des Kopfes bis auf die Schultern und zeigte einen Mittelscheitel, der eine ziemlich hohe Stirn freigab. Die bot Platz genug für zwei kleine Schlangen, die bei bestimmten Gelegenheiten aus der Stirn wuchsen und sich in höllisch gefährliche Waffen verwandeln konnten.

Diese Schlangen verbanden Wikka mit dem Teufel, dessen Dienerin sie war. Gleichzeitig war sie aber auch die Königin der Hexen. Sie war die stärkste und mächtigste unter ihnen,

und sie wollte, daß sämtliche Hexen auf der Erde nur ihr gehorchten. Unter ihrer Führung mußten sie zusammengefaßt werden, damit man dem Teufel einen günstigen Startplatz gab.

Neben Wikka saß Jane Collins, die das Lenkrad mit beiden Händen festhielt, damit es ihr bei den Unebenheiten des Bodens nicht aus den Händen tanzte.

Jane, ehemalige Detektivin, stand voll und ganz unter dem Bann der Oberhexe Wikka. Sie war ihr hörig, sie würde alles tun, was sie verlangte, und sie hatte es schon getan. An ihr früheres Leben dachte sie nicht mehr, sie hatte es kurzerhand verdrängt. Für sie zählten nur die Gegenwart und die Kräfte, die sie jetzt besaß.

Natürlich schloß sie Wikka in den Kreislauf der Dankbarkeit mit ein. Sie hatte sich ihrer angenommen, als der Geist des toten Rippers in Janes Körper gefahren war.

Er hockte noch immer darin und verstärkte das Böse.

Jane Collins war eine gelehrige Schülerin gewesen. So hatte sie sich von Wikka in manches Geheimnis der Hexenkunst einweihen lassen und wendete ihr Wissen auch an. Sie konnten urplötzlich zuschlagen und ebenso schnell wieder verschwinden. Aber auch harmlos gaben sie sich gern, wie jetzt, da sie durch die einsame Moorlandschaft fuhren und einen regelrecht ängstlichen Eindruck erweckten.

Der Weg war durch keine Leitplanke gesichert. Es gab auch keinen Mittelstreifen.

Gespenstisch sah die Landschaft aus. Zu beiden Seiten des Pfades breitete sich das Moor aus. Ein sehr flaches Moor, ohne irgendwelche Baumgerippe, sondern nur mit hartem, zähem Gras bewachsen, das manch gefährliche Tümpellocher verbarg.

Wie in den Nächten üblich, wenn die Temperatur gesunken war, bildeten sich über dem Moor lange Dunstschleier. Lautlos strichen sie auf der Fläche entlang, erinnerten an

Geister und drehten sich zu makabren Tänzen, wenn der Wind zwischen sie fuhr und sie bewegte.

Die schaurige Szenerie, die den meisten Menschen Furcht eingeflößt hätte, ließ die beiden Hexen kalt. Sie fürchteten sich davor nicht, ihre Gedanken drehten sich um ganz andere Dinge.

Um den Tod ihrer Artgenossinnen!

Länger konnte Wikka es auf keinen Fall hinnehmen, daß Hexen getötet wurden. Irgend jemand machte Jagd auf die Teufelsdienerinnen, und er tat dies mit einer nahezu grausamen Perfektion. Er tötete eiskalt. Wikka hatte während einer magischen Beschwörung die Todesschreie ihrer Freundinnen vernommen.

Und nicht nur einmal.

In den Nächten hatte sie die Schreie immer wieder gehört. Wikka war wild geworden, sie hatte alle Kräfte eingesetzt, um zu erfahren, woher die Schreie kamen, denn sie wußte genau, daß diejenigen, die geschrien hatten, nicht mehr lebten.

Der Tod griff nach ihnen.

Und dann war es soweit. Eines Nachts, als sie die Schreie abermals vernahm, beschwore sie das magische Hexendreieck. Diesmal hatte sie Erfolg. Das Dreieck zeigte ihr, wo sie den Übeltäter finden konnte.

Allerdings wußte sie nicht, wer er war. Sie hatte zuerst an ihren Erzfeind John Sinclair gedacht, doch der konnte es nicht sein.

Ein anderer töte ihre Schwestern!

Er mußte sehr stark sein, denn Wikka kannte die Kraft der Hexen. Sie ließen sich nicht so einfach unterkriegen. Auch sie kannten einen gefährlichen Zauber, mit dem sie ihre Gegner ausschalteten.

Bis aufs Blut quälte der andere sie, und Wikka hatte sich vorgenommen, ihn so grausam zu vernichten, daß es für alle anderen, die ihm folgen wollten, eine Lehre war.

Sie ließ sich so etwas nicht gefallen.

Blackmoor!

Der Name hatte innerhalb des Hexendreiecks gezittert. In blutroter Schrift sogar. Natürlich hatte sich Wikka genau erkundigt was es mit Blackmoor auf sich hatte, und sie fand heraus, daß dieses Gebiet in Mittelengland lag und bis auf wenige Dörfer völlig ausgestorben war.

Die alte Ruine des Schlosses Blackmoor war noch vorhanden. Ihre geschwärzten Mauern standen im Sumpfgebiet, und von ihnen ging das Grauen aus.

Wikka hatte darauf verzichtet, direkt in das Zentrum zu springen. Sie wollte abwarten, beobachten, lauern, denn vielleicht lief der andere selbst in die Falle.

Noch war nichts zu sehen. Düster lag die flache Landschaft vor ihnen. Vom Himmel schien der Mond, ein paar Sterne funkelten wie vergessene Diamanten, die Nebelschleier drehten sich manchmal über dem Weg und verfingen sich in den eingeschalteten Lichtstrahlen der beiden Scheinwerfer.

Wikka und Jane hatten sich entschlossen, zum alten Schloß zu fahren. Die Zufahrt bestand noch immer. Dort wollten sie dann auf den anderen lauern. Und wenn er erschien, sollte er sein blaues Wunder erleben.

Der Tod war ihm sicher!

»Du mußt achtgeben, Jane, wir müssen bald die schmale Abzweigung erreichen.«

»Die zum Schloß führt?«

»Ja.«

»Werden wir ihn dort finden?«

»Ich hoffe es, denn ich will ihn vernichten!« Während dieser Worte sprühten Funken von den Lippen der Hexe.

»Wer kann es nur sein?«

»Das wußte nicht einmal der Teufel«, erwiderte Wikka.

»Jemand, der uns hassen muß. Vielleicht ein Hexentöter aus der Vergangenheit. Möglich ist alles.«

Jane nickte. Auch sie hatte während ihrer Zeit bei Wikka gelernt zu hassen. Früher hatte sie den Geschöpfen der Finsternis den Kampf angesagt, doch das zählte nicht mehr. Jetzt waren die Schwarzblüter ihre Freunde, und sie haßte nun diejenigen, die sie bekämpften.

Auch John Sinclair gehörte dazu.

Irgendwann einmal wollte sie ihn töten ...

Als sie an den Geisterjäger dachte, verzog sich ihr Gesicht. Das Lächeln wirkte böse und gemein.

»Was hast du?« fragte Wikka.

»Ich dachte an Sinclair.«

»Und?«

»Er muß auch irgendwann verschwinden. Trotz allem wird Sinclair zu mächtig, weil wir es nicht schaffen, uns zu organisieren.«

»Ja, das stimmt!«

Nach diesen Worten schließt die Unterhaltung ein. Beide wußten, daß der kleine Ort Blackmoor existierte. Dort aber wollten sie nicht hin, sondern direkt ins Zentrum.

Mit ihrem sicheren Instinkt hatte Wikka erkannt, daß die alte ausgebrannte Burg eine besondere Rolle spielte. Ihr magisches Hexendreieck hatte auf sie hingewiesen. In dem Gemäuer, vielleicht auch in den noch vorhandenen düsteren Gewölben, mußte sich irgend etwas tun. Eine starke Magie hatte sich dort eingenistet, und sie wollte Wikka bekämpfen. Der kleine Wagen schaukelte weiter und erreichte die Abzweigung, die zur Burg führte.

Jane Collins lenkte den Wagen hinein.

Im auf- und niedertanzenden Licht des hellen Scheinwerferteppichs sah sie Sträucher und hohes Gras, das durch die stetigen Berührungen des Lichts wie mit Leben erfüllt wirkte.

Überall schienen geheimnisvolle Geister und Dämonen zu lauern, die nur darauf aus waren, andere in Fallen zu locken. Die Umgebung bereitete den beiden Hexen keine

Sorgen. Der Weg war viel schlimmer. Nicht nur Schlaglöcher machten ihnen zu schaffen, der Untergrund selbst war glitschig und feucht, manchmal sehr tief, so daß die Reifen Mühe hatten, sich wieder freizuwühlen, wenn sie einmal für kurze Zeit steckenblieben.

Irgendwie schaffte es Jane dennoch, den Wagen auf der Bahn zu halten. Sie war eine routinierte Autofahrerin. Und dann sahen sie ihr Ziel.

Die unheimliche Schloßruine lag vor ihnen.

Da der Mond direkt über ihr zu stehen schien, hoben sich die Umrisse der ausgebrannten Ruine scharf ab.

Sie entdeckten aber auch die dunkle, an manchen Stellen geheimnisvoll schimmernde Fläche, die vor dem Schloß lag. Es war das Moor, der Sumpf, der alles fraß, was sich in seine Nähe wagte. Wer einmal in ihm steckte, war für alle Zeiten verloren.

Im ersten Moment sah es so aus, als würde der schmale Pfad mitten durch den schwarzen, tückischen Sumpf verlaufen. Ein Irrtum, wie die beiden Hexen beruhigt feststellten. Der Weg beschrieb einen Bogen und wurde sogar zu einem Damm, als er am Rand des Moors entlanglief. Den Damm hatten Menschen angelegt. Die schmutzigen Reifen des Spitfire rumpelten über Bohlen.

Waren sie vorhin noch >gekrochen<, so konnten sie jetzt die Geschwindigkeit erhöhen. Sie näherten sich dem Ziel immer schneller.

Die Bohlen verschwanden. Es war so, als würde der Wagen über eine feuchte Wiese fahren, über der Nebelschleier tanzten.

Die alte Ruine bot ein schauriges Bild. Beim Näherkommen erkannten beide, daß die schwarzen Mauern einen seltsamen Glanz hatten, als wären die Steine mit Öl eingerieben worden. Die Ruine hatte, so konnte man fast sagen, die Form einer Pyramide. Ganz oben ragte ein Turm mit einer Zinne auf der Krone hervor. Er war größer als die

anderen kleinen Türme, die in einer seltsam stufenförmigen Anordnung an beiden Seiten in die Höhe wuchsen. Eine wirklich außergewöhnliche Burg. Ein Gemäuer, um das sich zahlreiche Geheimnisse und Legenden rankten, denn dieser Platz, das wußten Wikka und Jane, war als schwarz-magischer Ort lange Zeit verrufen gewesen.

Als eine Wolke vor den Mond trieb, wurde es noch dunkler. Jetzt brauchten sie wirklich die Scheinwerfer, um sich orientieren zu können.

Dann stoppten sie.

Wikka nickte. »Los, wir wollen nicht mehr länger warten, sondern uns die Burg einmal genau ansehen.«

Die Frauen verließen den Wagen und drückten die Türen sacht ins Schloß.

Zu beiden Seiten des Spitfire blieben sie stehen, um all die sie umgebenden Strömungen erst einmal in sich aufzunehmen. Der Wind kam von vorn, fuhr in ihre Haare.

Stumm schauten sie auf das Schloß. Jane und Wikka sahen nicht aus wie Hexen. Sie waren dunkel, aber normal gekleidet, trugen lange Hosen und Pullover.

»Ich spüre es«, sagte Wikka nach einer Weile. »Hier lauert etwas.«

Jane drehte den Kopf. Über das Dach des Spitfire hinweg blickte sie ihre Lehrerin an. »Wer lauert?«

»Der andere.«

»Kannst du herausfinden, wer er ist?«

Wikka schüttelte den Kopf. »Nein, aber er ist hier. Ich spüre seine Ausstrahlung, und sie weist auf das Schloß hin.«

»Dann laß uns gehen!«

Wikka kümmerte sich nicht um Janes Aufforderung. Sie hob plötzlich den linken Arm und streckte ihren Zeigefinger aus. Dabei deutete sie in die Dunstschwaden hinein. »Da oben brennt ein Licht«, flüsterte sie. »Schau genau hin, Jane, dicht unter dem höchsten Turm.«

Jane ging einen Schritt vor. Besser konnte sie dadurch auch

nicht sehen, stellte jedoch fest, daß sich Wikka nicht täuschte. Innerhalb der Ruine schimmerte tatsächlich Licht. Es flackerte rötlich gelb und war durch die Fensteröffnung scharf abgegrenzt.

Stille umgab die beiden Hexen. Selbst die Geräusche des Sumpfs schienen eingeschlafen zu sein. Es war eine Gänsehaut-Ruhe. Nur die Dunstschleier wehten lautlos über den Sumpf und streichelten die alten Mauern der Ruine.

»Wir werden nachsehen«, sagte Wikka mit gedehnter Stimme. »Wir werden genau nachschauen, darauf kannst du dich verlassen. Wenn er sich dort oben aufhält, packen wir ihn.«

Diese Sätze waren für die beiden Hexen das Startsignal. Sie gingen los und hatten zuerst Mühe, ihre Füße aus dem weichen Boden zu ziehen, der die Beine festhalten wollte. Sie nahmen bewußt einen normalen Weg, ließen ihre Hexenkräfte ruhen und betraten hintereinander das alte, unheimliche Gemäuer von Schloß Blackmoor ...

Nach einer wahren Horrorfahrt hatten wir Blackmoor erreicht.

Wir waren zwar nicht direkt durch das Moor gefahren, sondern hatten es nur am Rande gestreift, doch das, was wir in der Dämmerung gesehen hatten, reichte aus, um einen eigentlich fröhlichen Menschen trübsinnig werden zu lassen. Diese Gegend war einfach unheimlich!

Sie hätte eine vorzügliche Kulisse für einen Gruselfilm abgegeben. Da brauchte man überhaupt nichts zu verändern. Und etwas stach uns besonders ins Auge.

Es waren die schwarzen Vögel, die uns fast bis in den Ort begleiteten. Raben und Krähen, die mit träge wirkenden Flügelschlägen über unseren Wagen hinweghuschten und manchmal sogar vor der Frontscheibe des langsam fahren-

den Bentley flatterten und in das Innere starrten, als wollten sie uns hypnotisieren.

Die Vögel flogen tatsächlich nur mit bis Blackmoor, dann verschwanden sie in der Weite des grauen Himmels, der über der Moorlandschaft lag.

Blackmoor!

Dr. Barrows hatte wirklich nicht zuviel versprochen.

Das war kein normales Dorf. Blackmoor konnte man als eine Ansammlung von Häusern bezeichnen, über der irgendwie noch den Hauch des Mittelalters lag. Ich fragte mich, ob es hier überhaupt Strom gab. Eine Fernsehantenne entdeckte ich auf keinem Dach.

»Das ist noch schlimmer als in Dartmoor«, murmelte Suko, der das berühmte Zuchthaus ebenso wie ich kannte. Und damit hatte Suko ein wahres Wort gesprochen. Nur gut, daß wir noch an der letzten Tankstelle Sprit aufgenommen hatten, denn eine Zapfsäule gab es hier nicht, dafür einen breiten Weg, der nicht einmal Pflaster aufwies.

Im Winter und bei Regen wurde er sicherlich zu einer einzigen Schlammstraße.

Menschen sahen wir nicht.

Und dies, obwohl das Wetter sich eigentlich von seiner guten Seite zeigte. Zwar etwas aprilkühl, ansonsten jedoch nicht so, daß es Leute von der Straße fernhielt.

»Ein Geisterdorf«, sprach Suko das aus, was ich dachte. Ich schwieg. Nach einem Parkplatz brauchte ich nicht lange zu suchen. Ich stellte den Wagen vor einem alten Schuppen ab, ließ den Motor auslaufen und drückte die Tür auf.

Auch Suko verließ den Bentley.

Erst jetzt, als wir im Freien standen, merkten wir, welch eine seltsame Luft uns umgab. Sie war mit der einer Großstadt nicht zu vergleichen, auch nicht mit normaler Landluft. Die Luft hier roch faul und modrig.

Der Sumpf strahlte sie ab. Ihm mußte sie Tribut zollen. Ein

kühler Wind fiel in den Ort. Ich schaute nach Westen, hatte über eine Wiese hinweg freie Sicht und sah in der Ferne die Umrisse einer Burg.

»Da ist das Schloß«, sagte ich zu Suko.

Mein Partner drehte sich um. »Sieht ziemlich bedrohlich aus«, bemerkte er.

»Das scheint es auch zu sein«, erwiderte ich, stemmte die Hände in die Hüften und riskierte noch einen Rundblick.
Das Dorf blieb menschenleer. Keine Spur von Leben. Nicht mal ein streunender Köter lief umher. Es war kaum zu fassen, und ich schüttelte den Kopf. Ich fühlte mich wie in eine andere Dimension verschlagen.

»Dann laß uns mal gehen«, sagte Suko, setzte seinen Fuß vor und blieb sofort stehen, weil er meinen erstaunten Blick bemerkte.

»Was ist los, John?«

Ich schüttelte den Kopf. »Eigentlich nichts, nur deine Stimme. Sie klingt sehr seltsam.«

»Wie denn?«

»Irgendwie hallend.«

Suko schüttelte den Kopf. »Du mußt dich irren, Alter, wirklich.«

»Vielleicht.« Ich hob die Schultern. Sukos Worte hatten mich nicht überzeugt. Ich war nach wie vor der Ansicht, daß seine Stimme keinen normalen Klang mehr hatte.

Nebeneinander schritten wir die Straße hinab. Als Straße will ich den Weg mal bezeichnen, der zu beiden Seiten von sehr alten Häusern gesäumt wurde.

Sie alle machten einen sehr baufälligen Eindruck auf uns.

Die Fenster waren zum Teil sehr schmal.

Ich trat an eine Hauswand heran und wischte mit dem Handrücken ein wenig Schmutz von der Scheibe. Dabei erkannte ich, daß es sich um sehr dickes Fensterglas handelte, das außerdem nicht sehr glatt war, sondern leicht wellig, wie ich selbst mit dem bloßen Auge erkennen konnte.

Solche Scheiben stellte man heute nicht mehr her ...

»Siehst du was?« Suko war dicht hinter mich getreten und hatte die Frage gestellt.

»Ja, eine Wohnungseinrichtung. Einen Tisch, ein Bett, Stühle, noch ein Bett, einen alten Schrank ...«

»Keine Lampe?«

»Doch. Das heißtt, nein. Keine elektrische. Mehr eine Kerze und auch keine Petroleumleuchte.« Ich richtete mich wieder auf. »Verdammt, Suko, das verstehe ich nicht. Dieser komische Ort ist nicht nur seltsam, sondern auch unheimlich.

Kannst du dir einen Reim darauf machen?«

»Noch nicht.«

»Ich auch nicht.« Leicht stieß ich meinen Partner an. »Laß uns weitergehen.«

»Denk an die Gasthäuser«, sagte Suko. »Da haben wir immer Informationen erhalten.«

»Dahin wollte ich.«

Suko hätte nicht in der Mehrzahl zu sprechen brauchen, denn Gasthäuser sahen wir nicht. Überhaupt gab es keine einzige Kneipe oder Pinte, jedenfalls wies nichts darauf hin, und wir entdeckten auch keine diesbezüglichen Schilder.

Ein Gebäude bestand aus stärkeren Holzbohlen als die anderen, es erregte unsere Aufmerksamkeit. Zwei Laternen schaukelten über der Bogentür. Die alten Scharniere bewegten sich knarrend im Wind, und die Geräusche hörten sich an, als würden zahlreiche Geister unter unsäglichen Qualen leiden und stöhnen.

Mit der linken Hand stieß Suko die Tür auf. Wir gelangten in das, was man mit Mühe und Not als einen Schankraum bezeichnen konnte. Der Boden bestand aus festgestampfter Erde. Rohe Schemel und Tische sahen wir ebenso wie die langen Bänke an den Wänden und die beiden großen Holzfässer auf der primitiven Theke. Wahrscheinlich enthielten sie Bier oder ähnliches. Getrunken allerdings wurde es nicht aus Gläsern, sondern aus Tonkrügen, die hinter der

Theke an zahlreichen kleinen Holzstäben mit den Henkeln hingen.

Mitten im Raum blieben wir stehen. Suko schüttelte den Kopf, bevor er fragte: »Wo trinkt man denn heutzutage noch aus Tongefäßen?«

»Hier, das siehst du ja.«

Mein Freund verzog die Mundwinkel. »Ich weiß nicht so recht, John, aber mittlerweile habe ich das Gefühl, in einer anderen Zeit zu sein.«

Was Suko da ausgesprochen hatte, war phantastisch, aber nicht unglaublich, denn ich konnte mir gut vorstellen, daß wir eine Zeitbarriere überschritten hatten, ohne es zu merken.

Und gerade das machte mich stutzig.

Wie war es möglich, daß wir in einer anderen Zeit gelandet waren, ohne es zu merken?

Und wer trug die Verantwortung dafür?

»Du sagst ja nichts, John. Hat es dir die Sprache verschlagen?«

»Ein wenig schon«, gab ich zu. »Aber deine Idee ist nicht schlecht. Es paßt eigentlich alles. Die Häuser, die Einrichtung der Wohnungen, überhaupt das ganze Klima. Ich werde das Gefühl nicht los, daß wir uns in einem Dorf befinden, das schon im auslaufenden Mittelalter existiert hat. Mein lieber Freund, wenn das wahr ist ...«

»Wo stecken dann die Menschen?« fragte Suko dazwischen und wartete auf eine Antwort.

Die konnte ich ihm leider nicht geben.

»Wir müssen sie suchen.«

»Falls sie nicht das Dorf verlassen haben oder von der Pest dahingerafft worden sind.«

»Jetzt siehst du aber verdammt schwarz, mein Lieber.«

»Nein, ich sehe es realistisch«, erwiderte ich und ging an dem primitiven Tresen vorbei. Als ich dahinter schaute, sah ich die durch einen Vorhang abgedeckte Tür und sogar

Fußspuren auf dem Boden. Er war mit Sägemehl bestreut. Die Füße hatten Abdrücke hinterlassen. So ausgestorben schien das Dorf also doch nicht zu sein.
Ich schob den Vorhang zur Seite und gelangte in eine Kammer. Düster war es, meine Nase nahm einen typischen Geruch auf. Es roch nach Speck und Schinken.
Hier wurde geräuchert.

Gleichzeitig hörte ich die Laute. Das Fiepen und Kreischen von Ratten. Ich ging einen Schritt, konnte etwas besser sehen und erkannte, daß sich die aufgehängten Schinken und Würste bewegten. Sie pendelten hin und her. Von allein taten sie das nicht. Schuld daran trugen die Ratten, die sich, wie Fledermäuse an einer Decke, an den Schinken- und Wurststücken festgeklammert hatten.

Da die Tiere bei ihrer Mahlzeit gestört wurden, reagierten sie so erregt. Bei diesem Wirt hätte ich kein Menü bestellt, das war sicher.

Rückwärtsgehend verließ ich die Kammer wieder.

»Ich habe sie schon gehört«, sagte Suko. »Ratten. Dann frage ich mich nur, ob die Menschen ihr Dorf den Ratten überlassen haben.«

»Laß uns weitersuchen.« Ich stieß mit dem Fuß gegen einen Schemel.

»Hast du die Hoffnung noch immer nicht aufgegeben?«

»Nein, und ich will das Dorf durchsuchen, solange es noch hell ist.«

»Okay.«

Ich trat hinaus. Wenn alles stimmte, waren wir mit dem Bentley tatsächlich in die Vergangenheit gefahren, ohne es zu merken.

Suko meinte: »Eigentlich müßten wir jedes Haus durchkämmen und bei den größeren anfangen. Hast du was dagegen?«

»Nein.«

Das Schicksal wollte es anders. Wir brauchten uns der

Mühe nicht zu unterziehen, denn etwas lenkte uns ab.

Stimmen!

Nicht laut, aber sie durchbrachen die geisterhafte Stille, die über dem Ort lag.

»Das ist hinter dem Gasthaus«, flüsterte ich.

Suko ging schon vor. Neben dem Haus führte ein schmaler Trampelpfad an der Wand entlang. Er endete auf einer Wiese, die von einem mehrmals zusammengebrochenen Holzzaun umfriedet war, über dessen Trümmern wir steigen mußten; und dann entdeckten wir ein schrägstehendes großes Gebäude aus Holz.

Es hatte ein spitzes Dach, aus dem dicht unter dem Giebel der Galgen eines Flaschenzuges hervorragte.

Er wirkte auf uns wie das Gerüst eines Henkers, denn es baumelte eine sorgfältig geknüpfte Schlinge nach unten und wurde leicht vom Wind bewegt.

Das Haus sah aus wie eine Scheune und hatte eine große Doppeltür, die nicht völlig geschlossen war, so daß wir hinter ihr die Stimmen vernehmen konnten.

Noch immer waren die Worte nicht zu verstehen. Erst als wir uns mit sachten Schritten näherten, hörten wir, wie jemand das Wort Hexe sagte.

Gleichzeitig flogen einige schwarze Vögel in den grauen Himmel. Die Tiere hatten auf dem Dachbalken gehockt. Irgendein Ereignis hatte sie aufgeschreckt. Der Schwarm stob davon. Beide schauten wir ihm für einen Moment nach.

Schnell und lautlos überwanden wir den Rest der Strecke, standen an der Doppeltür und peilten durch den Spalt in das Innere der Scheune.

Es war zu düster, um viel erkennen zu können. Wir sahen jedoch die Rücken zahlreicher Männer und Frauen. Sie hatten die Köpfe vorgereckt und schauten auf irgend etwas, das wir bisher noch nicht sehen konnten.

War es die Hexe?

Nur ein wenig brauchten wir den Spalt zu vergrößern, um uns hindurchschieben zu können.

Mit kleinen Schritten drangen wir in die Scheune ein und wurden nicht bemerkt.

Die versammelten Menschen hatten nur Augen für die Vorgänge, die sich weiter im Hintergrund abspielten.

Einen weiteren Beweis dafür, daß wir uns in einer anderen Zeit befanden, erhielten wir, als wir einen Mann sprechen hörten. Er redete in einem Englisch, das heutzutage niemand mehr sprach, gestelzt und mit seltsamen Betonungen.
»Gib es zu, Hexe, daß Ihr es wart, die uns die Felder und das Getier vernichtet habt.«

»Nein, nein!« hörten wir vom Boden her die Antwort. »Ihr könnt mich foltern und geißeln, von mir werdet ihr kein Geständnis erpressen!«

»Dann wollt Ihr sterben?«

»Versucht es nur, ihr Narren. Versucht nur, mich umzubringen. Ihr werdet sehen, was Ihr davon habt. Ich fürchte mich auch nicht vor Mason Cordtland, dem Hexenwürger. Ich werde ...«

Wir achteten nicht mehr auf die weiteren Worte, denn beide sahen wir ein, daß es für uns Zeit wurde, einzugreifen. Eine Gasse fanden wir nicht, die jedoch würden wir uns schon schaffen. Suko und ich starteten zur selben Zeit. Und wir teilten auch die gleichen Stöße aus, die einige Gaffer von den Beinen holten, so daß wir uns Bahn brechen und freie Sicht hatten.

Jetzt sah ich auch den Sprecher.

Er war ein Hüne von Kerl, hatte rostrottes Haar und eine Bullengestalt. Er hielt mit beiden Händen den langen Griff einer Mistgabel umklammert, deren rostige Zinken dicht über einer fast nackten, am Boden liegenden älteren Frau schwabten.

Natürlich war unser Weg nicht so einfach. Es gab einige, die sich gegen unsere Attacken wehrten, uns auch festhalten

wollten. Doch wir konnten keine Rücksicht nehmen, wenn wir das Leben der Frau retten wollten.

Suko tat sich besonders hervor. Er schleuderte manchmal drei Gegner auf einmal zur Seite und wäre vor mir am Schauplatz des Geschehens gewesen.

Dann aber veränderte sich die Szene.

Das Gesicht des rothaarigen Mannes verzerrte sich plötzlich. Es wurde zu einer Grimasse der Wut. Nackter Haß sprühte aus seinen Augen, er schrie uns irgend etwas zu, brüllte einfach hinein in das Chaos. Die Frau am Boden versuchte noch, sich zur Seite zu rollen, und plötzlich wirkte sie seltsam durchsichtig.

Wie alle anderen auch.

Im selben Augenblick stieß der Rothaarige zu. Die zweckentfremdete Mistgabel traf voll ...

Ich sah noch das schrecklich Bild vor meinen Augen, glaubte, das Spritzen des Blutes zu sehen, die kleinen roten Fontänen, doch da war nichts.

Nur der Aufprall.

Und der hatte sich gewaschen. Ich knallte frontal gegen einen abgestellten Traktor, wobei meine Stirn nicht verschont wurde. Für einen Moment sah ich Sterne, und ich taumelte zurück und hörte Suko fluchen.

Auch er lag am Boden. Ein die Decke stützender Pfosten war ihm im Weg gewesen.

Suko saß da, hielt sich die Schulter und schüttelte den Kopf. Dann grinste er, tippte gegen seine Stirn und sagte: »Ich wußte gar nicht, daß sie im ausgehenden Mittelalter schon Trecker gefahren sind.«

Ich rieb meine allmählich anwachsende Beule. »Das war mir bisher auch unbekannt.«

»Und jetzt?«

Eine gute Frage, wie ich zugeben mußte. Aber auch eine

verdammst schwere, denn es war nicht leicht, die Antwort zu geben. Was sollten wir tun? Wir waren plötzlich aus der Vergangenheit heraus und wieder in die Gegenwart geschleudert worden.

Es war früher Abend, und die Dämmerung erreichte allmählich das kleine Dorf Blackmoor.

Ich streckte Suko meine Hand hin und half ihm auf die Füße. »Das verstehet, wer will«, flüsterte er, »ich jedenfalls nicht.«

»Und ich auch nicht«, gab ich zu.

Der Trecker war nicht der einzige Gegenstand, der in der Scheune aufbewahrt wurde. Wir sahen noch einen zweiten, erkannten eine Egge und rechts von der Tür einen großen Mähdrescher.

Mein Partner nahm die ganze Sache mit Humor. »Ich bin mal gespannt, ob die immer noch kein elektrisches Licht haben, John. Los, laß uns nachschauen!«

Das taten wir und verließen so rasch die Scheune. Vor ihr befand sich keine Wiese mehr, sondern ein freier Platz. Wir schauten an der Torseite des Gebäudes hoch.

Da hatte sich schon einiges verändert. Die Scheune sah jetzt wesentlich stabiler aus. Nur der alte Galgen hing nach wie vor unter dem Dachfirst.

»He, was machen Sie denn hier?«

Hinter mir erklang eine kratzige Stimme, und als wir uns umdrehten, sahen wir einen alten Mann, der auf der Schwelle einer offenstehenden Hintertür stand. Wie zum Hohn hielt er in der rechten Hand eine Mistgabel.

»Wir wollten uns hier mal umschauen«, erklärte ich im Näherkommen.

Die Augen unter seinen weißgrauen Brauen zogen sich zusammen. »Schnüffler aus der Stadt, wie?«

»Haben Sie hier etwas zu verbergen?«

Eine Antwort auf die Frage erhielten wir nicht, denn der Alte verschwand und tauchte in das Innere des Hauses,

wobei wir noch seine Stimme hörten. Er rief nach einem Mann namens Rodney.

Wir waren inzwischen ein paar Schritte vorgegangen, als Rodney erschien. Er hielt zwar keine Mistgabel in der Hand, doch unbewaffnet war er nicht. Rodney trug ein Gewehr, und er sah verdammt entschlossen aus. Wir hatten das Gefühl, als wollte er die Waffe benutzen.

War es Zufall, daß er rötlich schimmerndes Haar hatte? Es leuchtete in derselben Farbe wie das des Mannes, den ich als den Mörder der Frau gesehen hatte.

»Wo kommen Sie her?« fragte er uns.

»Aus dem Stall«, erwiderte ich wahrheitsgemäß.

Rodney stand kurz vor der Explosion. Diese Antwort hatte ihn sauer gestimmt. »Von meinem Vater habe ich gehört, daß ihr zwei Schnüffler seid. Was habt ihr hier zu suchen?«

»Wo können wir in Ruhe reden?« fragte ich.

»Sagt mir alles.«

»Gibt es hier einen Polizisten?« wollte ich wissen.

»Nein, so etwas erledigen wir allein.«

Das sah mir alles gar nicht gut aus. Ich schaute einigen Raben nach, die in die Lüfte stiegen und dabei krächzten, so daß ich das Gefühl hatte, sie würden uns auslachen.

»Wer ist dann verantwortlich für alles hier?« erkundigte ich mich. »Einer muß doch das Sagen haben.«

Der Rothaarige nickte. »Das stimmt. Das ist Cordtland.«

Ich verkniff mir einen überraschten Pfiff. Den Namen Cordtland hatte ich vor kurzem erst gehört. Die Frau hatte ihn genannt. Ja, sie hatte den Namen Cordtland ausgesprochen. Das war in der Vergangenheit gewesen, und nun hörte ich ihn wieder.

Zufall?

Wahrscheinlich nicht. Der Name hatte sich innerhalb des Dorfes gehalten. Wer hier einmal wohnte, ging nicht weg. Die Familien pflanzten sich fort, und bei ihnen spielte Zeit keine Rolle, die Namen blieben eben.

»Wo kann ich ihn sprechen?«

»Nirgendwo.« Der Rothaarige schüttelte den Kopf.

»Cordtland hat nicht für jeden hergelaufenen Strolch Zeit. Ihr seid Strolche und Lumpenpack. Ich werde euch schon zeigen, wo es langgeht. Aus dem Schuppen seid ihr gekommen, nicht? Da werdet ihr auch wieder hineingehen. Ich sperre euch so lange ein, bis ihr mir gesagt habt, was ihr wirklich in unserem Dorf wollt. Wenn nicht, werfen wir euch in den Sumpf.«

»Reizend«, sagte Suko.

»Wie?«

»Ich sagte reizend, mein kleiner roter Teufel!«

Der Kerl holte tief Luft. Sein Vater, der zurückgekommen war, fing auch noch an zu schreien. »Laß dir das nicht gefallen, Rodney, auf keinen Fall!«

Rodney schüttelte den Kopf. Er stürmte drei Schritte vor, und genau das hatte Suko gewollt.

Mit der Fußspitze kickte er vor sich in den Boden. Im nächsten Augenblick hechtete mein Freund zur Seite, diesem Rodney jedoch flogen zahlreiche kleine Steine und Dreckklumpen entgegen, und das Zeug traf ihn genau ins Gesicht.

In einem Reflex drückte er ab. Die Kugel traf nicht Suko, sondern die Wand des Schuppens hinter uns. Zu einem zweiten Schuß hatte er keine Gelegenheit mehr. Suko entwand ihm blitzschnell das Gewehr, schleuderte es mir zu und hieb mit der Handkante zu.

Rodney kippte zur Seite. Bevor er schwer zu Boden schlug, fing Suko ihn auf, schleifte ihn zur Hauswand und lehnte ihn dagegen. Die entladene Waffe stellte ich neben ihn.

Jetzt schoß der Alte wieder aus dem Haus. Ich stand besonders günstig und schnappte ihn mir. Zum Glück trug er keine Mistgabel mehr bei sich. Der Mann protestierte, doch das half ihm aber nichts. Ich nahm ihn mit in das Haus.

Wir betraten eine große Küche. Der Boden war mit roten Fliesen bedeckt. Ich drückte ihn auf eine Bank und befahl ihm, dort sitzen zu bleiben.

Er schaute mich wütend an und hatte die Hände zu Fäusten geballt.

»Begrüßen Sie Ihre Gäste immer so?« erkundigte ich mich.

»Ihr seid Schnüffler. Niemand hat euch gesehen, wie ihr auf den Hof gekommen seid.«

»Das stimmt allerdings. Nur möchten wir gern mit diesem Cordtland sprechen. Wo finden wir ihn?«

»In der Polizeistation.«

»Ist er Polizist?«

»Auch. Er ist alles, wenn Sie verstehen. Bürgermeister, Polizist, Verwalter ...«

»Und wo steht das Haus?«

»Auf der Hauptstraße.«

»Dann wollen wir mal«, sagte ich, drehte ab, blieb aber plötzlich wieder stehen. »Eine Frage hätte ich noch. Haben Sie schon mal etwas von Hexen gehört oder einem Mason Cordtland?«

Da zuckte der Alte zusammen. Seine Augen verengten sich. Er beugte sich vor und flüsterte: »Was wissen Sie von Mason Cordtland?«

»Leider nicht genug, aber es hat ihn gegeben, nicht wahr?«

»Ja, er war ein berühmter Mann.«

»Ein Hexenjäger?«

»Auch.«

»Wie lange ist er schon tot?«

»Er starb vor Jahrhunderten. Für uns aber lebt er weiter.

Ich will euch einen Rat geben. Verschwindet hier aus Blackmoor. Es ist besser für euch. Wir wollen keine Fremden hier.«

»Kann ich mir vorstellen.« Ich nickte dem Alten zu und sagte: »Bis später dann.«

Er starrte uns nach, als wir das Haus verließen. Wir ließen

den Alten sitzen und schauten zu, daß wir den Hof verließen, bevor Rodney wieder zu sich kam.

Wir fanden einen Weg. Er war nicht gepflastert. Wir sahen die Spuren der Treckerreifen, die sich tief in das Erdreich gegraben hatten. »Ein seltsamer Ort«, bemerkte Suko.

»Wirklich, direkt zum Wohlfühlen.«

»Vor Blackmoor und seinen Bewohnern hat mich schon Dr. Barrows gewarnt«, sagte ich.

»Weiß er mehr?«

»Glaube ich nicht. Ich schätze jedoch, daß die Vergangenheit und die Gegenwart in einem ursächlichen Zusammenhang stehen.«

Während wir redeten und weitergingen, war uns gar nicht aufgefallen, daß wir die breite Straße erreicht hatten, wo unser Bentley parkte. Der Silbergraue stand noch immer dort, wo wir ihn abgestellt hatten. Er war von der Vergangenheit wieder mit hinüber in die Gegenwart genommen worden.

»Und nicht einmal gealtert«, sagte ich, als ich auf den Wagen zeigte, der von einigen Halbwüchsigen bestaunt wurde.

Als wir den Bentley erreichten, wichen die Jugendlichen scheu zurück.

Der Alte hatte von einer Polizeistation gesprochen. Wir fanden sie. Das Haus glich einer Baracke. Die Scheiben der Fenster waren in der unteren Hälfte überstrichen worden, so daß niemand in das Haus hineinschauen konnte.

Zur Tür führte eine Treppe hoch. Suko klopfte an. Eine Klingel konnten wir nicht finden.

Es dauerte eine Weile, bis wir Schritte hörten, die sich der Tür näherten. Eine Stimme fragte: »Was ist denn?«

»Wir müssen mit Ihnen reden, Mr. Cordtland.«

»Wer sind Sie?«

»Wir kommen aus London.«

»Dann fahren Sie wieder dorthin zurück.«

Himmel, waren die Leute verstockt! »Nein, das werden wir nicht tun!« erklärte ich ihm. »Erst will ich mit Ihnen sprechen, und es wäre besser, wenn Sie uns öffneten.«

»Worüber wollen Sie reden?«

»Das sagen wir Ihnen noch.«

»Moment.«

Ich hob die Schultern und warf Suko einen Blick unter hochgezogenen Augenbrauen zu. Wahrscheinlich wurden wir jetzt aus irgendeinem Loch beobachtet und für vertrauenswürdig befunden, denn im Schloß bewegte sich ein Schlüssel.

»Kommen Sie rein!«

Wir traten über die Schwelle und sahen Cordtland. Er machte einen vernünftigen Eindruck. Irgendwie hatte ich das Gefühl, einem Waidmann gegenüberzustehen. So jedenfalls sah er auf den ersten Blick aus. Zudem trug er eine grüne Kluft, allerdings aus wetterfestem Kord. Das Alter des Mannes schätzte ich auf 50 Jahre. Die Haut war sonnenbraun und wertergegerbt, und auf seiner Oberlippe wuchs ein Schnäuzer. Seine kräftigen Hände hatte er übereinandergelegt.

»Was wollen Sie also?«

»Können wir das nicht im Haus besprechen?«

»Nein, ich habe keine Zeit.«

»Sie sollten Sie sich aber nehmen, Mr. Cordtland.«

»Wer kann mich dazu zwingen?«

»Niemand, nur wäre dies in Ihrem eigenen Interesse. Wir sind schließlich nicht zum Spaß hergekommen.«

»Dann gehört Ihnen der Schlitten?«

»Wenn Sie den Bentley meinen, haben Sie recht.«

Cordtland zog die Augenbrauen zusammen. Sein Mund wurde schmal. »Was wollen Sie bei uns? Land kaufen?«

Versuchen, hier Weekend-Häuser hinzusetzen? Nein, mein Lieber, damit werden Sie hier kein Glück haben. Wenn Sie deswegen mit mir sprechen wollten ...«

»Das ist nicht der Grund«, unterbrach ich ihn.

Jetzt war er konsterniert. »Welcher dann, zum Teufel?«

»Um den Teufel kann es gehen. Wir möchten mit Ihnen über einen gewissen Mason Cordtland und über Hexen sowie deren Verfolgung reden. Das ist alles.«

Der Mann vor uns zuckte zusammen. »Mason Cordtland?« flüsterte er. »Verdammtd, was soll das?«

»Polizei«, sagte ich und zeigte ihm meine Marke. Suko wies sich ebenfalls aus.

Cordtland starnte auf die Legitimationen und nickte.

»Scotland Yard sogar«, sagte er. »Sieh einmal an, damit hätte ich wirklich nicht gerechnet.«

»So kann man sich irren«, entgegnete Suko. »Dürfen wir jetzt reinkommen, Mr. Cordtland?«

Der Mann überlegte noch. Mir schien es, als hätte er irgend etwas zu verbergen. Schließlich hob er die Schultern.

»Ja«, sagte er schließlich, »kommen Sie rein. Aber ich sage Ihnen gleich, viel Zeit kann ich für Sie nicht aufbringen.«

»Müssen Sie weg?«

»Ja.«

In der Diele sahen wir die Köpfe ausgestopfter Tiere an den Wänden. Ein Hirsch mit prächtigem Geweih glotzte uns aus schwarzen Augen an. Ebenso ein Wildschwein und auch der ausgestopfte Kopf eines Rehs.

Rechts ging es zu den >offiziellen< Räumen, links in die Privatwohnung.

Wir aber blieben in der Diele, denn es gab dort einige Sitzmöbel, wo wir Platz nahmen.

»Was kann ich also für Sie tun?« fragte Cordtland und schaute uns an.

»Erzählen Sie mir etwas über Ihren Ahnherrn, Mason Cordtland.«

»Ist der so wichtig?«

»Für uns schon.«

»Nun, was soll ich da sagen? Die Geschichte oder der

Starnbaum der Familie reicht weit zurück. Mason Cordtland war ein berühmter Mann. Ein Arzt, ein Wissenschaftler, der in seiner Burg Experimente durchgeführt hat. Er hat zahlreiche Menschen geheilt, und die Leute schauten mit Ehrfurcht zu ihm auf.«

»Hat er auch getötet?« fragte ich.

»Wie kommen Sie darauf?«

»Vielleicht Hexen!«

Als ich das Wort erwähnte, zuckten die Augen des Mannes. »Können Sie das genauer erklären?«

»Sicher. Ich habe gehört, daß Ihr Ahnherr ein Hexenjäger gewesen sein soll. Er war zudem mit einer dreischwänzigen Peitsche bewaffnet. Mit dieser Waffe jagte er die Hexen und brachte sie um. Ist es so gewesen?«

»Sie sind gut informiert. Ja, er hat Hexen gejagt und dabei große Erfolge erzielt.«

»In der Vergangenheit?«

»Sicher.«

Ich lächelte. »Und wie steht es mit der Gegenwart?«

»Wieso?«

»Jagd er da auch noch Hexen?«

Cordtland öffnete den Mund und ließ ein meckerndes Lachen hören. »Sie sind lustig. Wie kommen Sie denn darauf? Mein Ahnherr ist längst gestorben.« Wieder lachte er. Es klang ebenso unecht wie beim erstenmal.

»Genau das, Mr. Cordtland, bezweifeln wir.«

Er spielte den Erstaunten. »Wieso denn? Ich kann Ihnen versichern, daß Mason Cordtland im Sumpf versunken ist. Er kann gar nicht mehr leben. Oder haben Sie schon erlebt, daß die Toten aus einem Sumpf zurückgekehrt sind?«

»Das haben wir in der Tat.«

Cordtland schüttelte den Kopf. Sein Gesicht nahm einen ungläubigen Ausdruck an. Ihm war anzumerken, daß ihn meine Antwort irritierte. »Sie meinen das im Scherz, nicht?«

»Nein, im Ernst.«

»Tut mir leid, aber das begreife ich nicht. Ich wohne seit meiner Geburt hier und bin mit dem Sumpf aufgewachsen, aber das, was Sie behaupten, habe ich noch nicht erlebt.«
»War Ihr Ahnherr ein hochgewachsener Mann mit blond-grauen Haaren, oder war er es nicht?«

»Er war es.«

»Dann habe ich ihn gesehen«, erklärte ich. »Und ich sah noch mehr. Er jagte eine Hexe.«

»Wo haben Sie es denn gesehen?«

»Im Sumpf.«

»Sie irren sich, Mr. Sinclair.« Er schüttelte den Kopf.

»Mason Cordtland ist tot. Begreifen Sie das endlich. Und jetzt müssen Sie mich entschuldigen, ich habe noch zu tun.«

»Darf man fragen was?«

Der Mann schaute Suko an. »Nein, das darf man nicht. Ich gebe Ihnen einen guten Rat. Verschwinden Sie! Auch wenn Sie von Scotland Yard sind. Hier in Blackmoor herrschen andere Gesetze und Regeln. Wir haben sie aufgestellt, wir richten uns danach. Steigen Sie in Ihren Wagen und fahren Sie ab. Lassen Sie um Himmels willen die Toten ruhen!«

»Was geht hier vor?«

»Nichts, Mr. Sinclair. Nichts geht hier vor. Hier ist alles normal. So wie es immer war.«

Wir hatten keinen Durchsuchungsbefehl für sein Haus.

Wenn er uns rauswerfen wollte, konnte er das. Also erhoben wir uns aus den Ledersesseln und nickten ihm zu.

»Sie können es noch schaffen«, sagte er. »Wenn Sie sich immer an den Weg halten, werden Sie auch in der Dunkelheit nicht im Sumpf versinken.«

»Danke für den Rat«, sagte ich. »Aber was ist eigentlich mit der Schloßruine?«

»Wieso?«

»Wir wollten ihr einen Besuch abstatten.«

»Sie ist ein verfallenes Gemäuer, mehr nicht. Überanstrengungen Sie sich nur nicht.«

»Wir sehen uns noch«, sagte ich zum Abschied und öffnete die Tür.

Überrascht blieb ich auf der Schwelle stehen. Vor dem Haus hatten sich zahlreiche Menschen versammelt. Männer und Frauen. Sie trugen Waffen und große Kreuze in ihren Händen. Die Gesichter wirkten starr. Entschlossenheit spiegelte sich in ihren Zügen. Die menschliche Mauer machte einen kalten, abweisenden Eindruck auf uns.

»Was soll denn das?« fragte ich.

Cordtland war neben uns stehengeblieben. »Es sind Menschen aus dem Ort«, erwiderte er.

»Das sehe ich. Und?«

»Sie warten auf mich.«

»Was haben Sie vor?«

Cordtland drängte sich an uns vorbei. Er lief die Treppe hinab. Unten drehte er sich noch einmal um. »Fahren Sie!« zischte er uns zu. »Fahren Sie schnell!«

Dann winkte er seinen Leuten. Die setzten sich sofort in Bewegung und folgten ihm.

Für uns hatten sie keinen Blick mehr.

Wir schauten ihnen nach. Auch den Alten, der uns mit der Mistgabel bedroht hatte, entdeckten wir zwischen ihnen. Seinen Sohn ebenfalls.

Sie verließen Blackmoor in die Richtung, aus der wir gekommen waren. Ihr Ziel war der Sumpf oder auch die Schloßruine.

»Gehen wir hinterher?« fragte Suko.

»Später.«

»Was hast du vor?«

Ich deutete über meine Schulter. »Das Haus interessiert mich. Ich weiß nicht, was dort verborgen ist, aber ich habe so das dumpfe Gefühl, daß wir auf etwas stoßen werden.«

»Wir haben keinen Durchsuchungsbefehl«, gab mein Freund zu bedenken.

»Sicher. Nur schau dir die Tür an. Sie steht offen.«

Da grinste Suko. »Altes Schlitzohr.«

Die Diele kannten wir inzwischen. Cordtland hatte sich rustikal eingerichtet. Die Möbel waren dunkel, sie bestanden aus gebeizter Eiche.

»Durchsuchen wir zuerst den Keller«, schlug ich vor.

»Mir egal, wo wir anfangen«, erwiderte Suko schulterzuckend.

Keller üben auf mich immer eine magische Anziehungskraft aus. Wie oft hatten wir erlebt, daß im Keller irgend etwas verborgen wurde. Vielleicht auch hier.

Die Kellertür war abgeschlossen.

»Mist.« Suko sagte dies und legte sein Ohr gegen das Holz. Er hatte mir dabei das Gesicht zugewandt, und ich sah, daß mein Partner die Stirn runzelte.

»Hast du was?«

»Seltsam, ich höre so komische Geräusche.«

»Moment.« Auch ich preßte mein Ohr gegen das Holz, lauschte und stellte fest, daß sich Suko nicht getäuscht hatte. Da waren tatsächlich undefinierbare Laute zu hören.

Wir konnten sie nicht identifizieren. Auf jeden Fall verstärkten sie uns in dem Wunsch, einmal nachzuschauen und der Sache auf den Grund zu gehen.

Mein Freund schielte bereits auf das Schloß. »Es dürfte keine großen Probleme bereiten«, sagte er.

»Versuchen wir es.«

Suko holte sein kleines Besteck hervor. Jeder Einbrecher hätte glänzende Augen bekommen, wir aber setzten dieses >Werkzeug< nur in Notfällen oder bei besonderen Anlässen ein.

Und dieser Anlaß hier war ein besonderer.

Sukos Hände zitterten nicht, als er sich an die Arbeit machte. Ein paarmal drehte er das Wunderwerk der Feinmechanik und hatte die Tür dann offen. Wir vernahmen beide das Zurückschnappen des Schlosses.

Ich drückte die Klinke nach unten und zog die Tür lang-

sam auf. Sie war gut geölt. Lautlos schwang sie uns entgegen.

Wir schauten in einen dunklen Keller. Vor uns lag eine Treppe aus Stein. Fast normal. Feucht und muffig war der Geruch. Die Wände glänzten naß, das sahen wir im Schein der Beleuchtung. Bei dieser Moorgegend war es kein Wunder. Mit vorsichtigen Schritten bewegten wir uns über die Stufen nach unten. Am Geländer hielten wir uns fest, lauschten dabei und wunderten uns, daß die Geräusche sich nicht wiederholten.

Es blieb still.

Ich versuchte, die Atmosphäre des Kellers in mich aufzunehmen. Kam sie mir unheimlich vor? War sie anders als bei normalen Räumen? Ich wußte es nicht, es warnte mich auch nichts vor einer irgendwo im toten Winkel lauernden Gefahr.

An das Ende der Treppe schloß sich ein Gang an. Drei Türen standen zur Auswahl, zwei auf der rechten, eine auf der linken Seite. Und hinter ihr hörten wir die Geräusche. Sie waren seltsam krächzend und gleichzeitig aggressiv. Dazwischen vernahmen wir ein Flattern von Flügeln, wenigstens hörte es sich so an.

Suko und ich zögerten keine Sekunde länger. Mein Freund stand als erster an der Tür, drückte die Klinke nach unten und öffnete.

Ich hatte meine Beretta gezogen. Sicher war sicher ... Sehen konnten wir kaum etwas. Das durch die offene Tür fallende Kellerlicht reichte nicht aus, um den gesamten Raum vor uns auszuleuchten. Der wurde erst hell, als Suko einen Schalter fand und ihn herumdrehte.

Unsere Augen wurden groß. Mit vielem hatten wir gerechnet, nur nicht mit einem großen, bis zur Decke reichenden Käfig, in dem zahlreiche Vögel flatterten ...

Bing Cordtland hatte die Spitze übernommen. Die anderen folgten ihm mit zwei Schritten Abstand. Sie hatten Zweierreihen gebildet, und sie sprachen kein einziges Wort miteinander. Alles war schon gesagt worden. Jeder hatte seine Aufgabe zu erfüllen, niemand würde sich drücken. Das schrieben die Gesetze des Dorfes und der Vergangenheit vor.

Denn die Vergangenheit hatte sie wieder eingeholt. Genau das war es, womit die Männer und Frauen fertigwerden mußten. Denn sie wußten von dem Schicksal, das über ihnen schwebte. Ein jeder von ihnen war in Blackmoor geboren worden, das Dorf war für sie eine echte Heimat, aber auch die schaurige Umgebung, der Sumpf, das gefährliche Moor.

Im Gegensatz zu zahlreichen anderen Menschen liebten sie es. Sie konnten sich nichts anderes mehr vorstellen, und sie kannten dessen Geheimnisse.

Das Moor nahm und gab. Es war für sie der Lebensraum, und sie wußten von seinem geheimnisvollen Inhalt, der nicht nur aus Wasser, Schlamm oder Erde bestand.

Das Moor verbarg das Grauen!

Und sie waren bereit, es wieder hervorzuholen. Noch in dieser Nacht wollten sie es wagen. Er hatte sich bereits gezeigt, sein Geist war unterwegs gewesen und hatte dort weitergemacht, wo er vor langer, langer Zeit aufgehört hatte.

Er hatte nicht alle geschafft. Zahlreiche Hexen lebten noch, sie existierten weiter, hatten sich nur verwandelt. Das wußten die Menschen, und er wußte es auch.

Ein gefährliches magisches Kraftfeld hatte sich über den Sumpf, die alte Ruine und das Dorf gelegt. Ein Kraftfeld, das anzeigen, daß die Zeit reif war.

Reif für ihn - für Mason Cordtland!

Jeder wußte von ihm. Seine Geschichte war mit Blut geschrieben. Das Dorf lebte von ihm, und auch sein Nach-

folger war da. Er hatte die Führung übernommen, und niemand machte sie Bing Cordtland streitig.

Das Dorf lag hinter ihnen. Vor sich sahen sie den Sumpf. Unheimlich wirkte er in der Dunkelheit. Eine schwarze, leicht glänzende Fläche, die nie ruhig lag, sondern sich bewegte und von einem geisterhaften Leben erfüllt zu sein schien.

Sie gab Geräusche von sich. Tief in der Erde entwickelten sich Gase. Sie sammelten sich, drängten nach oben, erreichten die Oberfläche und zerplatzten dort.

Sie waren oft kopfgroß, und die beim Zerplatzen entstehenden Geräusche wehten über das flache Moor.

Lange graue Schleier trieben über die Fläche. Unheimlichen Gestalten gleich, die vom Wind bewegt und in verschiedene Richtungen geweht wurden, obwohl es schien, als würden sie mit ihren unteren Enden an der Oberfläche direkt festkleben.

Das Moor atmete, das Moor lebte. Es steckte voller Geheimnisse, und es verbarg unter seiner Schicht nicht nur Fäulnis und Verwesung.

Etwas war da, das lebte.

Die Männer und Frauen gingen schweigend. Die Köpfe hatten sie gesenkt. Nur ihre Schritte waren zu hören und das Schmatzen des oft weichen Bodens, wenn sie die Füße hoben.

In der letzten Zeit war niemand mehr aus ihren Reihen im Sumpf versunken. Sie alle kannten das Moor. Es gehörte zu ihnen, und es war gewissermaßen ihr Lebensraum.

Sie hatten damit begonnen, einen Teil der Fläche auszutrocknen und zu kultivieren, weil sie landwirtschaftliche Erzeugnisse anbauen wollten. Im nächsten Jahr wollten sie ernten.

Links von ihnen stand groß und wuchtig die alte Burg-ruine. Sie sah unheimlich und drohend aus. Hinter einem Fenster schimmerte es hell.

Es war das ewige Licht. Das sollte immer brennen, so lange Mason Cordtland noch existierte.

Während der Teil-Kultivierung des Moores hatten die Bewohner von Blackmoor Wege angelegt. Kein Fremder kannte sie. Diese Pfade waren nur ihnen bekannt.

Der an der Spitze gehende Bing Cordtland schwenkte ein und betrat den breitesten Pfad, der jetzt durch die angelegten Felder führte, geradewegs auf die düstere Fläche zu.

Irgendwo über dem Moor blitzte es hin und wieder auf.

Kleine gelbe Punkte, die in einem Zickzack-Flug etwa mannshoch über die schwarze Fläche wischten.

Irrlichter.

Entstanden durch abgestorbenes Holz, das wegen seines Gehaltes an Phosphor hin und wieder so leuchtete.

Man sagte den Irrlichtern vieles nach. Sie sollten die Geister der Toten sein, die im Moor versunken waren und keine Ruhe fanden. Daran glaubten die Menschen aus Blackmoor nicht. Sie glaubten nur an einen Geist, an dem von Mason Cordtland.

Sein Nachkomme an der Spitze schritt zügiger aus. Er wollte nicht mehr länger warten. Wenn zu viel Zeit verging, konnten sich die Gegenkräfte formieren, was heute nicht gut war.

Manchmal schallte ihnen das wilde Krächzen der Raben und Krähen entgegen. Aggressiv hörte es sich an. Die Vögel schienen verrückt zu werden. Hin und wieder huschten sie im Gleitflug dicht über die Köpfe der Menschen hinweg. Nein, die Vergangenheit war nicht tot. Immer wieder wurden die Menschen an sie erinnert.

Weit hatten sie nicht mehr zu laufen. Als Bing Cordtland stehenblieb und seine rechte Hand hob, verharrten auch die anderen. Sie befanden sich jetzt am Rand des Moores, genau am Ende der kultivierten Fläche, die breit genug war, damit die Menschen aus dem Dorf einen Halbkreis hinter ihrem Anführer bilden konnten.

Sie blieben stehen.

Ihre Gesichter zeigten einen grauen Schimmer. In ihnen regte sich kein Muskel. Starr blickten die Augen, die Lippen waren zusammengepreßt, und sie holten nur durch die Nase Luft.

Oft hatten sie das große Ereignis herbeigesehnt. Nun endlich war es eingetreten, und sie waren gespannt, ob das alles klappte, was ihnen Bing Cordtland so oft versprochen hatte. Er hatte schon mit ihm gesprochen. Als Geist war ihm sein Ahnherr erschienen. So jedenfalls hatte er es ihnen gesagt, und sie glaubten es, denn der Sumpf und die gesamte Umgebung verbargen zahlreiche Geheimnisse.

Abermals flog manch scheuer Blick zur Ruine hin. Zum Greifen nahe schienen die Mauern zu sein, dennoch waren sie weit entfernt. In der Dunkelheit täuschten die Distanzen. Brannte das Licht oben im Turm jetzt nicht stärker? Ja, sie hatten das Gefühl, als wäre die Flamme durch irgendein Ereignis stärker entfacht worden und würde nun den gesamten Raum ausfüllen.

Auch Bing Cordtland schaute hin. Seine Augen verengten sich leicht, die Lippen zuckten.

Es war soweit!

Er drehte den Kopf und richtete seinen Blick auf das vor ihm liegende Moor.

Schwarz glänzte die Fläche. Unheimlich schimmernd, fast glatt. Nur der Wind, der über sie strich, kämmte das manchmal hohe Gras und spielte mit dem Wasser der kleinen heimückischen Tümpel, die zu gefährlichen Fallen für denjenigen werden konnten, der das Moor nicht kannte.

Bevor Cordtland sprach, drehte er sich zu den anderen um. Er blickte in die erwartungsvollen Gesichter und spürte wieder einmal die Last der Verantwortung, die auf seinen Schultern lag. Aber er war es nicht anders gewohnt, denn er hatte Zeit genug gehabt, sich darauf vorzubereiten.

Bing hob seine Stimme. »Nehmt die Kreuze!« rief er.

»Richtet sie auf. Laßt sie auf das Moor deuten, und gebt ihm so ein Zeichen, damit er weiß, daß seine Stunde gekommen ist. Er soll wissen, daß wir ihn erwarten und ihm zur Seite stehen. Sein Geist hat bereits einige Hexen getötet, aber es waren zu wenig. Die Vergangenheit hat uns eingeholt, wir wollen sie vollenden.«

Niemand widersprach ihm. Ein jeder wußte, was die Stunde geschlagen hatte.

Ein Dorf war von seiner Geschichte eingeholt worden, und die Menschen waren darauf vorbereitet, den Schrecken der vergangenen Jahrhunderte fortzuführen.

Sie wollten die Reste vernichten.

Oft behauptete man, daß Hexen auf gewisse Art und Weise unsterblich seien.

Das würden die Menschen widerlegen.

Bing Cordtland drehte sich wieder um. Es war völlig dunkel geworden. Bleich stand der Mond am Himmel. Eine fast runde Scheibe, die wie ein gelbes, großes Glotzauge alles beobachtete und mit einem fahlen Schleier umgab.

Er sah das Gemäuer, das einsame Licht - aber nicht den flachen Wagen, der im Schatten der Ruine parkte.

So dachte ein jeder, daß keine Gefahr drohen würde ...

Zuerst hob Bing Cordtland die Arme, dann streckte er sie aus, so daß seine gespreizten Hände über und auf das vor ihm liegende Moor deuteten. In seine Augen trat ein harter Glanz.

Der Wind brachte den Geruch von Moor und Fäulnis mit, die Luft schmeckte wie brackiges Wasser, das Sumpfgras raschelte, Wasser bewegte sich zu kleinen Wellen, und die dunklen Wolken hoch über ihm am Himmel sahen aus wie eine verängstigte Herde von Schafen.

Eine unheimliche Nacht, in der die langen Dunstschleier ihren lautlosen Reigen tanzten.

»Ich rufe dich, Mason Cordtland, ich rufe dich! Erhebe dich aus den Urtiefen des Sumpfes, um das zu vollenden,

was du begonnen hast. Töte die Hexen, töte die Brut des Satans, nimm deine Peitsche und vernichte sie! Mason Cordtland, Hexenwürger, wir haben dich nicht vergessen und dein Andenken in Ehren gehalten. Jeder wußte, daß die Zeit der Hexen erneut anbrechen würde. Nun ist sie da. Sie haben sich wieder versammelt. Ich sah die Zeichen, denn die schwarzen Totenvögel sammelten sich. Komm und zerstöre sie. Wir alle, die wir hier versammelt sind, stehen dir bei. Im Namen der Inquisition, steige aus deinem großen feuchten Grab und erhöre unsere Bitten!«

Nach diesen Worten empfanden alle die Stille nun doppelt stark. Die Männer und Frauen schauten an ihrem Anführer vorbei auf den schwarzen, ölig glänzenden Sumpf, wo sich das Licht des Mondes plötzlich wie ein geheimnisvoller Fleck abzeichnete.

Das war die Stelle!

Durch das fahle, blasser Licht wurde sie ausgeleuchtet. Der Umkreis wirkte wie verbrannt. Dort wuchs kein Halm. Kein Strauch streckte seine kahlen, abgestorbenen Arme in die Höhe.

Verbrannte Erde ...

Aber keine tote Erde.

Denn sie begann sich plötzlich zu bewegen.

Das Unheil nahm seinen Lauf!

Die beiden Hexen betraten den alten Turm.

Zuerst schob sich Wikka durch den offenen Eingang.

Obwohl der Nachtwind nicht stark wehte, fand er genügend offene Ritzen und Spalten im Mauerwerk, um hindurch-pfeifen zu können. Deshalb verursachte der manchmal die seltsam hohl klingenden Laute.

Wikka und Jane ließen sich von den Geräuschen nicht irritieren. Was Menschen Furcht einflößte, war ihnen egal. Sie dachten nur an den Erfolg.

Der Brand hatte damals schwer gewütet. Überall in den Mauern waren Löcher entstanden, große, offene Stellen, durch die das Mondlicht sickerte. Manche Stellen schimmerten, als wären sie mit einem silbernen Staub eingepudert worden.

Um in den Turm zu gelangen, mußten sie eine Treppe hochsteigen. Beide wußten nicht, ob die Stufen noch soweit in Ordnung waren, um sie ungefährdet hinaufzugehen. Aus diesem Grund zögerte Wikka und griff zu einer Hexenlist. »Bleib du hier«, sagte sie zu Jane, wobei ihre Augen plötzlich grün schillerten. Im nächsten Augenblick spreizte sie die Hände, drückte die Fingerspitzen gegeneinander, während über ihre Lippen ein magischer Spruch kam. »Hexenkräfte, die mich laben, sollen mich auch weg hier tragen!«

Für den Bruchteil einer Sekunde glühte es grünrot innerhalb der Ruine auf. Ein Komet entstand, und in seinem Innern fuhr die Gestalt der Wikka dem Ziel entgegen. Und die veränderte sich dabei. Jane Collins schaute ihr nach. Die Haare der Oberhexe schienen plötzlich mit Elektrizität angefüllt zu sein. Wie Schlangen stellten sie sich hoch, knisterten, sprühten, und im nächsten Augenblick war Wikka verschwunden.

Zurück blieb Jane Collins.

Das grünrote Glühen war erloschen, so daß sich die ehemalige Detektivin im Dunkeln wiederfand.

Wieder einmal bewunderte sie die Oberhexe Wikka. Sie besaß Kräfte, die sie sich gern gewünscht hätte, aber sie war noch immer Lehrling und mußte erst einmal abwarten, bis Wikka sie völlig einweihte.

Von ihr war weder etwas zu sehen noch zu hören. Sie mußte sich dort oben im Turm völlig lautlos bewegen, und auch Jane Collins begann mit der Wanderschaft.

Dicht vor einer Öffnung in der Mauer blieb sie stehen, beugte ihren Oberkörper nach vorn und schaute durch die offene Stelle über das düstere Moor.

Eine unheimliche Fläche sah sie, über die hin und wieder das geisterhafte Aufblitzen der Irrlichter zuckte. Auf in der Nähe liegenden Grasinseln wuchsen wenige Bäume. Sie reckten ihre kahlen Äste krumm und schief in die Höhe, als wollten sie versuchen, mit den Enden nach tiefschwebenden Nebelschleieren zu greifen und sie festzuhalten.

Jane wollte sich wieder zurückziehen, als sie rechts des großen Moores eine Bewegung wahrnahm.

Dort war etwas!

Sofort stand Jane unter Spannung. Sie hatte das unbestimmte Gefühl einer sich nähernden Gefahr, und so schaute sie weiter zu, wie sich die Sache entwickeln würde. Die Gefahr war zwar zu lokalisieren, dennoch konnte Jane nicht erkennen, um was es sich genau handelte. Jane hatte das Gefühl, auf eine breite, kompakte Masse zu blicken, die sich nur langsam bewegte und einem großen Wurm glich.

Eine Menschen Schlange?

Ihr scharfer Verstand, den sie als Detektivin gebraucht hatte, war auch in ihrem zweiten Leben nicht verlorengegangen. Instinktiv stufte sie die Menschen als Feinde ein. Die hatten irgend etwas vor, das ihre Kreise stören sollte, denn wer bewegte sich schon bei Dunkelheit ohne Grund durch das Moor?

Niemand.

Falls Wikka die Gefahr noch nicht geortet hatte, mußte sie gewarnt werden.

Jane wollte mit ihr in Kontakt treten, da bemerkte sie, daß dies nicht mehr nötig war. Wikka gab bereits ihr Zeichen. Der kometenartige Strahl war wieder da, fauchte diesmal nach unten, und Jane Collins glaubte plötzlich, wie unter einem bunten Gewebe gefangen zu sein.

Einen Augenblick später war alles anders. Da stand sie Wikka gegenüber, und beide befanden sich innerhalb des alten Mittelturmes, dicht an einem Fenster.

»Gefahr!« zischte Jane. »Ich habe gesehen, wie sie auf-

tauchten. Menschen nähern sich dem Sumpf. Sicherlich die Bewohner des nahen Dorfes. Sie werden ...«

Wikka winkte lässig ab. »Nichts werden sie, gar nichts. Sie können gegen uns nicht bestehen. Wenn wir das Geheimnis der Ruine entdeckt haben und das Licht löschen, dann ...«

»Was ist dann?« fragte Jane.

Wikka schüttelte den Kopf. Sie stand plötzlich steif wie eine Figur auf dem Fleck. Die Hände hatte sie gespreizt, den Mund halb geöffnet, und sie glich einem Empfänger, der Signale auffangen wollte.

Die Schlangen ringelten plötzlich aus ihrer Stirn. Widerliche, giftgrüne, fingerdicke Tiere, die ihre kleinen Mäuler aufrissen und die gespaltenen, dünnen Zungen hervorschnellen ließen.

Jane verspürte auf einmal so etwas wie Furcht. Nicht vor Wikka, sondern vor der Situation. So etwas hatte sie noch nie erlebt. Sie hatte Wikka bisher immer als eine überlegene Person gekannt, nun aber zeigte sie sich von einer anderen Seite.

Auf ihren Gesichtszügen spiegelte sich das wider, was sie empfand. Haß, Unglaube, Wut, Feindschaft ...

»Was hast du?« Jane Collins fragte es leise. Sie traute sich nicht, ihre Herrin mit einer lauten Stimme zu stören.

»Er ist in der Nähe!«

»Wer?«

Wikka fuhr herum. Jetzt schien ihr Blick Flammen zu werfen. »Wer schon, zum Satan? John Sinclair! Ich spüre ihn«, flüsterte sie rauh. »Ich spüre diese Aura, die von seinem verdammt Kreuz ausgeht. Das ist es ...«

Die Worte trafen Jane Collins hart.

John Sinclair, der Geisterjäger, in der Nähe!

Allmählich klang Wikkas Erregung ab. Auch die Schlangen wurden ruhiger. Sie schauten nach wie vor aus der Stirn, aber sie bewegten sich nicht mehr, sondern blieben kleine, gefährliche Wächter.

»Sollen wir uns um Sinclair kümmern?« fragte Jane, und ihre Augen fingen an zu glänzen.

»Nein, noch nicht.«

»Aber er ...«

»... ist noch weit«, vollendete Wikka. »Ich spüre, daß er keine Ahnung hat, in welch ein Karussell des Schreckens er einsteigen wird. Noch sind die Plätze nicht verteilt. Ich jedoch werde dafür sorgen, daß schon bald jeder seinen Sitz hat. Komm mit!«

Sie waren im Turm, jedoch nicht dort, wo sie das Licht hatten schimmern sehen.

Um diesen Raum zu erreichen, mußten sie ein Stück nach unten gehen. Die Stufen der alten Wendeltreppe glänzten ebenso schwarz wie die Fläche des Moors. In der Dunkelheit waren die Risse und Spalten mehr zu ahnen, denn durch die schießschartenartigen Öffnungen in der Turmwand sickerte nur wenig Licht.

Um in das Turmzimmer zu gelangen, in dem das Licht brannte, mußte sie über im Wege liegende Steine klettern, bevor sie die Öffnung erreichten. Eine Tür war nicht mehr vorhanden. Irgendeine Gewalt hatte sie zerstört oder herausgebrochen.

Das Licht strahlte durch den Eingang. Jetzt erst war zu sehen, daß es doch einen anderen Farbton aufwies, als aus der Ferne anzunehmen war. Zwar leuchtete es rötlich, es war jedoch auch ein türkisfarbenes Strahlen darin zu erkennen. Wikka zögerte plötzlich, den Raum zu betreten.

Jane, die dicht hinter ihr stand, legte eine Hand auf ihre Schulter. »Was ist mit dir?« fragte sie.

»Die Sache gefällt mir nicht.«

»Ist es das Licht?« wisperte Jane.

»Genau. Ich habe damit gerechnet, daß es völlig normal leuchtet. Das ist nicht der Fall. Mir gefällt der Schimmer nicht.«

»Was hat er zu bedeuten?«

»Es ist wahrscheinlich der Hexenstein!«

Jane Collins konnte mit dieser Antwort nichts anfangen. Sie war noch zu frisch in diesem Geschäft, kannte längst nicht alle Geheimnisse, sie mit dem Hexendasein zusammenhingen. Das war Wikka klar, und sie gab eine Erklärung ab.

»Es gibt einen Stein, der aus einer längst versunkenen Zeit stammt. Ein großer Magier soll ihn angefertigt haben. Der Stein hat zahlreiche Hexen vernichtet. Er wirkt nur auf Hexen, und eine jede Hexe trachtet danach, ihn zu vernichten. Doch niemand hat ihn bisher gefunden. Er blieb im Dunkel der Zeiten verschollen. Man spricht davon, daß es ihn bereits bei den Kelten gegeben haben soll. Druiden-Priester bedienten sich des Steins, der Dunkle Gral wird ebenfalls mit ihm in Verbindung gebracht, und große Hexenjäger schöpften aus ihm Kraft. Wieso ich ihn hier finde, weiß ich nicht, aber wir müssen auf der Hut sein.«

»Kann uns der Stein vernichten?« wollte Jane Collins wissen.

»Ja, das kann er!«

Noch nie hatte Jane Wikka so reden hören. Wie sie die Worte sprach, gab sie zu, daß dieser Stein eine große Macht ausügte. Eine Magie gegen die der Hexen.

Jane Collins war neugierig. Deshalb fragte sie mit leiser Stimme: »Kann ich ihn sehen?«

»Wir beide werden ihn sehen.« Kaum hatte Wikka die Worte ausgesprochen, als sie einen Schritt vorging und das alte Turmzimmer betrat. Sie drehte sich zur Seite, schuf Platz für Jane Collins, und diese drückte sich an ihrer Meisterin vorbei.

Es war seltsam für sie, vor einem Stein zu stehen, der sie beide vernichten konnte. Bisher hatte sie Wikka immer vertraut. Unter ihrem Schutz konnte ihr nichts passieren. Nun jedoch dachte sie anders darüber, und so etwas wie Todesahnungen überfielen sie.

Der Stein lag in einer Schale. Sie selbst wuchs aus einem steinernen Ständer hervor, der wie ein Arm in die Höhe ragte. Doch nicht eine Hand öffnete sich an seinem Ende, sondern die Schale, die den Hexenstein aufgenommen hatte.

»Siehst du ihn?« fragte Wikka.

Jane nickte nur. Sie sah ihn nicht nur, sie spürte auch die Kraft. Der Stein schien ein Magnet zu sein, dessen Strahlen in ihren Körper drangen und an den Kräften zehren wollten. Zudem fühlte Jane sie auf ihrer Haut, die sich zusammenzog und über die ein nie gekannter Schauder lief.

Der Stein selbst sah harmlos aus. Das war er sicherlich auch für den, der ihn aufnahm und keine Hexe war. Er hatte eine ovale Form, war glatt und holte seine Leuchtkraft aus seinem Innern und den wie Adern durcheinanderfließenden Einschlüssen, die nie ruhig waren, sondern zitterten, als wären sie mit einer Flüssigkeit gefüllt.

Rot leuchtete der Stein außen, innen jedoch erkannte Jane die grüne Kraft, von der Wikka gesprochen hatte.

»Dann ist es doch keine Kerze«, murmelte Jane.

»Nein, alles ist anders.«

Die Antwort ihrer Meisterin erschreckte Jane. Bisher hatte Wikka immer einen Ausweg gewußt, diesmal jedoch schien sie machtlos zu sein. Dennoch versuchte sie es.

Ihr Körper spannte sich. Die rechte Schulter hob sie in die Höhe, den Arm streckte sie aus, Daumen und Zeigefinger wiesen auf den Stein. Die Schlangen stachen weiter aus ihrer Stirn hervor, zuckten und wanden sich erregt, und im nächsten Augenblick passierte es.

Die beiden Schlangen wischten aus der Stirn und bewegten sich blitzschnell auf den Hexenstein zu. Verstärkt wurde diese Magie durch die beiden Strahlen, die plötzlich aus Wikkas Fingern schossen und ins Zentrum des Steins hieben.

Zuerst erwischte es die Schlangen. Kaum hatten sie den Stein berührt, als sie die schreckliche Magie zu spüren be-

kamen. Jane hörte nur ein kurzes Zischen, zu vergleichen mit dem Geräusch, wenn ein Wassertropfen auf eine heiße Herdplatte fällt, dann waren die Schlangen nicht mehr zu sehen. Nur noch verkohlter schwarzer Staub wehte durch die Luft und rieselte zu Boden.

Wikkas Attacke wurde für sie zu einem Bumerang. Kaum hatten die Strahlen Kontakt mit dem Hexenstein, reagierte der wie ein Spiegel und schleuderte sie zurück.

Verstärkt allerdings!

Die Oberhexe wurde von der Kraft des Steins voll getroffen. Vor Janes entsetzt aufgerissenen Augen wurde sie in die Höhe geschleudert, überschlug sich in der Luft, schrie, jammerte und brüllte ihre gesamte Pein hinaus.

Sekundenlang schwebte sie in der Luft. Der zurückschießende Stein schien sie zu tragen, während sie mit Armen und Beinen wild um sich schlug.

Dabei veränderte sich die Haut.

Jane Collins sah mit Schrecken, wie Wikkas Haut verbrannte. Bisher hatte sie eine helle, fast schon weiße Haut gehabt, das änderte sich nun.

Auf Gesicht, Armen und Händen breiteten sich schwarze Flecken aus, die immer größer wurden und die Haut schließlich völlig zerstörten.

Dann fiel Wikka.

Schwer krachte sie zu Boden. Mit dem Rücken zuerst schlug sie auf.

Die Erschütterung durchtoste ihren Körper. Sie bäumte sich noch einmal auf, bevor sie endgültig zusammenbrach und starr liegenblieb.

War sie tot?

Jane Collins dachte mit Schrecken daran. Nein, das durfte nicht sein! Wikka war so stark. Sie besaß immense Hexenkräfte. Sie konnte nicht so einfach sterben. Der Satan hatte ihr Kraft gegeben, und Jane schaute den gefährlichen Hexenstein mit wuterfülltem Blick an.

Sie haßte ihn so stark, wie sie selten etwas in ihrem Leben gehaßt hatte.

Dann blickte sie auf Wikka.

Bewegungslos lag ihre große Meisterin und ihr großes Vorbild zu ihren Füßen. Da rührte sich nichts. Verbrannt, schwarz und dünn sah die Haut aus. Weiß glänzten die Augen, während die Pupillen ihren dunklen Ausdruck be halten hatten. Die Finger waren zu schwarzen, dünnen Krallen geworden, zu vergleichen mit den Füßen von Hühnern. Lippen hatte Wikka ebenfalls nicht mehr. Die unheimliche Kraft des Steins hatte sie weggeätzt.

Lag wirklich eine Tote vor ihr?

Jane wollte es nicht glauben. Sie hatte auch keine Zeit mehr, weiter darüber nachzudenken, denn seltsame Ereignisse nahmen plötzlich ihren Lauf.

In ihrem Kopf spürte sie ein kurzes Stechen, dann verschwand die Umgebung vor ihren Augen, und eine völlig andere erschien.

Eine andere Umgebung, eine andere Zeit.

Jane Collins und die leblos am Boden liegend Wikka befanden sich in der Vergangenheit ...

Es waren schwarze Vögel, auf die wir starrten.

Raben, Krähen, die mit heftigen Flügelschlägen im Käfig herumflatterten und sich nicht befreien konnten, weil sich in den Räumen zwischen den Stäben ein feines Maschendrahtgitter spannte. Manchmal wuchteten die Tiere dagegen.

Dabei verloren sie Federn, die zu Boden segelten.

Mit allem hatten wir gerechnet, damit allerdings nicht. Mit zögernden Schritten betraten wir den Kellerraum und blickten uns scheu um. Suko erging es nicht anders als mir. Von seinem Gesicht las ich ab, daß er keine Erklärung wußte.

Etwa einen Yard vor dem Käfig blieben wir stehen. Die Tieren waren durch unser Eintreten noch aufgeregt ge-

worden. Wild flatterten sie umher. Die Schnäbel hatten sie weit aufgerissen. Aus ihren Mäulern drangen krächzende Schreie. Und sie schauten uns dabei immer an, so daß wir fast das Gefühl hatten, daß sie uns etwas sagen wollten.

»Das begreife ich nicht«, sagte Suko. »Haben wir es hier mit einem Vogelsammler zu tun? Ich dachte immer, dafür wäre dein Freund Dr. Barrows zuständig.«

»Anscheinend nicht nur«, gab ich zurück und bewegte mich nach links. Ich geriet tiefer in den Keller und entdeckte noch mehrere dieser Käfige. Die anderen allerdings waren leer.

Suko hatte die Vögel gezählt. »Es sind genau fünf«, sagte er. »Aber Krähen und Raben kann ich nicht so genau auseinanderhalten. Du vielleicht, John?«

»Nein. Das spielt auch keine Rolle.«

Ich kehrte wieder zu Suko zurück und schaute mir die Vögel an.

»Die sind doch nicht normal«, urteilte mein Partner.

»Siehst du Unterschiede zu anderen?«

»Das nicht, aber irgend etwas müssen sie an sich haben, wenn man sie schon fängt und einsperrt.«

»Sicher«, sagte ich und griff unter mein Hemd, wo ich das Kreuz immer verborgen habe. Ich streifte mir die Kette über den Kopf, behielt sie ebenso in der Hand wie das Kreuz. Vorsichtig näherte ich mich dem Schutzgitter des Käfigs. Irgendwie schienen die Tiere etwas zu wittern oder zu spüren. Sie wurden noch wilder und aufgeregter. Vier flogen zurück, und nur ein Vogel krallte sich am Maschendraht fest.

Den wollte ich.

Er hackte nach mir. Sein Schnabel war ziemlich spitz.

Wenn er mich damit erwischte, würde es weh tun. Der Hieb konnte recht schmerzhafte Wunden hinterlassen.

Und noch etwas stellte ich fest.

Mein Kreuz reagierte auf die unmittelbare Nähe der

Vögel. Über die Silberlegierung hinweg schien ein feiner Schleier zu laufen, der unten begann, sich sehr rasch ausbreitete und auch die Enden erreichte.

Ich warf das Kreuz. Schräg hatte ich den Wurf angesetzt, damit ich mit irgendeiner Ecke durch ein Loch im Gitter traf, um den Vogel zu berühren.

Das gelang mir!

Ein wütendes Krächzen hörte ich. Plötzlich wurde der Vogel zurückgeworfen. Er flatterte noch einmal mit seinen Flügeln und platzte schließlich vor unseren Augen auseinander.

Knochenteile, Federn und Fleischstücke wirbelten durch die Luft. Sie waren jedoch morsch und alt. Bevor sie den Boden berührten, waren sie schon zu Staub geworden.

Ich wich wieder zurück. Ein erstaunter Suko nickte mir zu. »Allerhand, John«, sagte er. »Das haben wir seit den Strigen nicht mehr erlebt. Vögel, die sich in Staub auflösen. Ich frage mich nur, in was wir da hineingeraten sind. Ob alle Vögel, die uns unterwegs und im Dorf begegnet sind, so reagieren, wenn du sie mit dem Kreuz attackierst?«

»Das frage ich mich allerdings auch.« Dabei schaute ich die vier restlichen an.

Das Schicksal ihres Artgenossen hatte sie nicht kalt gelassen. Sie gaben sich verrückt, aufgereggt, flatterten durch den großen Käfig, stießen gegen das Gitter, wurden zurückgeschleudert und schrien uns aus ihren geöffneten Schnäbeln an.

»Ich könnte es mal mit der Dämonenpeitsche versuchen«, schlug Suko vor und legte seine Hände bereits auf den Griff. In diesem Augenblick geschah es. Wir wurden davon wirklich buchstäblich überrollt, denn plötzlich lief ein Zittern durch den Boden. Wie ein kurzer Erdstoß erschien es mir. Der Käfig vor uns wackelte, dann hörten wie ein Fauchen, und vor unseren Augen explodierten die nächsten vier Vögel.

Schwefelrauch wölkte und puffte in die Höhe, nahm uns die Sicht, und wir hörten ein schrilles Lachen.

Wenig später war die Sicht wieder klar. Nur noch letzte Schleier trieben durch den Käfig.

Wir konnten erkennen, daß die Vögel verschwunden waren. Statt dessen starrten uns vier gräßliche Hexen an und kreischten um die Wette ...

Im Sumpf tat sich etwas!

Gewaltige Kräfte hatten den Ruf des Mannes vernommen, und tief in der Erde wurden sie aus ihrem Schlaf geweckt. Was das Moor bisher mit seinen zähen Krallen festgehalten hatte, drängte nun an die Oberfläche.

Der Hexenwürger erwachte ...

Stille lag über dem Sumpf. Auch die Menschen redeten nicht mehr, sie starrten gebannt auf den hellschimmernden Kreis aus Mondlicht, wo der Hexenwürger entsteigen mußte.

Ein jeder merkte das Zittern. Tief unter ihnen war es entstanden. Es pflanzte sich nicht nur in der Breite fort, sondern auch in der Höhe und erfaßte die Körper der Wartenden.

Dagegen konnte niemand etwas tun. Die Menschen gerieten in die Vibrationen, doch sie atmeten schon nach wenigen Sekunden auf, als nichts mehr davon zu spüren war.

Eine trügerische Ruhe vor dem Sturm hatte eingesetzt. Und dieser Sturm begann mit Nebel.

Es war nicht der schleierartige Dunst, der sowieso schon über dem Moor hing, sondern ein anderes, neues Gebräu, das aus den unergründlichen Tiefen stieg, seinen Weg durch Spalten und Risse fand und dann als bleiche Arme an die Oberfläche kroch.

In Spiralform drehte sich der Nebel aus dem Sumpf, blieb noch ziemlich dünn, wurde vom Wind erfaßt und zerfasert.

Dafür bewegte sich der Boden. Zuerst warf er kleine Wellen. Plötzlich stieg Gas hoch, füllte Blasen aus, die, als die Spannung zu groß wurde, mit satten Lauten zerplatzten. Kleine Tropfen spritzten dabei in die Höhe, bevor sie wieder als schmutziger Regen zurückfielen.

Der Sumpf begann zu schmatzen!

Es waren widerliche Laute. Sie hörten sich an, als würde ein Ungeheuer Suppe schlürfen. Das Moor warf zudem Wellen. Erst kreisförmige, dann wurde die Unterlage bewegt wie zitternder Schlamm und gleichzeitig in die Tiefe gezerrt, so daß ein Trichter entstand. Ein Strudel hatte sich gebildet.

Bing Cordtland sah sich am Ziel seiner Wünsche. Er war im Geiste oft genug die Beschwörung durchgegangen, und so ähnlich hatte er sie sich vorgestellt. Ja, das war der Ablauf, den er sich immer erträumt hatte.

Wann tauchte Mason Cordtland auf, sein großer, berühmter, von ihm so verehrter Ahnherr?

Er wartete zitternd auf ihn. Sein Geist hatte bereits in einsamen Nächten im Moor herumgespukt, nun sollte sein Körper folgen, der vor langer Zeit im Moor versunken war, ebenso wie zahlreiche Hexen. Denn unter der dunkel schimmernden Fläche lag noch ein alter Hexen-Friedhof, was nur wenige wußten.

Mason Cordtland kam!

Zuerst war es nur eine Hand, die aus dem Trichter ragte. Keine skelettierte Klaue, sondern Finger, die noch mit Haut überzogen waren und sich bewegen konnten. Klumpiger Dreck rollte von ihnen zurück und auch über den jetzt der Hand folgenden Arm, dem sofort die Schulter hinterhergeschoben wurde.

Die Zuschauer wurden unruhig.

Gar mancher bekreuzigte sich. Hart und pfeifend wurde der Atem ausgestoßen. Andere wiederum hielten die Luft an, so sehr packte sie das Geschehen.

Sie waren fasziniert, gebannt und gleichzeitig auch abgestoßen, denn sie konnten nicht fassen, was sie mit eigenen Augen sahen.

Mason Cordtland kehrte zurück. Er bewegte sich nicht mehr, überließ sich ganz den nicht zu erklärenden Kräften, die ihn aus dem Sumpf in die Höhe schoben.

Ein unheimliches Bild bot sich den wartenden Menschen.

Jeder im Dorf hatte von dem Hexenwürger und seinen Taten gehört. Jeder fieberte ihm entgegen. Doch nun, als es soweit war, wurden die Menschen von Angst gepackt. Sie bekamen Furcht vor der eigenen Courage. Sie durften nicht darüber nachdenken, was das war, das da aus dem Moor stieg, denn dieser Mann war seit langer Zeit tot.

Und dennoch lebte er. Sie sahen es seinem Gesicht an.

Er trug einen alten Mantel mit Schulterüberwurf. Fast reichte er bis zum Boden, und am Hals war er hochgeschlossen, so daß nicht zu erkennen war, welche Kleidung Cordtland unter dem Mantel trug. Das Gesicht war hart und kantig, die Augen lagen wie zwei Steine in den Höhlen, ihr Blick glich dem gefühllosen Starren einer Schlange. Wie eine Kerbe war der Mund in das Gesicht hineingeschnitzt, während die dunklen Augenbrauen dicht über der Nasenwurzel zusammenwuchsen.

Das Haar fiel über die Ohren, und letzte Schlammreste rannen an ihm herab, fanden ihren Weg auch über das Gesicht und liefen am Mantel nach unten.

Und noch etwas sahen die Menschen. Eigentlich das Wichtigste. Die Waffe, die Cordtland so berühmt gemacht hatte.

Seine Peitsche!

Allein ihretwegen wurde er der Hexenwürger genannt.

Mit dieser Peitsche hatte er die Hexen getötet, stranguliert, erwürgt, und er hatte sie auch mit in sein morastiges Grab genommen.

Nun stieg er wieder hervor.

Es war die erste heftige Reaktion, die die wartenden Dorfbewohner von ihm sahen. Er bewegte seinen rechten Arm und zeigte seine Waffe den staunenden Zuschauern. Drei lange Riemen waren an dem ziemlich kurzen und leicht zu führenden Griff angebracht, und die fächerte der Hexenwürger mit gezieltem Schwung auseinander. Die Riemen breiteten sich aus und blieben auf der Fläche vor den Füßen des Hexenwürgers liegen.

Deutlich hoben sie sich vom dunkleren Untergrund des Moores ab, und jeder Zuschauer sah das helle Schimmern der drei Peitschenriemen.

Ungewöhnlich hell leuchteten sie, aber Bing Cordtland kannte den Grund. Ein feines Lächeln spielte um seine Mundwinkel.

Ja, es war der echte Hexenwürger! Die Peitsche hatte den letzten Beweis gegeben.

Bing Cordtland wußte aus alten Unterlagen und Schriften, daß es mit dieser Peitsche eine besondere Bewandtnis hatte. Woher sie stammte, das konnte nur geraten werden. Der eine sagte, daß sie ein Pfarrer hergestellt habe, doch in weiteren Büchern stand zu lesen, daß die Peitsche überhaupt nicht von dieser Welt stammen sollte.

Wie dem auch sei, das alles spielte keine Rolle. Wichtig war, daß die Peitsche existierte.

Auch Bing Cordtland hatte lange seine Zweifel gehabt.

Nun sah er sie mit eigenen Augen, und er sah auch das seltsame Glänzen innerhalb der drei Riemen.

Sie leuchteten silbrig, als wären sie tatsächlich mit diesem Material gefüllt. Die Legende besagte, daß es so auch war. Die Peitschenriemen enthielten Einschlüsse des geweihten Metalls. Es waren Silberfäden, die man mit dem Ledermaterial verknüpft hatte.

Ein Phänomen war diese Waffe, deren drei Riemen jetzt wie die Körper von Schlangen zuckten, als sie zurückgezogen wurden. Dies geschah mit einer kaum erkennbaren

Handbewegung. Der Hexenwürger nahm gleichzeitig seinen rechten Arm in die Höhe, drehte ihn, und dieser plötzlichen Bewegung folgten auch die drei Riemen. Zwei von ihnen jagten mit einem pfeifenden Geräusch dicht über die Köpfe der wartenden Menschen hinweg - einer jedoch legte sich gedankenschnell zweimal um den Hals des Bing Cordtland und schnürte dem Mann die Luft ab.

Cordtland stand da wie angenagelt. Mit dieser Aktion hatte er nicht gerechnet. Er schaute aus weit aufgerissenen Augen dem Hexenwürger entgegen, der sich sehr langsam in Bewegung setzte und über das Moor ging, ohne einzusinken.

Dabei sah es so aus, als würde er sich am Hals des Mannes allmählich heranziehen.

Die Menschen waren entsetzt. Keiner wagte allerdings einzugreifen. Sie alle hatten vor Mason Cordtland eine schreckliche Angst, und nur das Keuchen seines Nachkommens durchbrach die Stille.

Cordtland blieb dicht vor Bing stehen. Der schwankte bereits. Sein Gesicht hatte sich verfärbt, der Mund stand offen, die Zunge schaute hervor.

Der Hexenwürger begann zu sprechen. Zum erstenmal hörten die Menschen die Stimme eines Mannes, der schon so lange tot war und dennoch auf schreckliche Art und Weise lebte.

»Der alte Fluch wurde gelöscht, die Zeit des Hexenwürgers ist angebrochen. Bisher irrite nur mein Geist über das Moor. Vergangenheit und Gegenwart vermischten sich. Ich konnte die Vergangenheit lebendig erhalten und mit ihr in die Gegenwart eindringen. Doch immer wieder verschwand die Vergangenheit, tauchte in das Dunkel der Zeiten hinab, so daß ich nur von den Erinnerungen lebte. Diese Zeit ist nun vorbei. Ich bin zurückgekehrt, und ich weiß, daß es noch viel zu tun gibt. Die Hexen sind nicht ver-

schwunden, im Gegenteil, sie kehren zurück. Ich aber werde sie erbarmungslos bekämpfen. Sie sollen schreckliche Tode sterben, denn sie alle sind meine Todfeinde. Ich spürte, daß der Hexenstein mit neuem Leben erfüllt wurde. Seine Strahlen haben mich getroffen und wieder erweckt. Mason Cordtland kam frei, und er wird da beginnen, wo er aufgehört hat. Aber der Sumpf will ein Opfer. Ich bin ihm entrisen worden, deshalb muß ich für ausgleichende Gerechtigkeit sorgen, damit die Geister der tiefen Erde beruhigt werden. Ich habe die Jahrhunderte im Sumpf gelegen. Du, Bing Cordtland, wirst mich nun ablösen!«

Er hatte die Worte noch nicht richtig ausgesprochen, als er bereits reagierte.

Eine kurze Drehung benötigte er nur, so daß der Gefangene mit dem Rücken zum Sumpf stand. Bing konnte sich selbst nicht mehr auf den Beinen halten, wurde nur von dem Riemen an einem Zusammenbruch gehindert, und es war fraglich, ob er überhaupt noch lebte.

Für sein Ende sorgte der Hexenwürger.

Mit einer entgegengesetzten Drehung löste er den Druck und gab seinem Nachkommen einen harten Stoß gegen die Brust.

In einer Reflexbewegung riß dieser noch seine Arme hoch, wollte Halt finden. Da war jedoch nichts mehr, und er fiel mit dem Rücken zuerst in den Sumpf.

Als er aufprallte, klatschte es. Wasser spritzte in die Höhe und schimmerte silberfarben im Mondlicht.

Der Hexenwürger streckte seinen Arm aus, während er dem Moor zurief: »Nimm ihn hin als Gegenopfer! Mich hast du freigelassen. Er wird dir an meiner Stelle dienen.«

In diesen Augenblicken hätte noch die Chance bestanden, Bing Cordtland den gierigen Klauen des Sumpfes zu entreißen. Niemand jedoch traute sich.

Die Menschen standen schreckensstarr da und schauten zu, wie einer von ihnen im Moor versank.

Der Sumpf war gierig. Er wollte sein Opfer. Er riß alles an sich, was er bekommen konnte. Ob tote, ob lebende Dinge, es war ihm egal. Da reagierte er wie ein gefräßiges Ungeheuer, und er gab freiwillig nichts mehr her.

Das Moor spielte mit dem Körper. Für Sekunden hatte jeder der Zuschauer das Gefühl, Bing könnte es noch einmal schaffen, weil sich sein Körper aufrichtete, doch es war eine trügerische Hoffnung. Im nächsten Augenblick fiel er wieder zurück, und die gierigen Finger des Sumpfes ließen ihn nicht los.

Stück für Stück zogen sie ihn in die Tiefe.

Schon waren die Beine nicht mehr zu sehen, und von der Ruine her trieben lange Nebelschleier heran, als wollten sie den Tod des Menschen gnädig verdecken.

Der Sumpf schmatzte und schlürfte. Für die Menschen hörten sich die Geräusche wie triumphierende Laute an. Der Hexenwürger hatte den Austausch gewollt, der Sumpf nahm ihn an.

Gnadenlos zog er Bing Cordtland in die Tiefe.

Eine Frau begann bitterlich zu weinen. Scheue, aber auch vorwurfsvolle Blicke wurden ihr zugeworfen, denn keiner wollte, daß die grauenhafte Stimmung gestört wurde. Vielleicht fühlte sich dann auch der Hexenwürger nicht mehr wohl und drehte durch.

Das geschah nicht. Stumm und steif blieb er stehen. Aus seinen leblosen Augen schaute er zu, wie das Moor sein Opfer in die Tiefe zog. Bis fast zum Kinn steckte Bing bereits in der zähen Masse. Nur noch sein Gesicht war zu sehen.

Das Mondlicht fiel darauf, ließ die verzerrten Züge deutlich erkennen, und ein jeder sah, daß der Mann plötzlich den Mund aufriß.

Dann hörten sie den Schrei.

Er hallte über das flache Moor. Markerschütternd, gellend und voller Todesangst ausgestoßen, war er für die Menschen der akustische Beweis, daß sie einen Fehler begangen hat-

ten. Sie hätten Mason Cordtland ruhen lassen sollen. Nun war es zu spät. Ein Wesen wie er kannte keine Dankbarkeit. Es erfüllte nur die dunklen Gesetze Schwarzer Magie. Und die wurden erfüllt.

Der Schrei erstickte in einem Röcheln, als der zähe Schlamm über die Lippen des Mannes in dessen Mund drang.

Sekunden später verschwand auch der Kopf.

Ruhig, fast harmlos lag die schwarze Fläche vor den Menschen, und nichts wies darauf hin, welch ein grauenvolles Ereignis hier vor Sekunden stattgefunden hatte.

Dafür lebte Mason Cordtland. Er drehte sich um. Die drei auf dem Boden liegenden Riemen der Peitsche machten diese Bewegung mit. Cordtland stoppte, als er mit dem Rücken zum Sumpf stand. Die Menschen aus Blackmoor hatte er jetzt vor sich, und er schaute sie an.

Jeder einzelne hatte das Gefühl, als würde der Blick des Hexenwürgers nur ihn treffen. Gar mancher war dabei, der unter diesem Blick zusammenzuckte.

»Ihr habt mich geholt, und ich werde euch nicht enttäuschen«, sagte er mit tiefer, ein wenig krächzender Stimme. »Schon damals habe ich allen Hexen den Tod geschworen, und diesen Schwur vergaß ich nie. Ich werde ihn halten und einlösen. Dieses Dorf und all seine Menschen gehören von nun an mir. Ebenso wie die Burg. Ich habe gesehen, als ich aus dem Moor stieg, was mit ihr geschehen ist. Nur noch Ruinen sind übrig, aber das wird sich ändern, denn der Hexenstein hat alles überstanden. Er wird auch weiterhin meine stärkste Waffe sein. Dieser Hexenstein kann die Kräfte manipulieren, und ich werde ihn mir holen.«

Nach diesen Worten schweifte sein Blick in die Runde. Es war niemand da, der Cordtland widersprach. Die Menschen hatten eine viel zu große Angst vor dieser Gestalt.

Plötzlich lachte er. »Wie ich sehe, habt ihr Kreuze mitgebracht. Die sind nicht mehr nötig. Ich habe sie früher

gebraucht, aber heutzutage nicht Ich komme ohne die Kreuze aus, denn der Hexenstein wird meine Kraft erneuern, das kann ich euch versprechen. Und ich habe die Peitsche! Sie ist am wichtigsten für mich.« Er legte eine kurze Sprechpause ein, bevor er befahl: »Nehmt die Kreuze und werft sie in den Sumpf. Los, macht schon, ich will sie nicht mehr sehen!«

Die Menschen zögerten noch. Sie schauten sich an. Jeder wartete darauf, daß sein Nachbar den ersten Schritt tat, doch es war niemand da, der den Anfang machen wollte. »Zeigt ihr Ungehorsam?« schrie der Hexenwürger. »Muß ich erst Gewalt anwenden?« Zur Untermauerung seiner Worte hob er den Arm und ließ die drei Peitschenriemen über die Köpfe der versammelten Dorfbewohner hinwegpfeifen.

Die Leute beeilten sich plötzlich. Dabei standen sie sich gegenseitig im Weg, als sie sich zu bewegen begannen. Jeder wollte der erste sein, der sein Kreuz dem Sumpf übergab. Sie schleuderten sie auf die schwarze Fläche, die sie schmatzend an sich nahm und in die Tiefe zerrte.

Mason Cordtland schaute zu und war zufrieden. Er dokumentierte dies durch ein Nicken. »So ist es gut«, erklärte er. »So wollte ich es haben, denn ich habe jetzt die Führung übernommen. Ich bin euer Herr. Das Dorf und seine Menschen gehören mir, wie es vor langer Zeit schon einmal war. Verstanden?«

Keiner der Dorfbewohner wußte, wie es vor langer Zeit ausgesehen hatte. Es gab wohl Aufzeichnungen, aber über Einzelheiten war nicht berichtet worden.

Doch allen war klar, daß nun andere Zeiten anbrachen, und viele machten sich bereits Vorwürfe. Sie hätten alles so lassen und nicht auf Bing Cordtland hören sollen.

Jetzt war es zu spät.

Mason Cordtland hatte das Kommando übernommen, und er würde es sich nicht mehr aus den Händen nehmen

lassen. Dieser lebende Tote regierte mit eiserner Strenge und mit seiner Peitsche, die er gnadenlos einsetzte.

»Ich will den Stein!« erklärte er. »Den Hexenstein. Wißt ihr, was er bedeutet?«

Die Menschen schüttelten die Köpfe.

Da lachte der Hexenwürger. »Seid froh, daß ihr es nicht wißt. Seid nur froh. Mason Cordtland ist wieder da! Und er wird seine blutigen Zeichen setzen!«

Nach diesen Worten drehte sich der Hexenwürger um und verschwand. Wie ein Geist schritt er davon. Quer über das Moor ging er, und sein Ziel war die alte Ruine, in der sich einiges verändert hatte ...

Vier Hexen befanden sich im Käfig!

Von einem Augenblick zum anderen hatten sich die Vögel in diese kreischenden Weiber verwandelt.

Sie waren widerlich, uralt und häßlich. Ich hatte das Gefühl, Menschen vor mir zu sehen, die einmal vor langer Zeit gelebt hatten.

Furienhaft benahmen sie sich. Sie tanzten, sie kreischten, sie schrien, und sie warfen sich machtvoll gegen das Gitter zwischen den Stäben, um es zu sprengen.

Ihre Mäuler hatten sie weit aufgerissen. Wir konnten in die Rachen schauen, die seltsam grau aussahen. Die Hände waren Krallen, die Gesichter eingefallen, knochig, die Haare grau und strähnig, und an ihren mageren Körpern trugen sie nur Lumpen.

Wodurch die Verwandlung ausgelöst worden war, wußten wir nicht. Später erfuhren wir, daß ein magischer

Nebeneffekt eingetreten war, als der Hexenwürger aus dem Sumpf stieg.

Noch aber waren wir ratlos, doch wir sahen, daß das Maschendrahtgitter dem Ansturm der Hexen nicht mehr lange standhalten würde. Bereits jetzt bog es sich gefährlich

durch. Es war nur eine Frage der Zeit, bis es endgültig riß. So ausgemergelt und mager die Körper der vier Hexen auch waren, sie verfügten über enorme Kraft, und sie schafften es tatsächlich, denn plötzlich riß an einem Stab das Gitter entzwei.

Die größte der Hexen hatte sich dagegengeworfen und sich freie Bahn verschafft. Sie griff an.

Ausgerechnet mich hatte sie sich für ihre Attacke ausgesucht. Mit vorgestreckten Armen, verzerrtem Gesicht und Krallenhänden jagte sie auf mich zu und sah erst im letzten Moment, daß ich mein geweihtes Silberkreuz hochgerissen hatte.

Das Kreuz war schon in früherer Zeit für echte Hexen ein Grauen gewesen. Ein Mittel der Vernichtung. Daß wir es hier mit einer echten Hexe zu tun hatten, zeigte sich wenige Sekunden später. Sie wollte noch ausweichen, hatte jedoch zuviel Schwung und rutschte zudem aus, so daß sie praktisch in das Kreuz hineinfiel.

Ihr Todesschrei zitterte durch den Keller!

Plötzlich wurde sie zu einem Kreisel. Vor meinen Füßen drehte sie sich, wobei ich ihren Körper kaum noch sah, weil er von einer Rauchwolke eingehüllt wurde. Sie stank widerlich, und die Reste der Hexe sanken schließlich zusammen.

Auf dem Boden blieben Asche und Knochen liegen.

Ich warf einen Blick nach links. Suko war weit zurückgewichen, weil er Platz brauchte, um seine Peitsche zu ziehen. Das hatte er bereits getan und auch einmal einen Kreis über den Boden geschlagen, so daß die drei Riemen herausfallen konnten.

Der Inspektor lächelte kalt. Er konnte mit der Peitsche fantastisch umgehen, war ein Meister seines Fachs, und er würde den drei Hexen keine Chance lassen.

Auch sie merkten, was mit dieser Waffe los war. Sie hielten sich zurück. Dann zischten sie sich Worte zu, die Suko und ich nur mit Mühe verstanden.

»Schaut an, schaut an, Schwestern, er hat auch eine Peitsche. Wie unser Freund Mason Cordtland.«

»Aber er ist es nicht.«

»Nein, er sieht so fremd aus.«

»Und seine Augen sind seltsam!«

Die Hexen unterhielten sich, während sie Suko und auch mich dabei anschauten.

»Jetzt paßt auf!« rief Suko. Er schlug so, daß die drei Riemen auseinanderfächerten.

Nach rechts konnten die Hexen nicht weg. Da stand ich und lauerte auf sie. Sie wollten unter den Schlägen hinwegtauchen, was ihnen zuerst auch gelang, dann aber fielen die Riemen zurück, und sie klatschten auf ihre mageren, durchgebogenen Rücken.

Zwei Hexen erwischte es. Als die Riemen auf ihre krummen Rücken droschen, begannen die Furien schrecklich zu schreien. Die dritte hätte mich fast erreicht, wenn Suko nicht das Kunststück fertiggebracht hätte, den Riemen noch einmal durch eine Drehung eine andere Richtung zu geben. Er traf die Hexe in Höhe der Wade, und die Riemen umwickelte sie.

Als Suko an der Peitsche zog, da wurde bereits das Bein der Hexe durchtrennt. Ich sah noch ihr grauenhaft verzerrtes Gesicht, bevor aus dem Körper der Rauch quoll und sie einhüllte wie auch ihre beiden Schwestern.

Alle drei Hexen vergingen.

Der endgültige Tod hatte nach ihnen gegriffen und sie gnadenlos an sich gerissen.

Tief atmete ich durch, während Suko die Peitsche sinken ließ.

Er grinste mich an. »Das waren sie also.«

»Ja, das waren sie«, erwiderte ich und hob die Schultern.

»Weißt du eigentlich, wie viele Vögel uns unterwegs begegnet sind, Alter?«

»Ich habe sie nicht gezählt.«

»Wenn wir im schlimmsten Fall damit rechnen, daß jeder Vogel eine Hexe ist, haben wir verdammt viel Arbeit vor uns, wobei ich davon ausgehe, daß es nicht immer so glatt laufen wird wie jetzt.«

»Hast du Gründe?«

»Sicher. Denk mal nach.« Ich begann mit einer Wanderung durch das Verlies, während ich sprach. »Da fahren wir in ein Dorf und werden plötzlich in die Vergangenheit katapultiert. Das ist doch normalerweise nicht drin, dieser seltsame unerklärliche Wechsel der Zeiten. Noch etwas kommt hinzu. Der geheimnisvolle Hexenwürger, von dem wir gehört haben, Mason Cordtland. Hast du ihn bisher gesehen?«

»Nein.«

»Er wird aber erscheinen, dessen bin ich ganz sicher. Suko, laß dir gesagt sein, wir stehen erst am Anfang. Der große Horror folgt noch, das kann ich dir flüstern.«

»Laß uns was tun.«

»Toll, wie arbeitswütig du heute wieder bist.«

»Ja, in der Nacht werde ich immer munter.«

»Da frage ich mal Shao.«

»Lieber nicht. Wenn sie die Wahrheit sagt, würdest du nur vor Neid erblassen und dich in eine Ecke setzen und weinen.«

»Strunz, geh in die Hütte«, erwiderte ich und verließ den Kellerraum. Bisher hatten wir nur diesen einen durchsucht. Was der Keller sonst noch verbarg, wußten wir nicht, hofften jedoch, Spuren zu finden, die unter Umständen auf Mason Cordtland hindeuteten. Vielleicht hatte Bing, sein Nachkomme, Unterlagen verwahrt.

Wir teilten uns die Aufgabe, doch wir hatten beide Pech. Ein völlig normaler Keller lag vor mir. Hier wurden alltägliche Dinge aufbewahrt, Konserven, Wein, Bier und alkoholfreie Getränke. Auch eine Kühltruhe entdeckte ich, hob den Deckel an und fand sie gut mit Lebensmitteln gefüllt.

Auf dem Flur traf ich mit Suko wieder zusammen, dessen

Schulterzucken mir bewies, daß auch er nichts entdeckt hatte.

»Laß uns noch einmal in der Wohnung nachsehen«, sagte ich.

»Was macht dich eigentlich so sicher, hier etwas zu finden?«

»Wenn ich mich schon mit einem Fall beschäftige, möchte ich so viele Informationen über ihn sammeln, wie es eben geht. Das ist alles.«

»Und die findest du hier im Haus?«

»Das hoffe ich.«

Wir standen inzwischen in der Diele, in der wir mit Cordtland gesessen hatten. Dann gingen wir in das Arbeitszimmer.

Vor dem Fenster sahen wir einen alten Schreibtisch mit großer Platte, auf der einige Unterlagen ausgebreitet waren. Die Bücher in den Regalen interessierten uns weniger, der Schreibtisch mit den Unterlagen war einzig und allein wichtig für uns.

Interessant und bedeutsam war das aufgeschlagene Buch. Ein alter Wälzer, in seinen Ausmaßen weit über die eines normalen Buches hinausgehend. Ich schaute auf die Seite, blätterte dann zurück und fand einen Hinweis auf der ersten Seite, daß es sich bei dem Buch um ein altes Kirchenregister handelte.

»1703 beendet«, las ich die Zahl laut vor, während Suko die Schreibtischleuchte so hinstellte, daß ihr Licht direkt auf die Seiten fiel.

Ich bedankte mich mit einem Kopfnicken.

Viel geholfen hatte das Zurechtrücken der Lichtquelle nicht, denn die Schrift auf den Seiten war mehr als blaß und mit dem bloßen Auge kaum zu erkennen.

Man mußte schon eine Lupe zu Hilfe nehmen, die mein Freund unter einem schmalen Hefter fand.

»Nimm die und fühle dich wie Sherlock Holmes«, sagte er, als er mir das Glas reichte.

Zunächst einmal nahm ich Platz. Dann blätterte ich einige Seiten zurück und fand als Überschrift einen bekannten Namen.

Mason Cordtland!

Trotz Lupe war nicht sehr viel zu erkennen. Die Schrift konnte man als nicht lesbar bezeichnen. Zahlreiche Buchstaben waren verwischt, manche Worte fehlten, so daß die Leserei mehr einem Ratespiel glich.

Ich blätterte weiter und fand überall das gleiche.

»Nichts zu erkennen?« fragte Suko, der mir über die rechte Schulter schaute.

»Fast nichts«, schwächte ich ab.

»Zudem in einem sehr alten Englisch geschrieben«, sagte mein Freund. »Da kann ich sowieso nicht viel lesen.«

»Du solltest dich mehr mit Shakespeare beschäftigen«, stichelte ich.

»Klar, wenn mir der Job und Shao Zeit dazu lassen!«

»Shao zumindest.«

»Hast du eine Ahnung.«

Ich ließ mich nicht mehr stören und las weiter. Hin und wieder waren Sätze vorhanden, dann fehlten wieder welche, und das große Ratespiel begann von vorn.

Als ich das Buch vorsichtig zusammenklappte, war ich nicht viel schlauer.

»Was konntest du denn entziffern?« fragte Suko mich.

»Nun ja, ich habe etwas über einen Hexenstein gelesen, der angeblich noch existieren soll.«

»Eine Waffe?«

»Gewissermaßen, aber gegen Hexen. Irgendwie muß Mason Cordtland mit diesem geheimnisvollen Stein eine Verbindung eingegangen sein. So lange es den Stein gibt, so lange wird auch der Hexenwürger existieren, das meine ich zumindest, aus der Niederschrift herausgelesen zu haben.«

»Wo man diesen Stein findet, stand nicht zufällig dort zu lesen?« wollte Suko wissen.

»Nein.«

»Das heißtt, wir müßten ihn suchen.«

Ich stand auf. »So ist es, mein Freund.« Ich trat an das Bücherregal und ließ meine Blicke über die Rücken der dort aufgereihten Bücher gleiten. »Zuerst hatte ich ja Bedenken, Bing Cordtland einfach laufenzulassen. Jetzt allerdings meine ich, daß wir uns damit einen Gefallen getan haben.« »Sonst hätten wir die Information über den Hexenstein nicht«, folgerte Suko.

»Sehr richtig.«

»Cordtland wird uns bestimmt mehr sagen können. Der Kerl wollte nur nicht.«

Ich nahm ein Buch aus der Reihe hervor und schlug es auf. Es beschäftigte sich mit der Geschichte der Inquisition. Sein Inhalt war durch Bilder aufgelockert worden. Was die alten, abgebildeten Holzschnitte an grauenvollen Foltermethoden zeigten, war schon sehr schlimm. Ich bekam eine Gänsehaut, wenn ich daran dachte, daß sich so etwas wiederholen könnte oder wir es in der Vergangenheit miterlebten, falls wir wieder in einen Zeitsprung hineingerieten.

Es war mehr Zufall, daß ich ein Kapitel aufschlug, das sich direkt mit dem Dorf Blackmoor beschäftigte. Der Legende nach sollte es hier besonders viele Hexen gegeben haben. Man hatte für sie sogar einen eigenen Friedhof angelegt, den das Moor allerdings im Laufe der Zeit verschlungen hatte. Und noch etwas fiel mir auf. Die Hexen warteten auf irgendein Ereignis. Es wurde immer von einer Königin gesprochen, die einmal erscheinen sollte.

Eine Königin?

Ich berichtet Suko davon.

Er hatte den gleichen Gedanken wie ich. »Ob damit vielleicht Wikka gemeint ist?«

»Die hätte uns zu unserem Glück noch gefehlt. Und wenn sie da ist, kann auch Jane Collins nicht weit sein. Schließlich hängt sie wie eine Klette an ihr.«

»Ich an deiner Stelle würde mit Wikkas Erscheinen rechnen. Zuviel spricht dafür, John. Die zahlreichen Hexen, der Stein, der Hexenwürger - das ist doch ein regelrechtes Karussell. Mich würde es sehr wundern, wenn Wikka da nicht aufspringen wollte. Schließlich sucht sie ihre Artgenossinnen.«

Da hatte mein Freund recht.

Wir sprachen noch darüber, ob wir das Haus weiterhin durchsuchen sollten, als der Inspektor plötzlich seinen Zeigefinger auf die Lippen legte.

Ich schaute ihn an. »Was hast du?«

»Da stimmt was nicht.«

»Und was?«

Suko hob die Schultern. Genau konnte er nur sein Gefühl auch nicht erklären, jedenfalls hatte ihn etwas gestört. »Es war nicht im Haus, sondern draußen und hat sich angehört, als würde jemand um das Grundstück schleichen.«

»Schritte?«

»Kann sein.«

»Laß uns nachsehen.« Wir gingen zur Tür und hatten sie noch nicht erreicht, als ich ebenfalls etwas vernahm.

Das kam von oben.

»Auf dem Dach«, sagte Suko in derselben Sekunde, riß die Tür auf, stürmte nach draußen und eilte die Stufen der Treppe hinunter. Ich folgte ihm sehr schnell. Nebeneinander blieben wir stehen, legten die Köpfe in den Nacken und blickten an der Hauswand hoch, um das Dach sehen zu können. Es war mit dunklen Pfannen gedeckt. Das konnten wir trotz der miesen Lichtverhältnisse erkennen. Und noch etwas erkannten wir.

Es war eine Gestalt, die sich auf dem schrägen Dach fest an die Pfannen geklammert hatte.

Eine Frau - und Hexe!

Wir hätten eigentlich nicht überrascht sein dürfen. Dennoch traf uns der Anblick.

Durch das Auftauchen dieser Person hatten wir den endgültigen Beweis dafür, daß sich noch mehr Hexen in Blackmoor herumtrieben als die, die wir erledigt hatten.

Es war einfach, eine Erklärung dafür zu finden, wie sie auf das Dach gelangt war. Wenn sie tatsächlich in der Gestalt eines Vogels ein Zwischenleben führte, mußte sie sich auf dem Dach sitzend verwandelt haben.

Sie hatte uns ebenfalls gesehen, da sie in einer Schräglage hing und nach unten schaute, wobei sie den Kopf stark drehen mußte.

Sie fauchte, als sie uns sah, und kletterte höher. Dabei wand sie sich wie eine Schlange. Der First war ihr Ziel. Nur mit Mühe erreichte sie ihn, rutschte zwischendurch ein paarmal ab und blieb schließlich hocken, wobei sie einen Arm in die Luft reckte, die Hand zur Faust ballte und ein meckerndes Gelächter aus ihrem Mund drang.

»Die scheint sich da oben ziemlich wohl zu fühlen«, bemerkte Suko. »Sollen wir sie runterholen?«

»Du kannst sie ja fragen.«

»Witzbold«, erwiderte der Inspektor und griff zu seiner Beretta.

Ich sah dies, legte meine Hand auf seinen Arm und schüttelte den Kopf. »Nein, laß mal, Alter. Wir wollen mal sehen, was sie noch alles vorhat. Die sitzt ja nicht ohne Grund da oben.«

Das stimmte in der Tat. Plötzlich verwandelte sich das Gelächter in ein wildes Heulen. Wind kam auf, wurde zum Sturm, schüttelte uns durch und erfaßte auch die Hexe auf dem Dach.

Es war wie im Schauermärchen. Fehlte nur noch der Besenstiel, auf dem die Hexe ritt. Der Sturmwind trug sie aber auch so fort. Er packte mit seinen unsichtbaren Händen zu, wehte unter ihre Kleidung und schleuderte sie hoch in die

Luft, so daß sich die alten Lumpen ballonartig aufblähten.
Dann war sie verschwunden.

Wir standen vor dem Haus und schauten ziemlich belämmert aus der Wäsche.

»Ich hätte sie doch runterschießen sollen«, sagte Suko und blickte mich vorwurfsvoll an.

»Du kriegst noch deine Chancen. Wahrscheinlich früher, als dir lieb sein wird.«

Am Haus hielt uns jetzt nichts mehr. Wir wollten uns unbedingt in Blackmoor umschauen. Wir waren sicher, daß noch mehr Hexen existierten.

Unsere Blicke glitten nach links. Dort lag das Moor, und in diese Richtung waren die Menschen gegangen, Bing Cordtland an ihrer Spitze. Sicherlich hatten sie den Hexenwürger treffen wollen.

Ob das tatsächlich der Fall war, würden wir sehr schnell in Erfahrung bringen, denn die Menschen kamen zurück.

Diesmal gingen sie nicht so gesittet nebeneinander. Sie redeten, drängten sich in mehreren Reihen, wobei uns auffiel, daß sie ihre großen Kreuze nicht mehr trugen.

In Deckung des Hausschattens zogen wir uns zurück. Der Ort lag wie ausgestorben da. Stimmen und Geräusche hörten wir nur von den aus dem Moor zurückkehrenden Menschen.

Als die ersten das Haus fast erreicht hatten, fiel Suko auf, daß sich Bing Cordtland nicht mehr bei ihnen befand. Ich sah es ebenfalls und hörte Sukos erstauntes Flüstern.

»Verdammter John, der ist nicht mehr dabei.«

Gerade mit Cordtland hatten wir reden wollen. Jetzt mußten wir mit einem anderen sprechen. Ich pickte mir Rodney heraus, der ziemlich an der Spitze dieser Prozession schritt. Den Kopf hielt er gesenkt, die Hände hatte er zu Fäusten geballt. Er machte auf mich einen wütenden Eindruck.

Heftig schrak der Mann zusammen, als Suko und ich plötzlich vor ihm standen und ihm den Weg versperrten.

Ich beschloß, seine Überraschung auszunutzen und fragte:

»Wo steckt Bing Cordtland?«

Eine Antwort erhielten wir nicht. Statt dessen holte Rodney laut Luft, während sich die anderen hinter ihm versammelten. Ihre Haltung konnte man durchaus als feindlich bezeichnen.

»Sie sind ja immer noch hier!« zischte er durch die zusammengebissenen Zähne.

»Klar, und wir werden auch bleiben. Sie haben mir noch keine Antwort auf meine Frage gegeben. Ich will wissen, wo sich Ihr Anführer, Bing Cordtland, befindet?«

»Der Sumpf hat ihn gefressen«, hörte ich aus dem Hintergrund eine dumpfe Stimme und reckte den Kopf, um den Sprecher sehen zu können. Er blieb jedoch in der Finsternis verborgen. Da konnte jeder Mann, der hinter Rodney stand, seinen Kommentar gegeben haben.

»Stimmt das?« fragte ich.

Rodney hob den Kopf und reckte mir sein kantiges Kinn entgegen. »Ja, es stimmt.«

»Und wie ist das passiert?«

Da grinste er kalt. »Er hat sich geopfert. Der Sumpf gab einen frei. Aber das Gleichgewicht muß gewahrt bleiben. Deshalb starb unser alter Freund Bing.«

Ich holte tief Luft. »Sind Sie sich eigentlich darüber im klaren, was Sie da eben gesagt haben?«

»Natürlich.«

»Nein, anscheinend nicht. Ein Mensch hat sein Leben verloren, und Sie sprechen darüber, als sei es etwas völlig Normales.«

Er hob die Schultern. »Die Zeiten haben sich geändert«, flüsterte er. »In Blackmoor wird es bald rundgehen. Wir haben wieder einen Beschützer, der mit der Hexenplage aufräumen wird. Mason Cordtland ist zurückgekehrt. Wir haben ihn aus dem Sumpf geholt, und er wird dafür sorgen, daß es bald keine Hexen mehr gibt.«

»Wo befindet er sich?«

»Sie glauben doch nicht, daß ich Ihnen das verraten werde. Nein, Mister, Sie müssen ihn schon selbst suchen. Und wenn Sie ihn gefunden haben, seien Sie nur recht freundlich zu ihm, denn der Sumpf ist groß und tief.«

»Das wäre Mord an zwei Polizeibeamten«, mischte sich mein Freund Suko in das Gespräch ein.

»Bullen zählen hier nichts«, vernahmen wir abermals die Stimme des Sprechers, den wir nicht identifizieren konnten. Andere nickten bestätigend. Ich brauchte nur in die finsternen Gesichter zu schauen, um zu wissen, daß man hier tatsächlich nicht viel von Polizisten hielt.

Rodney grinste. »Sie sehen also, daß Sie auf verdammt verlorenem Posten stehen. Hauen Sie lieber ab. Hier halten alle zusammen, das kann ich Ihnen sagen. Ob Bulle oder nicht, das Moor macht keinen Unterschied.«

»Wo finden wir den Hexenwürger?« Ich ließ mich von dem Gerede nicht beirren.

»Kein Kommentar, Bulle. Und jetzt geht uns aus dem Weg, sonst nehmen wir nämlich an, daß ihr die Hexen seid.«

»Ja, los, machen wir sie fertig!«

Die Männer schrien, während die Frauen still blieben und in eine völlig passive Rolle hineinschlüpfen, denn sie hielten die männlichen Personen nicht zurück.

Im Nu wurde es gefährlich, und wir mußten uns etwas einfallen lassen. Zum Glück stürmten sie nicht allesamt auf uns los, sondern nur die ersten vier.

Suko packte sich Rodney. Schon einmal hatte er durch meinen Freund eine Niederlage hinnehmen müssen, jetzt erlitt er die zweite.

Ich sah aus den Augenwinkeln, wie es Suko gelang, ihn an sich heranzuziehen und in die Höhe zu wuchten. Rodney zappelte und schrie, dann schleuderte ihn Suko gegen die anstürmenden Dorfbewohner und stiftete durch diese Aktion das reinste Chaos.

Plötzlich fielen mehrere Menschen übereinander. Sie wußten nicht mehr, was sie tun sollten und verloren den Überblick. Wir erhielten eine Atempause, denn auch ich hatte mich inzwischen meiner Gegner mit zwei gezielten Aktionen entledigt.

Sie lagen am Boden, und die Nachrückenden waren über sie gestolpert. Uns blieben zwei Möglichkeiten. Wir konnten es hart machen oder uns zurückziehen.

Wir entschieden uns für die letztere Alternative, denn wir hatten Menschen vor uns, keine dämonischen Geschöpfe, und darauf mußten wir Rücksicht nehmen.

Ich winkte Suko zu.

Es war ein geordneter Rückzug, indem wir in den Ort hineinliefen und die schreienden Dorfbewohner hinter uns ließen. Sie nahmen noch nicht sofort die Verfolgung auf, sondern blieben erst einmal zurück, wahrscheinlich, um einen Plan auszuhecken.

Nach etwa hundert Yards stoppten wir unseren Lauf. Wir standen ungefähr dort, wo sich das Gasthaus befand, das wir, als wir in der Vergangenheit gelandet waren, betreten hatten. Jetzt sah es anders aus. Es brannte sogar Licht. Der Ort wirkte längst nicht mehr so ausgestorben wie vor einigen Stunden.

Und doch war er unheimlich.

Es mochte an der Atmosphäre liegen, vielleicht auch an der Luft, der Aura.

Wir spürten mit jedem Atemzug, daß sich etwas über unseren Köpfen zusammenbraute. Dabei dachten wir nicht mal an die Einwohner, denn die waren zurückgeblieben.

Nein, das Dämonische hatte mehr Einfluß genommen.

Die Dächer der Häuser und Ställe schienen sich unter einem gewaltigen Druck zu ducken. Waren die Schatten nicht tiefer geworden? Ich hörte das Miauen einer Katze und sah ein leuchtendes Augenpaar, das in der Finsternis grünlich schillerte.

Die Katze kam näher. Lautlos schlich sie, der Körper paßte sich den Bewegungen an.

Plötzlich blieb sie stehen.

Gleichzeitig riß sie ihr Maul auf, fauchte und machte einen Buckel.

Sie witterte die Gefahr!

Wir aber sahen sie!

Hexen, wohin wir schauten. Auf den Dächern, in den Wohnungen, den Häusern.

Furien, Weiber, wild und grausam, während in der Gaststube eine schrille Stimme schrie: »Kommt zum Hexenmahl! Wir haben zwei gefunden ...«

Jane Collins war verzweifelt!

Zum erstenmal in ihrem Hexendasein spürte sie eine schreckliche Angst.

Sie sah Wikka, ihre Meisterin und Lehrerin, vor sich am Boden liegen, schaute in das Gesicht, das überhaupt keine Ähnlichkeit mehr mit dem von früher hatte, und sah die verbrannte, schwarze Haut und die gespenstisch wirkenden weißen Augen.

Dann glitt ihr Blick auf den Hexenstein. Wikka hatte es versucht und seine Kraft unterschätzt.

Jane fiel auf die Knie. Was um sie herum geschah und sich alles verändert hatte, bemerkte sie nicht, sie wollte nur endlich wissen, ob Wikka noch lebte.

Mit beiden Händen faßte sie nach der Hexe. Jane schüttelte sie, schrie und jammerte.

»Gib Antwort, Wikka! Wach auf! Du kannst nicht vernichtet sein. Du mußt leben. Der Satan hat dir nicht umsonst seine Kraft eingehaucht, verflucht noch mal!«

Wikka rührte sich nicht. Sie lag steif wie ein Brett auf dem Boden, und Jane Collins verging fast vor Wut und Hilflosigkeit. Sie hob den Kopf.

Da weiteten sich ihre Augen. Erst jetzt stellte sie fest, daß sie sich in einer anderen Umgebung befand. Zwar noch im Turmzimmer, aber der Hexenstein war auf einmal verschwunden, obwohl sie ihn doch vor Sekunden noch gesehen hatte.

Die ehemalige Detektivin begriff nichts. Sie ahnte nicht einmal, daß sie eine Zeitreise unternommen hatte beziehungsweise in einen Zeitenwechsel hineingeraten war, für sie war alles unerklärlich. Nur Wikka lag nach wie vor mit verbrannten Gesicht auf dem Boden.

Eine seltsame Einrichtung umgab sie. Da sah sie ein prächtiges Bett mit einem hohen Himmel darüber. Ein Schrank stand in der Nähe, und eine Waschgelegenheit gab es ebenfalls. Teppiche bedeckten den Boden, eine spanische Umkleidewand war auseinandergezogen worden, und neben dem Bett standen zwei Stühle.

Jane Collins hörte auch Stimmen. Da die Tür nicht geschlossen war, drangen sie durch den Turm nach oben. Ein Mann führte das Kommando. Sie verstand einzelne Worte und hörte Begriffe wie Hexenzauber, Hexenplage und den Begriff Folter ...

Da zuckte Jane zusammen!

Folter! Natürlich. Sie hatte oft genug darüber gelesen. Man hatte die Hexen damals gefoltert, zu Tode gequält, einigen sogar die Haut abgezogen und sie dann auf dem Scheiterhaufen verbrannt.

Asche war zurückgeblieben.

Nur Asche ...

Jane schluckte. Sie fühlte sich auf einmal hilflos. Wikka lag regungslos vor ihr. Sie konnte ihr nicht mehr beistehen, jetzt mußte sich Jane allein helfen.

Ihre Blicke irrten durch das Turmzimmer. Rechts und links des Bettes brannten zwei Kerzen. Die Flammen waren durch Glasbehälter geschützt, die zum Großteil den Schein dämpften, so daß das Zimmer eine fast gemütliche Beleuchtung hatte.

Das alles interessierte Jane Collins nicht. Sie wollte nur raus aus diesem Turm, der für sie ein Gefängnis war.

Und die Stimmen wurden lauter. Jetzt vernahm sie auch schon die Schritte, die sich dem Zimmer näherten.

Sie konnte nicht unterscheiden, um wie viele Männer es sich handelte. Mindestens aber zwei.

Wohin?

Es gab nur eine Chance. Jane Collins mußte sich und Wikka in diesem Zimmer verstecken. Der Schrank kam nicht in Frage. Sicherlich würde derjenige, der den Raum betrat, um zu schlafen, die Türen öffnen und seine Kleidungsstücke in den Schrank hängen.

Also woanders.

Das Bett stach ihr ins Auge. Es war ziemlich hoch. Da konnte man schon hinunterkriechen. Es war wirklich die einzige sich bietende Chance.

Jane nutzte sie sofort. Wikka ließ sie dabei nicht im Stich. Nicht, solange sie nicht wußte, ob die Oberhexe tot oder lebendig war. Jane huschte um Wikka herum, wartete am Kopfende einen Moment ab und bückte sich dann, um ihre Hände unter die Schulter der Oberhexe zu schieben. So zog und zerrte sie Wikka in Richtung Bett.

Unter großen Mühen und auch unter Zeitdruck gelang es ihr, die Meisterin unter das Bett zu schieben. Dann wurde es Zeit für sie, ebenfalls zu verschwinden.

So gelenkig wie eine Artistin verschwand Jane Collins unter dem Bett und blieb dicht neben Wikka liegen.

Jetzt wartete sie ab.

Ein wenig veränderte sie ihre Position noch, da sie unter das Fußende des Bettes hinwegschauen wollte, denn in der Verlängerung dessen befand sich die Tür. So konnte sie erkennen, wer eintrat.

Die Männer hatten die Tür erreicht. Noch standen sie draußen. Eine tiefe Stimme sagte: »Ihr könnt erst einmal verschwinden. Wenn ich euch brauche, hole ich euch.«

»Gibt es keine Hexenjagd mehr, Sir?«

Das meckernde Lachen ließ abermals die Angst, aber auch Wut in Jane Collins aufsteigen. »Sicher wird es die geben. Und wenn ich Lust habe, auch in der Nacht.«

»Ich wüßte eine kleine Hexe, die ich Euch schicken könnte, Sir.«

»So?«

»Ja, sie ist siebzehn, stammt aus der Nähe und macht die Burschen verrückt. Sie hat einen Körper, der ...«

»Morgen, Freunde, morgen werde ich mir das Kind einmal vornehmen.«

»Aber gebt acht, Sir. Sie ist wild.«

»Die Folter hat noch jede gezähmt. Zudem habe ich den Hexenstein gefunden, der gibt mir Macht.«

»Ja, Sir.«

Es waren die letzten Worte, die die beiden Männer sprachen. Danach wurde die Tür aufgestoßen, und einer betrat den Raum.

Jane Collins hielt den Atem an. Viel konnte sie von ihm nicht sehen. Sein brauner Mantel reichte zu weit nach unten. Er verdeckte die Beinkleider und fiel mit seinem Saum bis auf die Schuhe.

Der Mann drehte sich um und schloß die Tür. Tief atmete er durch, hustete, bewegte seine Arme und schälte sich aus dem Mantel. Er ließ ihn über dem Arm hängen, als er zu dem Kleiderschrank schritt und die beiden Türen aufzog. Jane drehte sich unter dem Bett. Sie wollte alles genau verfolgen und sah, wie der Mann seinen Mantel in den Schrank hängte. Als er die Tür schloß, zuckte er plötzlich zusammen.

Die unter dem Bett liegende Jane Collins erkannte, daß seine Beinhaltung steif wurde.

Eine Weile geschah nichts. Bis plötzlich die Stimme des Mannes losdröhnte.

»Hier stinkt es nach Hexe!«

Da wußte Jane Bescheid. Jetzt mußte sie handeln, sonst war sie verloren.

»Wache!«

Als der Mann das brüllte, rollte Jane bereits an der anderen Seite unter dem Bett hervor, sprang auf die Füße, sah den Hexenwürger und auch dessen Peitsche, die er gezogen hatte. Die drei Riemen schimmerten silberfarben.

Die ehemalige Detektivin war für den Bruchteil einer Sekunde abgelenkt.

Die Augen wurden starr, das Hexenblut in ihren Adern schien zu gefrieren.

In diesem Augenblick rammten die beiden Wachtposten die Tür des Turmzimmers auf.

Mit schußbereiten Musketen stürmten sie in den Raum, und Jane blickte genau in die Mündungen der Waffen, während der Hexenwürger anfing zu lachen.

Jane Collins drehte den Kopf. Furcht stand auf ihrem Gesicht zu lesen, während das Lachen des Mannes verstummte und er mit höhnischer Stimme fragte: »Wen haben wir denn da eingefangen? Ist das die kleine Hexe, von der du mir erzählt hast?«

»Nein, Sir!« Einer der beiden Wachtposten schüttelte den Kopf.

»Na ja, ich werde schon sehen, was ich da gefangen habe!« Er lachte wieder und schwang seine Peitsche.

Jane glaubte, daß alles aus wäre, aber er wollte ihr nur Angst einjagen. Die drei Riemen wischten über ihren Kopf und klatschten gegen die Decke, während Jane zusammenzuckte und sich zur linken Seite hin drehte, bis sie gegen die Mündungen der Musketen stieß.

»Angst, nicht wahr?« höhnte der Hexenwürger. »Du hast Angst?«

Jane preßte die Lippen zusammen. Sie stand da und zitterte. Selbst in diesen schrecklichen Sekunden dachte sie nicht im Traum daran, Wikka zu verraten. Und die Männer

machten sich auch nicht die Mühe, den Raum weiter zu durchsuchen.

Mason Cordtland nickte. »Ja«, sagte er und grinste breit, »so eine Hexe habe mir schon immer gewünscht. Eine Hexe mit blonden Haaren. Die meisten von ihnen sind schwarzhaarig. Aber das macht nichts. Ich höre auch andere gern schreien. Wie bist du überhaupt in mein Schloß gekommen, Weib?«

»Ich ... ich ...«

»Rede!«

»Das Tor war offen. Die Wachen haben nicht hingesehen, da bin ich hineingegangen.« Jane hatte sich bei der Antwort blitzschnell auf die Zeit, in der sie sich nun befand, umgestellt. Sie erzählt natürlich nichts von dem Hexenstein und dessen schrecklicher Wirkung.

Cordtland nickte. »So war das also. Nun ja, jetzt bist du hier und wirst mir auch nicht mehr entkommen, dafür sorge ich schon.« Er hob seinen rechten Arm leicht an, so daß Jane Collins die drei Riemen der Peitsche sehen konnte.

»Ich stelle dir jetzt eine Frage, die ich gern von dir beantwortet hätte. Lügen hat keinen Sinn, das sage ich dir vorher. Ich finde die Wahrheit sowieso heraus. Bist du eine Hexe oder bist du es nicht?«

Jane schaute dem Mann ins Gesicht. Kalt waren ihre Augen. Nichts in ihrem Gesicht regte sich. Die beiden unter den Glasdeckeln brennenden Kerzen warfen einen gelb-roten Schleier über ihre Haut.

»Ja«, erwiderte sie mit klarer Stimme, »ich bin eine Hexe!« Cordtland und die beiden mit Musketen bewaffneten Aufpasser rissen vor Staunen die Augen auf. »Du gibst es zu?« fragte der Hexenwürger leise und lauernd.

»Weshalb sollte ich es abstreiten? Ich bin eine Hexe!« Cordtland nickte. »Das ist gut«, flüsterte er, »das ist sogar sehr gut.« Er schlug mit der Peitsche auf das Bett. »Dann werde ich doch nicht schlafen gehen, denn das andere

Vergnügen findet in der Folterkammer statt. Ich habe dir ja schon gesagt, daß ich Hexen nicht mag. Ich töte sie, doch vorher müssen sie alle Höllen erleben, da kann ihnen auch der Satan keinen Schutz geben!«

»Asmodis wird mich rächen!«

Cordtland lachte, als er diese Worte vernahm. »Der Teufel!« schrie er. »Ich weiß, ihr alle verlaßt euch auf den Teufel. Ihr huldigt ihm, ihr betet ihn an. Aber täuscht euch nicht, verfluchte Hexenbrut. Der Teufel hilft nicht immer. Ich habe ihn schon mehr als einmal ausgetrieben, darauf kannst du dich verlassen. Und bei dir, kleine Hexe, wird es mir ein besonderes Vergnügen sein, dich auf die Streckbank zu spannen oder deinen Körper auf das Rad zu binden, um dich mit glühenden Zangen zu quälen.« Er redete sich selbst in Rage, wobei seine Augen ein gefährliches Leuchten zeigten. Dann wechselte er das Thema. »Wie heißt du eigentlich? Sag mir deinen Namen!«

»Jane!«

»Aha, die Hexe Jane. Wie schön.« Er lachte wieder. »Eine Jane hatte ich lange nicht mehr in der Folterkammer.« Heftig nickte er den beiden Wachposten zu. »Schafft sie nach unten!«

Auf diesen Befehl hatten die Männer schon gewartet. Bevor Jane sich versah, umklammerten sie die Hände der starken und kampferprobten Handlanger.

Die Männer wußten, wie sie mit ihren Opfern umzugehen hatten. Sie kannten die eisenharten Griffe und Tricks, aus denen sich die Frauen nicht mehr befreien konnten.

Jane Collins war zwar keine voll ausgebildete Hexe, allerdings verfügte sie über einige magische Fähigkeiten, wie sie schon mehrere Male unter Beweis gestellt hatte. Auch hier wollte sie diese Fähigkeiten einsetzen, doch da bestand plötzlich eine Barriere, ein Hindernis. Jane gelang es nicht. Ihr Zauber verpuffte. Wahrscheinlich, weil Wikka nicht mehr an ihrer Seite stand.

Die ehemalig Detektivin wurde hinausgeschafft, und der Hexenwürger öffnete den Schrank, um seinen Mantel wieder hervorzuholen. »Es ist kalt im Folterkeller«, murmelte er. »Und frieren will ich nicht.« Er warf sich das Kleidungsstück über und verließ das Turmzimmer, ohne es noch einmal zu durchsuchen.

So wurde Wikka nicht entdeckt ...

Inzwischen schleiften die beiden Männer Jane Collins die lange Wendeltreppe hinunter. Auch hier nahmen sie keine Rücksicht. Es war ihnen egal, ob ihr Opfer stolperte oder gegen die rauen Wände schlug. Doch das war nur ein Vorspiel. Die richtigen Qualen würden erst noch kommen. Später, in der Folterkammer.

Im Schloß war es ruhig.

Man hatte nicht alle Lichter gelöscht. In manchen Nischen sah Jane Collins brennende Kerzen, deren flackernder Schein auch über die Stufen fiel und sie erhelltte.

Sie hatte einen ziemlich weiten Weg vor sich, denn die Wendeltreppe führte von der höchsten Stelle des Schlosses aus bis tief in die Verliese hinein.

Sie endete erst vor einer alten Holztür, die mit einem Kettenschloß gesichert war.

Während einer der Bewacher die Tür aufschloß, hielt der andere Jane Collins in Schach. Er richtete die Mündung seiner Muskete auf die blondhaarige Frau, die abermals versuchte, ihre Kräfte einzusetzen. Sie konzentrierte sich auf das Gewehr. Vielleicht konnte sie es unbrauchbar machen, zudem wünschte sie sich, daß der Mann vor ihr in Flammen aufging.

Beides geschah nicht. Die Hexenkräfte, die sie einmal so intensiv gegen Glenda Perkins eingesetzt hatte, prallten bei ihren Bewachern ab. Es gab da ein Umfeld, das Jane Collins störte. Wahrscheinlich hing dies mit dem geheimnisvollen Hexenstein zusammen, den sie ja gesehen hatte und der so plötzlich verschwunden war.

Endlich war die Tür offen. Sie schrie und knarrte in den Angeln, als der Bewacher sie aufzog. Mit der Kante schabte sie über den Boden, dann konnte Jane in das Verlies schauen, das von einem flackernden Lichtschein erhellt wurde.

Es war der Widerschein der Fackeln, der geisterhaft über die dicken Mauern strich. Als Jane über die Schwelle geschoben wurde, fand sie sich zunächst in einem Gang mit niedriger Decke wieder.

Sie nahm einen typischen Geruch wahr. Es roch nach Blut, nach Tod und Vergänglichkeit. Dunkle Flecken an den Wänden zeugten davon, daß hier schlimme Dinge geschehen waren, und es war auch nicht still, denn Jane vernahm das Wimmern der Gefangenen.

Die Laute verstärkten sich, je tiefer sie in den unheimlichen Keller hineinschritt. Sie wurden von den kahlen Steinwänden zurückgeworfen, ein verzweifeltes Heulen und Jammern verlorener Menschen oder Hexen, die sicherlich schon gefoltert worden waren oder im Schandturm gehungert hatten und nun auf ihre Hinrichtung warteten. Überall steckten die Pechfackeln. Sie gehörten zu dieser unheimlichen Szenerie wie die dicken Mauern und düsteren Gewölbe, hinter denen alle Schreie erstickten.

Die beiden Wachposten hielten Jane links und rechts umklammert. Es hatte keinen Sinn, wenn sie Widerstand leistete, denn auch dann würde sie weitergeschleift werden.

Nun sah sie die ersten Verliese. Aus ihnen drangen die Schreie.

Die Bewacher blieben extra stehen, damit Jane auch einen Blick hineinwerfen konnte.

Wie Tiere waren die Frauen eingesperrt. Sie lagen auf Stroh, waren gezeichnet, verletzt und nur noch dem äußeren Erscheinungsbild nach Menschen.

Ansonsten hatte man sie zerbrochen.

»So wirst du auch bald aussehen«, sagte einer der Aufpasser und lachte laut.

Jane schüttelte sich. Eine Frau war an das Gitter herangekrochen und klammerte ihre aufgeschürften, blutigen Hände um die Gitterstäbe des Verlieses.

»Du bist schön, Mädchen!« krächzte sie. »Du bist sehr schön. Ich war es auch einmal. Dann fiel ich den Folterknechten in die Klauen. Jetzt siehst du, was sie aus mir gemacht haben, schönes Mädchen. Warte ab, es dauert nicht mehr lange, dann siehst du so aus wie ich. Das kann ich dir sagen.«

Einer der Bewacher trat zu. Und sein Fuß traf genau die Stelle zwischen zwei Stäben.

Das schrecklich gezeichnete Gesicht verschwand ebenso wie die beiden Hände.

»Weiter!«

Jane wurde fortgezerrt und gelangte tiefer in die unheimlichen Gewölbe. Die Schritte der Wachposten hallten von den Wänden zurück, und Jane sah auch das Ziel, das sie anvisierten.

Es war eine große Tür. Sie lief oben zu einem Halbkreis zusammen. Ohne daß es ihr gesagt worden war, wußte Jane Collins, daß hinter der Tür die Folterkammer lag.

Ihre Todeskammer!

»Folterknecht!« brüllte einer der Männer. »Folterknecht, komm her. Wir haben Nachschub.« Er lachte laut.

Aus den Schatten des Gewölbes löste sich eine Gestalt. Sie war zuerst nicht genau zu erkennen, jedoch konnte man den Ankömmling als einen Zwerg bezeichnen. Als er näherkam, erkannte Jane, daß der Folterknecht klein und verwachsen war. Er hatte einen Buckel. Sein krummer Oberkörper war mit Fellen bedeckt, die in Höhe der Hüfte von einem starken Gürtel gehalten wurden. In dem Gürtel steckten mehrere lange Messer und eine Peitsche.

»Wir bringen dir Nachschub, Folterknecht«, sagte einer von Janes Bewachern und grinste breit.

Der Verwachsene lachte. »Für so einen schönen Nachschub

kann man mich in der Nacht ruhig wecken.« Er trat nahe an Jane heran und kniff ihr ins Fleisch. »Gut«, lobte er, »sehr gut. Eine schöne Hexe mal wieder, eine sehr schöne ...« Jane roch den Schnapsatem des Widerlings, der sich nun umwandte.

Fackeln brannten auch in dem Verlies der Qualen, das größer als die anderen war.

»Rein mit dir!« lachten Janes Bewacher und stießen sie vor. Die Collins taumelte über die Schwelle.

Der Schlag in den Rücken trieb sie in die Kammer, die eine gewölbte Decke aufwies und deren Mittelpunkt das Rad aus starkem Holz war, auf dem die Hexen festgebunden wurden. Neben dem Rad lagen die Stricke. Sie zeigten zum Teil Blutspuren. Vier lange Fackeln in eisernen Haltern sorgten dafür, daß die Kammer genügend ausgeleuchtet wurde.

Jane Collins konnte jedes Instrument erkennen.

Der Folterknecht begann zu kichern, bevor er sagte: »Ich werde nur noch die Kohle anglühen! Wartet einen Augenblick.« Er griff zu einem Blasebalg und trat dicht an das Becken, wo die Kohle noch nicht völlig erloschen war. Der Verwachsene pumpte Luft hinein, und die Stücke nahmen eine andere Farbe an.

Sie glühten auf und wirkten wie gefährliche Augen.

An den Wänden hingen die Marterwerkzeuge. Es waren schreckliche Dinge darunter. Lanzen, Messer, Zangen, lange Nägel - alles fand man dort, um einen Menschen zu quälen. Jane sah auch hölzerne Fuß- und Handquetscher, hinzu kam die große Streckbank an der Wand und ein Brett mit aufgestellten Nägeln. Ein schauriges Sammelsurium, gefährlich und grausam. Aber man hatte sich zu dieser Zeit dieser Dinge bedient, um Hexen geständig zu machen. Neben den von der Decke herunterhängenden Eisenketten mußte sich Jane aufstellen und durfte sich nicht rühren, während die Mündungen der Musketen auf sie gerichtet waren.

Der Folterknecht nickte zufrieden. »Die Kohle glimmt«, meldete er. »Wir können anfangen.«

»Nein, wir warten auf den Herrn.«

»Ahhh, er kommt selbst.« Der Verwachsene kicherte. »Ich hatte es mir schon gedacht. Schöne Hexen überläßt er mir leider nicht sofort. Er will selbst ...«

»Halt deinen Mund!«

Der Folterknecht verbeugte sich spöttisch. »Bin ja schon still, keine Sorge!«

Da erklangen Schritte. Sie hämmerten draußen auf dem Steinboden, wurden rasch lauter, und wenig später betrat der Hexenwürger die Kammer der Qualen.

Er blieb dicht hinter der Schwelle stehen, schaute auf das Kohlenbecken und nickte zufrieden. »Gut«, lobte er seinen Folterknecht, »jetzt brauche ich nur noch Feuer.«

»Wollt ihr glühende Zangen nehmen, Herr?«

»Natürlich.«

»Ja, ja, Herr. Ich fache die Flammen schnell an. Dir werdet zufrieden sein.«

Mason Cordtland konnte sich auf seinen Mann verlassen. Er wandte sich den beiden anderen Kerlen zu, die Jane nach unten geschleppt hatten.

»Flechtes sie auf das Rad!« befahl er.

Die beiden reagierten sofort. Jane kam nicht dazu, sich zu wehren. Es hätte zudem keinen Sinn gehabt. Sie machte sich nur steif, aber darüber lachten die Männer, so etwas hatten sie im Griff, und sie drückten Jane mit dem Rücken auf das große Holzrad.

Als sie unter ihrem Rücken den harten Widerstand spürte, da schluchzte sie zum erstenmal auf. Diese Berührung war etwas, das sie störte, und sie sah, wie sich der Hexenwürger bückte, um die Stricke aufzuheben, die er dicht vor ihren Augen baumeln ließ.

Er lacht. »Die Stricke haben schon viel erlebt und gesehen. Aber sie werden halten, das kann ich dir versprechen.« Er

nahm sie zwischen beide Hände und zog heftig daran.

»Jetzt!« zischte er.

Dieser Befehl galt den beiden Bewachern.

Sie hatten ihre Gewehre abgestellt und stürzten sich auf die wehrlose Jane Collins.

Im nächsten Augenblick bewiesen sie, wie gefährlich und routiniert sie waren. Es dauerte nur Sekunden, bis sie es geschafft und die Stricke um den Körper der Hexe gedreht hatten.

Verzweifelt bäumte sich Jane in den Fesseln auf. Ihr Gesicht verzerrte sich. Sie schrie und fluchte. Vor allen Dingen ihr Fluchen machte den Anwesenden klar, daß sie tatsächlich mit dem Teufel im Bunde steckte.

»Satan!« brüllte sie, daß es laut durch die unheimliche Folterkammer hallte. »Satan, hilf mir! Komm mir zu Hilfe! Ich bitte dich darum, Satan!«

Auch der Hexenwürger hatte die Worte gehört.

»Nein!« hielt er dagegen und schüttelte den Kopf. »Nein, verdammt, der Satan wird dir nicht helfen - niemals!«

Jane spie ihn an.

Cordtland schlug zu. Hart wurde Jane getroffen. Den Kopf konnte sie noch bewegen. Sie schüttelte ihn wild, während sie schrie: »Die Hölle wird euch besiegen, ihr verdammten Folterknechte!«

»Die Hölle hat uns noch nie besiegt, obwohl man es uns immer versprach!« lachte der Hexenwürger. »Du aber wirst uns all das sagen, was wir wissen wollen. Die Streckbank und die glühenden Zangen haben bisher noch jeden zum Reden gebracht!«

»Ihr werdet mich nicht töten!« schrie Jane Collins. »Ihr schafft es nicht. Ihr könnt es nicht!«

Mason Cordtland ließ sich nicht beirren. Er hob den Arm und ließ ihn rasch wieder fallen. »Folterknecht!« schrie er.

»Fang endlich an, ich will sie kreischen hören ...«

Was hatten die verdammten Furien da gesagt? Hexenmahl?
Wir glaubten, uns verhört zu haben. Suko war ebenfalls sprachlos und schaute mich an.

Hinter den erleuchteten Scheiben sahen wir die Hexen. Sie tanzten einen wilden Reigen, schrien dabei, lachten und kreischten. Manchmal traten sie auch an das Fenster, preßten ihre Gesichter gegen die Scheiben und drückten sie daran platt, so daß sie schwammig und wie ausgelaufen wirkten.

Von den Einwohnern hatten wir noch nichts gesehen. Sie hielten sich zurück, aber sie mußten inzwischen erfahren haben, daß die Hexen ihren Ort besetzt hielten.

Ich fragte mich, woher sie kamen.

Überhaupt war dieser verdammte Fall mehr als rätselhaft. Wir waren blauäugig in ihn hineingestolpert und mußten die Suppe nun auslöffeln.

Plötzlich hörten wir ein gewaltiges Krachen. Zuerst wußten weder Suko noch ich, wo es hergekommen war. Wir liefen ein Stück zurück, drehten uns und sahen plötzlich den Kirchturm, auf dessen Spitze etwas schwankte.

Es war das Kreuz!

Jemand hatte es mit einem glühenden Lasso eingefangen. Mehrere Hexen schwebten in der Luft, hielten das Lasso an einem Ende umklammert und setzten all ihre Kräfte ein.

Das Kreuz hielt nicht mehr lange stand.

Es schwankte noch stärker, dann verlor es den Halt und kippte um. Wir sahen es verschwinden. Mit ihm waren auch einige Steine aus dem Turm gerissen worden, die ebenso dumpf aufschlugen wie das große Kreuz aus Eisen.

In der Luft schwebend stimmten die Hexen ein irres Triumphgeheul an, und in fauchenden Windstößen jagten sie dem Erdboden entgegen.

»Sie nehmen das Dorf in Besitz«, sagte Suko. »Sie wollen es dem Hexenwürger heimzahlen.«

»Ja, natürlich. Dabei frage ich mich nur, wie sie Ver-

gangenheit und Gegenwart miteinander mischen können?«

»Durch ihn.«

»Möglich.«

»Wenn wir ihn finden«, spann Suko den Faden weiter, »können wir dem Spuk ein Ende bereiten. Er wird Amok laufen und dabei Unschuldige in den verdammten Strudel mit hineinziehen. Ich glaube kaum, daß die normalen Menschen große Chancen haben.«

Da hatte mein Freund den Nagel auf den Kopf getroffen. Wenn die Bewohner von Blackmoor zwischen die Mühlsteine der sich bekämpfenden Parteien gerieten, sah es für sie böse aus.

»Wir müssen Cordtland haben!« erklärte ich.

»Und wo willst du ihn finden?«

»In der Ruine.«

»Damit läßt du das Dorf ohne Schutz.«

»Stimmt auch wieder.«

»Es gäbe natürlich eine Lösung«, sagte Suko nach einer Weile.

Tief atmete ich ein. »Ich weiß, Alter, was du sagen willst. Wir müßten uns trennen.«

»Darauf wollte ich hinaus. Einer bleibt hier, während der andere sich auf die Suche nach dem Hexenwürger begibt.«

»Und wer wird das sein?«

»Losen wir.«

Es war verrückt. Da standen wir inmitten eines von Hexen überfallenen Dorfes und losten darum, wer etwas gegen wen unternahm. Der helle Wahnsinn.

Suko hielt bereits eine Münze in der Hand. »Zahl!« fragte er mich.

»Ja.«

Mein Freund warf die Münze in die Luft, schaute ihr nach, fing sie auf, schloß die Hand und streckte mir die Faust entgegen.

»Öffne.«

»Wenn die Zahl oben liegt, gehst du?«

»So ist es.«

Suko öffnete die Faust. Wir beide starrten auf die Münze und sahen die Zahl.

»Mist«, murmelte mein Partner. »Ich wäre gerne gegangen. So aber kann ich dir nur viel Glück wünschen.«

»Danke, das kann ich brauchen.«

»Vielleicht ist es besser, wenn ich mich um die Mehrzahl der Hexen kümmere. Ich habe die Dämonenpeitsche und brauche keine Munition zu verschwenden. Ich kann mir nämlich nicht vorstellen, daß sie der Peitsche etwas entgegenzusetzen haben.«

»Das stimmt allerdings.« Ich gab Suko noch einen Schlag auf die Schulter, danach machte ich mich auf den Weg. Seltsamerweise griffen mich keine Hexen an, als ich in die engen Gassen zwischen den Häusern eintauchte. Den Grund wußte ich nicht. Ich konnte nur raten. Wahrscheinlich wollten sie warten, bis sich die Menschen im Dorf versammelt hatten.

Auf kleinen Umwegen lief ich den Weg zurück, den wir gekommen waren. Es half alles nichts, ich mußte durch das Moor, denn irgendwie hatte ich das Gefühl, daß die Ruine des Schlosses in diesem Fall eine große Rolle spielte.

Bisher hatte ich den Hexenwürger nicht gesehen. Auch als ich die Häuser endlich hinter mir gelassen hatte, war von ihm nichts zu entdecken. Dafür hörte ich die Stimmen der Einwohner. Am Rand des Dorfes hatten sich die Menschen versammelt.

Sie redeten heftig miteinander. Ich wollte gern wissen, um welche Themen sich die Gespräche drehten, und näherte mich den Leuten in Deckung eines Schuppens.

»Die Hexen sind da, Freunde. Sie waren schon immer da und haben uns beobachtet.«

»Als Vögel«, sagte ein anderer.

»Genau.«

»Und jetzt?«

»Wir müssen sie vernichten«, erklärte der erste Sprecher.

»Das wird uns doch wohl gelingen.«

»Du hast Humor.«

»Habe ich auch. Oder habt ihr vergessen, daß wir Mason Cordtland auf unserer Seite haben? Er ist doch der große Meister, er hat uns die Kraft gegeben, und er wird dafür sorgen, daß alles in die richtigen Bahnen gelenkt wird.«

»Wo steckt er denn?«

Jetzt spitzte ich die Ohren. Vielleicht konnte ich mehr erfahren.

»Er wird den Hexenstein holen. Und wenn er damit zurückkommt, haben die verdammten Furien keine Chance mehr.«

»Das hoffen wir.«

»Verlaßt euch drauf.«

»Sollen wir hier auf ihn warten?« mischte sich eine Frau mit zitternder Stimme ein.

»Eigentlich nicht.«

»Aber wenn wir ins Dorf gehen, dann überfallen uns die Hexen und töten uns. Wir haben Kinder dabei. Nur einige, die kleinsten, sind zurückgeblieben.«

»Das ist wirklich ein Problem.« Die Menschen diskutierten hin und her. Ich konnte nicht so lange warten, bis sie eine Entscheidung getroffen hatten, denn ich wollte zur Schloßruine.

Meinem Freund drückte ich die Daumen, daß er mit den Hexen und auch den Bewohnern fertig würde. Wenn sie etwas erreichen wollten, mußten sie sich zusammentun.

Das Moor sah ich vor mir. Es war gefährlich, tückisch und unheimlich. Wer es nicht kannte und vom Weg abkam, warrettungslos verloren.

Ich suchte nach Hinweisschildern, die mir zeigten, wo es vielleicht einen Pfad durch das Moor gab. Es war reiner Optimismus, ich sah nämlich nichts. Die Einwohner hatten

es nicht nötig, so etwas aufzustellen. Sie kannten den Sumpf schließlich, und Fremde wollten sie sowieso nicht haben. Ich lief weiter. Vorbei an Bäumen, Büschen und Sträuchern. Dabei stellte ich fest, daß der Boden unter meinen Füßen weicher wurde. Schwammiger, Zäher. Manchmal hatte ich Mühe, meine Füße wieder nervorzu ziehen. Nein, diesen Weg konnte ich nicht nehmen. Er würde mich direkt ins Verderben führen.

Eine seltsame Stille umgab mich, die, so paradox es klingt, trotzdem eine Geräuschkulisse hatte. Es war das ewige Schmatzen, das geheimnisvolle Glucksen und lockende Rascheln des Sumpfgrases, das die Opfer ins Moor holen wollte.

Ich gab jetzt genau acht, wohin ich meine Schritte setzte. Leider trug ich keine starke Lampe bei mir, und die Bleistiftleuchte wollte ich schonen. Schräg über mir stand der Mond. Sein Licht warf einen fahlen Teppich auf den Sumpf, so daß ich mich wenigstens einigermaßen orientieren konnte.

Ich sah die abgestorbenen, verkrüppelten Bäume manchmal wie Scherenschnitte über der schwarzen Fläche schweben, und mir wehte der faulige Geruch entgegen, der ebenfalls so typisch für das Moor oder den Sumpf ist. Die Bewohner von Blackmoor waren aus dem Sumpf gekommen. Es mußte demnach einen Weg geben.

Ich wollte ihn finden.

Und ich fand ihn.

Es war wirklich Glück, daß ich so schnell auf ihn stieß, denn unter meinem rechten Fuß hörte ich kein klatschendes oder schmatzendes Geräusch mehr, sondern nun ein hohl und dumpf klingendes.

Ich war auf eine Bohle getreten.

Und wo sich eine befand, mußten auch noch weitere in der Nähe sein. Es stimmte. Als ich weiterging, da merkte ich den Widerstand und war sicher, einen der Wege durch das Moor gefunden zu haben.

Ich brauchte keine Furcht mehr zu haben, einzusinken, der Bohlenweg war wirklich gut angelegt worden und erleichterte mir meinen Marsch durch das unbekannte Gelände sehr.

Trotzdem schwankte der Weg. Manchmal hatte ich das Gefühl, auf einer aus Holz und Stricken gefertigten Brücke über eine Schlucht zu laufen. Wenn ich nach rechts und links blickte, sah ich nur die schwarzbraune sumpfige Fläche. Manchmal bewegte sie sich. Hin und wieder stiegen Sumpfgasblasen an die Oberfläche.

Tiere lebten ebenfalls im Sumpf. Hin und wieder hörte ich das Quaken der Frösche und manchmal einen seltsamen Schrei, der sich wie der eines Menschen anhörte, jedoch von einem Tier stammte.

Geisterhaft tanzten die Nebelstreifen über die Fläche. Hin und wieder wurden sie so dicht, daß sie mir den Blick auf die Ruine nahmen. Sie lag doch weiter entfernt, als ich angenommen hatte. In der Dunkelheit täuschten die Distanzen sehr. Da glaubte man, etwas nahe zu sehen, was in Wirklichkeit ziemlich weit entfernt ist. So erging es mir mit der Ruine.

Plötzlich blieb ich stehen. Ich hatte meinen Blick mal wieder auf das Schloß gerichtet, und ich war jetzt sicher, daß es sich verändert hatte. Es sah plötzlich anders aus, nicht mehr so zerfallen. Da gab es keine Lücken mehr zwischen den Mauern, fest und starr hoben sie sich vom Erdboden ab. Und es schimmerten Lichter. Wie kantige Augen glühten sie hinter den Öffnungen in den Türmen und Zinnen. Ich sah Fackelschein und glaubte sogar, Stimmen zu vernehmen. Was war geschehen?

Eine Erklärung dafür zu geben, war nicht einfach, dennoch versuchte ich es.

Wir waren schließlich auch bei unserer Ankunft in der Vergangenheit gelandet. Weshalb sollte das nicht erneut passiert sein?

Vielleicht sah ich das Schloß jetzt so, wie es einmal in der Vergangenheit gewesen war! Damit mußte ich rechnen.

Abermals hatte ein Wechsel der Zeiten stattgefunden. Ich war wieder hineingeraten, erlebte die Vergangenheit und gleichzeitig die Gegenwart.

Unwahrscheinlich, so etwas.

Das muß man sich mal vorstellen. Zum Greifen nahe und dicht vor mir lag die Vergangenheit, während ich mich in der Gegenwart bewegte, so hoffte ich wenigstens.

War das Science Fiction?

Ja und nein. Ich glaubte eher an Schwarze Magie, denn sie war in der Lage,- die Gesetze der normalen Physik aufzuheben. Schon des öfteren hatte ich so etwas erlebt.

Ich wunderte mich nur, daß sich mein Kreuz nicht bemerkbar machte. Wahrscheinlich drohte noch keine unmittelbare Gefahr für Leib und Seele, so daß ich erst einmal weiterging.

Die Bohlen hielten. Zwar schwankten sie manchmal ein wenig, und mich durchfuhr dann immer ein Schreck, doch sie sanken unter meinem Gewicht niemals ein.

Weiterhin vertraute ich auf die Festigkeit des Weges und ging sogar schneller.

Trotzdem dauerte es noch ziemlich lange, bis ich wieder festen Boden unter den Füßen hatte, als ich den Vorplatz des Schlosses erreichte. Ich legte eine Pause ein und schaute mich um.

Mein Blick flog zurück über die schwarze Fläche. Da rührte und bewegte sich nichts. Glatt lag sie vor meinen Augen, nur der leichte Nachtwind kämmte hin und wieder das Gras.

Ich sah keine Spur von Mason Cordtland, dem Hexenwürger. Wo konnte er sich verborgen halten?

Wahrscheinlich innerhalb des Schlosses. Oder aber im Dorf.

Das Schloß übte auf mich eine magische Anziehungskraft

aus. Ich wollte und mußte es betreten. Aber wahrscheinlich würde ich wieder in der Vergangenheit landen.
Es war mir egal!

All meine guten Vorsätze wurden durch die weiteren Ereignisse über den Haufen geworfen, denn etwas geschah, womit ich nie gerechnet hatte.

Aus dem obersten Turm des Schlosses schlugten urplötzlich lange Flammenzungen.

Die Burg brannte!

Wikka, die Oberhexe, war von den zurückgeworfenen Strahlen des Hexensteins voll getroffen worden. Sie, die Mächtige, konnte keinen Gegenzauber aufbauen, und dabei hatte sie noch Glück im Unglück, denn sie hatte den Stein nicht berührt. Wäre dies geschehen, gäbe es keine Wikka mehr.

Das wußte sie, und deshalb war sie froh, noch am Leben zu sein, wenn auch unter veränderten Bedingungen. Dies allerdings merkte sie nicht sofort, als wieder Leben in ihren Hexenkörper geriet.

Es begann mit einem Zucken der Arme. Dann schlugten die Finger auf den Boden. Sie krallten sich in dem Teppich fest, und aus dem offenen Mund in dem verbrannten Gesicht der Hexe löste sich ein Stöhnen.

Wikka erwachte. Sie hatte zwar nichts vergessen, die letzten Ereignisse standen noch klar vor ihren Augen, aber sie wußte im Augenblick nicht, wo sie sich befand.

Als sie den Kopf hob, stieß sie mit der verbrannten Stirn gegen das Unterteil des Betts.

Erst jetzt stellte Wikka fest, daß sie sich nicht so frei bewegen konnte, wie sie gern gewollt hätte, aber rechts und links spürte sie keinen Widerstand. Dort war alles frei.

Wikka konnte sich die Richtung aussuchen, in der sie unter dem Bett hervorkriechen wollte, und sie entschied sich für die von ihr aus gesehen linke Seite.

Sie rollte sich über den Teppich und drückte sich auch an den offenen Schranktüren vorbei. Endlich hatte sie den Platz, den sie benötigte, um auf die Beine zu gelangen. Dabei fiel ihr Blick zum erstenmal in den an der Innentür des Schrankes angebrachten Spiegel.

Sie sah sich!

Selten in ihrer Existenz war Wikka so überrascht gewesen wie in diesen Augenblicken. Nicht mehr das Gesicht mit den beiden Schlangen an der Stirn starrte ihr entgegen und auch nicht die weiße Haut.

Ihr Gesicht war schwarz, verbrannt, verkohlt ...

Der Hexenstein hatte sie gezeichnet.

Weiß schimmerten ihre Augäpfel, während die Pupillen nach wie vor dunkel waren, und als sie die Hände hob, da sah sie die langen, verbrannten Krallen, die einmal ihre Finger gewesen waren.

Für einen Moment wirkte es so, als wollte Wikka anfangen zu weinen. Es war keine Trauer, die sie durchflutete, sondern die reine Wut und der kalte Haß.

Haß auf ihre Feinde. Haß auf den Hexenstein. Haß auf den verfluchten Hexenwürger!

Und sie erinnerte sich an Jane Collins. »Verdammt!« flüsterte sie. »Verdammt, weshalb hast du mir nicht geholfen, du verfluchtes Rattenbiest? Wo steckst du überhaupt? - Jane!« Sie schrie den Namen und drehte sich um. Eine Antwort erhielt sie nicht. Das Zimmer war leer. Keine Spur von Jane Collins. Dafür sah sie, daß die Tür offenstand. Zwar nur einen Spalt, aber das reichte ihr.

»Nein!« flüsterte sie. »Nein ... noch habt ihr mich nicht, ihr Lumpenhunde. Ich lebe, und ich werde kämpfen, darauf könnt ihr euch verlassen. Ich vernichte euch. Ich radiere euch aus. Ihr sollt die echte Wikka kennenlernen. Meine Rache wird fürchterlich sein ...«

Sie begann schrill zu lachen, und ihre Blicke glitten über die Einrichtung des Zimmers.

»Alles ist so prächtig!« flüsterte sie. »So herrlich, so wunderbar. Ihr habt viel Geld hineingesteckt, aber es wird euch nichts nutzen. Ich lebe noch, und ich werde euch zeigen, wie sehr ich lebe!«

Nach dem letzten Wort drehte sie sich um, streckte ihren Arm aus und fegte die erste Kerze auf das Bett. Das Glas zerbrach nicht, aber der Zylinder rutschte aus der Fassung, so daß sich die nicht erloschene Flamme über das Bett tasten konnte und augenblicklich Nahrung fand. Die trockene Decke war ideal dafür. Als die ersten Feuerzungen hochleckten, trat ein unheimlicher Glanz in die dunklen Augen des Hexen-Monsters. Wikka hatte noch nicht genug. Durch den Hitzeschleier lief sie um das Bett herum, nahm die zweite Kerze und schleuderte sie an der anderen Seite zu Boden. Danach öffnete sie hastig zwei Lukenfenster. Die schweren Riegel ließen sich leicht zurückschieben.

Dadurch entstand Durchzug.

Nach wenigen Schritten erreichte sie die Tür, stieß sie auf und blieb vor der Wendeltreppe stehen.

Noch hatte niemand bemerkt, daß sich Feuer innerhalb des höchsten Turmzimmers ausbreitete. Außer dem Fauchen der Flammen war nichts zu hören. Wikka befürchtete gleichzeitig, daß sich das Feuer nur innerhalb des Turmzimmers hielt und die starken Steinmauern die Flammen abhalten würden. Dagegen wollte sie etwas unternehmen, und in der Nähe sah sie auch einen Behälter mit dunklem Öl. Sie lachte girrend auf, rollte ihn bis dicht an die Tür und kippte ihn dort um.

Das Öl lief aus. Sie hatte den Behälter so gedreht, daß die dicke, brennbare Flüssigkeit sich in Richtung Brandherd bewegte.

Im Turmzimmer brannte fast alles. Das Bett, die spanische Wand, der Schrank und natürlich die in ihm hängenden Kleidungsstücke. Gerade sie gaben den Flammen die nötige Nahrung.

Und nun noch das Öl.

Von der Hitze dampfte es bereits. Wikka ließ sich noch ein wenig Zeit. Sie sah, wie es auch die Stufen der Treppe hinklammerte, und ihre Augen leuchteten noch stärker.

Dieses verdammte Schloß würde brennen. Dafür wollte sie sorgen.

Dann rannte sie los.

Mit geschmeidigen Bewegungen nahm sie die ersten Treppenabsätze, auf denen ihr niemand begegnete. So konnte sie ohne Schwierigkeiten weiterlaufen.

Unendlich lang erschien ihr die Treppe. Und während sie lief, dachte sie auch an Jane Collins.

Lebte sie noch?

Wikka wollte es wissen, blieb stehen und konzentrierte ihre Kräfte auf die ehemalige Detektivin.

Ja, Jane war nicht vernichtet. Aber man hatte sie verschleppt. Jane steckte im Folterkeller der Burg.

Ein Schrei drang aus Wikkas Kehle. Ihre Wut kannte keine Grenzen mehr. Sie dachte an das Feuer über sich, schaute hoch zu den düsteren Wolken, sah und roch den widerlichen Qualm, deren schwarze Wolken allmählich nach unten trieben.

Jane in Gefahr!

Wikka fühlte die Solidarität mit ihrer Schülerin, und sie wollte sie aus dem Folterkeller holen.

Da hörte sie die Schreie.

Das Feuer war entdeckt worden. Irgendwo im Schloß schlügen Türen. Sie hörte Schritte auf dem nächsten Treppenabsatz, und sie baute sich an der obersten Stufe auf. Drei Männer rannten hoch. Sie waren bewaffnet.

Und sie liefen in Wikkas Falle.

Das Aussehen hatte ihr der Hexenstein genommen, nicht aber die magische Kraft.

Und die spielte sie aus.

Wikka liebte das Feuer. Sie beherrschte es sogar und

konnte es auch produzieren. Das wurde den drei Männern in den nächsten Sekunden drastisch vorgeführt.

Plötzlich wurde aus der Hexe ein flammender Komet, der auf sie zu raste, zwischen sie fuhr und sie im Nu in Brand steckte.

Wikka's Rache war fürchterlich.

Die Männer rollten die Treppenstufen hinab, und ihre Schreie waren Musik in den Ohren der Oberhexe. Sie war durch nichts mehr aufzuhalten. Huschte weiter nach unten. Durch Bannsprüche zauberte sie in der Luft stehenbleibende Feuerspiralen, die diejenigen erfaßten, die sich ihnen in den Weg stellten und auch weitere Teile des Schlosses in Brand setzten. Der Holzboden brannte an einigen Stellen, und wenig später flogen erste, brennende Möbelstücke durch die Luft.

Die schwarz gefärbte Wikka war in ihrem Element. In diesen Augenblicken bewies sie, welche Kräfte in ihr steckten. Im Schloß gab es eine Panik.

Die Bewohner waren aufgescheucht worden, versuchten, das Feuer zu löschen, aber das schafften sie nicht. Die Flammen hatten sich schon zu weit ausgebreitet.

Für Wikka war der Keller wichtig.

In Windeseile gelangte sie in die Tiefe. Manchmal berührte sie die Stufen nicht, dann flog sie dicht über sie hinweg, eingehüllt in einen rotgrünen Feuermantel, und landete schließlich in den Gewölben.

Dort ermordete sie zwei Wächter auf schreckliche Art und Weise und verschaffte sich freien Weg.

Sie hörte das Wimmern der gefangenen Hexen in den Verliesen der Gänge. Darum kümmerte sie sich nicht. Sie wollte Jane.

Und sie hörte den Schrei.

Gellend, grauenhaft. Trotz der dicken Mauern zu vernehmen. Er war hinter der großen Tür aufgeklungen, die sich vor Wikka befand.

Die Tür war nicht verriegelt. Zu sicher fühlten sich die Folterknechte.

Wikka riß sie auf.

Einen Lidschlag später stand sie in der Folterkammer!

WIKKAS RACHE

Hexen, wohin Suko auch schaute!

Sie hielten den Ort Blackmoor besetzt und waren in ihn eingefallen wie gierige Raubtiere. In den Häusern hockten sie, auf den Dächern, sie lauerten in engen Gassen, in Schuppen, auf Speichern und erfüllten die finstere Nacht mit ihrem grellen Gelächter.

Und Suko stand allein!

Sein Freund John Sinclair hatte ihn verlassen. Er war gegangen, um den zu suchen, der höchstwahrscheinlich die Verantwortung für den Horror trug.

Mason Cordtland, den Hexenwürger!

Noch war der Ort verlassen. Das heißt, die eigentlichen Bewohner hatten ihn nicht wieder in Besitz genommen. Wahrscheinlich warteten sie vor dem Dorfeingang, nachdem sie im Sumpf gewesen waren und ihre Beschwörung durchgeführt hatten.

Der Inspektor stand im Scheitelpunkt einer Kurve, die die Dorfstraße durchschnitt. Deshalb konnte er den eigentlichen Eingang nicht so recht unter Kontrolle halten. Er hatte sich trotzdem einen günstigen Platz ausgesucht, denn Suko befand sich ziemlich im Mittelpunkt des Dorfes.

Genau an dieser Stelle lag das einzige Gasthaus von Blackmoor. Zur Zeit war es von kreischenden Hexen besetzt, die Suko schon angedroht hatten, ihn und John zu töten.

Noch sah der Chinese der Sache gelassen entgegen, zuckte aber zusammen, als sich vom Dach eines Hauses plötzlich eine Furie löste, die eingehüllt in einen grünflammigen Schweif durch die Luft raste und dicht über den Kopf des Inspektors hinwegfuhr.

Dabei griff sie zu einer Hinterlist, denn aus ihren Fingern zuckten feurige Ringe auf Suko zu.

Sie waren zum Glück nicht besonders schnell, so daß der Chinese Abwehrmaßnahmen ergreifen konnte.

Seine Dämonenpeitsche hatte er nicht nur gezogen, sondern auch die drei Riemen ausgefahren.

Aus dem Handgelenk schlug er zu. Die Riemen wirbelten in die Höhe und trafen die Ringe.

Sie verpufften wirkungslos.

Die Hexe jagte weiter und hockte sich auf einem Dachfirst nieder, wobei sie dort mit der Dunkelheit verschmolz.

Suko krauste die Stirn. So harmlos, wie sich die Furien noch vor Minuten gegeben hatten, waren sie nicht, aber er wunderte sich trotzdem, weshalb sie nicht konzentrierter angriffen.

Dafür mußte es Gründe geben!

Wenn Suko genauer darüber nachdachte, gelangte er zu dem Ergebnis, daß die Hexen auf irgend etwas lauerten.

Vielleicht brauchten sie eine gewisse Zündung, um ihren Angriff starten zu können. Was das sein konnte, darüber zerbrach sich der Inspektor vergeblich den Kopf.

Sie hatten jedenfalls dafür gesorgt, daß das einzige christliche Zeichen des Dorfes zerstört wurde. Mit glühenden Lassos war das große Kreuz auf dem Kirchturm von ihnen herabgeholt worden. Es lag jetzt irgendwo am Boden.

Im Moment herrschte Ruhe. Selbst die Hexenweiber in der Gaststätte verhielten sich still, so daß Suko sich auf andere Geräusche konzentrieren konnte.

Wenn sich die Dorfbewohner näherten, mußte er ihre Schritte hören können, die da zahlreich waren und nicht lautlos marschieren konnten. Aber es blieb still. Die Leute verhielten sich seltsam ruhig.

Auf der Straße wollte Suko nicht länger stehenbleiben.

Der Vergleich mit einer Zielscheibe fiel ihm ein, deshalb wandte er sich dem Eingang der Gastwirtschaft zu, um durch die Scheiben die dort anwesenden Hexen zu beobachten.

Sie hatten es sich >gemütlich< gemacht!

Wie die Vandalen waren sie in den Schankraum eingefallen. Tische und Stühle lagen kreuz und quer durcheinander. Dazwischen zersplitterte Gläser und zerbrochene Flaschen.

Ein Chaos, sicherlich. Am schlimmsten jedoch waren die Hexen. Man konnte sie kaum beschreiben, jede sah irgendwie anders aus, obwohl sie sich im Prinzip glichen.

Die Hexen stammten aus einer anderen Zeit. Auslaufen des Mittelalter, schätzte Suko. Sie hatten überleben können, weil es ihnen gelungen war, sich in Raben und Krähen zu verwandeln, in Tiere, die einfach nicht starben und auf ein großes Ereignis warteten.

Das war nun eingetreten.

Der Hexenwürger, ein alter Feind, war zurückgekehrt und hatte die Hexen vorgefunden, die Überlebenden von damals in ihrer Urgestalt. Diesen Grund begriff Suko nicht so recht. Weshalb hatten sich die Vögel wieder in Hexen verwandelt? Sie hätten es sonst viel besser haben können und wären nicht in die Klauen des Hexenjägers geraten.

Den Chinesen ritt in diesem Augenblick der Teufel.

Vielleicht würden ihm die Furien selbst Antwort geben. Er wandte sich zwei Schritte nach links, stand vor der Eingangstür und wuchtete sie mit einem heftigen Fußtritt auf. Dies geschah so überraschend, daß selbst die Hexen zusammenzuckten, denn mit dem auf der Türschwelle stehenden Suko hatten sie nicht gerechnet. Zehn Furien hatten sich versammelt. Sie alle wandten ihre Blicke der Tür zu.

Und was für Blicke!

Kalt, hinterlistig, tückisch, lauernd und feindselig. Aber auch gierig und haßerfüllt. Gleichzeitig abschätzend, denn die Hexen sahen in Suko das Opfer.

Der Chinese hatte sich breitbeinig aufgebaut. Die Dämonenpeitsche hielt er in der rechten Hand, in der linken die Beretta. Das Magazin war mit geweihten Silberkugeln geladen, zwei Ersatzmagazine besaß der Inspektor ebenfalls. Er war also gerüstet, wenn es hart auf hart gehen sollte.

Bleiche, manchmal grün wie Schimmel schimmernde Gesichter mit toten, leeren Augen starrten Suko an. Lumpen trugen die Hexen. Die meisten von ihnen waren alte Frauen

mit strähnigen Haaren, in denen Läuse und Flöhe ihre Heimat gefunden hatten.

Durch zahlreiche Löcher in der Kleidung schimmerte die welke Haut in einem grauen Ton. Suko sah auch Wunden, die von Folterinstrumenten in der Vergangenheit gerissen worden waren.

Insgesamt boten die Hexen einen scheußlichen Anblick.

Nur wenige jüngere befanden sich unter ihnen. Eine hockte auf der Theke. Ihr Haar war ehemals rot gewesen, jetzt überwog der Grauschimmer, zudem war es völlig verfilzt.

Sie rutschte herunter. »Was willst du hier, Mann?« fragte sie und schleuderte ihr Haar zurück. Dabei wurde das gesamte Gesicht frei, und Suko sah neben dem linken Ohr die offene Wunde, die wohl ein Schlag mit der Peitsche oder eine glühende Zangenbacke hinterlassen hatte.

»Was wird hier gespielt?«

»Wo?«

»Frag nicht so dumm!« erwiderte Suko. »Hier natürlich.

Sagt mir, aus welchem Grund ihr euch hier versammelt habt!«

Die Hexe kicherte laut. »Wir haben uns hier versammelt, um Menschen zu töten. Wir bereiten ein Hexenmahl vor. Und mit dir wollen wir den Anfang machen.«

Suko hatte für diese Worte nur ein spöttisches Lächeln übrig. »Möglich«, gab er lässig zurück. »Aber ihr werdet euch wundern, ich bin nämlich unverdaulich. Außerdem halte ich hier Dinge in den Händen, die euch echte Schwierigkeiten bereiten können. Wer von euch möchte denn einmal mit der Dämonenpeitsche oder einer geweihten Silberkugel Bekanntschaft machen, wie?«

Sukos Worte verfehlten ihre Wirkung nicht. Die Sprecherin zog sich zurück.

Eine andere, die auf einem umgekippten Tisch hockte, sagte: »Er blufft, Clara, er blufft!«

Da bewies Suko das Gegenteil. Er konnte auch mit links

schießen. Zwar nicht so gut wie mit der rechten Hand, aber um den Körper der Hexe zu treffen, reichte es allemal. Fast bedächtig hob er den Arm, ließ die widerliche, häßliche Untote für einen kurzen Moment in die Mündung schauen und drückte ab.

Kaum meßbar war die Zeitspanne, in der die Hexe in das fahle Mündungslicht stierte. Daß es wieder zusammenfiel, sah sie nicht mehr, denn die geweihte Silberkugel saß. Die anderen Furien mußten miterleben, wie ihre Hexenschwester verging. Die Kugel schien den mageren Körper auseinanderreißen zu wollen, dies allerdings geschah nicht. Statt dessen puffte eine Rauchwolke hoch, die widerlich nach Schwefel stank und aus der Hölle selbst zu kommen schien. Von der Hexe blieb nichts mehr zurück.

Vielleicht ein Rest von Staub. Auf den jedoch achtete niemand.

»Das war's dann«, sagte Suko und schwenkte die Beretta im Halbkreis. »Habt ihr auch Lust, meine Peitsche auszuprobiieren?« Er bewegte locker den rechten Arm, grinste dabei und blickte in die starren Visagen der Hexen.

»Du hast sie getötet«, sagte die Sprecherin.

»Sehr richtig.«

»Wir könnten dich ...«

»Nicht so große Reden. Als nächste werde ich mir dich vornehmen. Und auch das Spucken von Feuerringen wird euch nicht viel nutzen. Ich bin immer schneller.« Damit übertrieb Suko zwar, doch er glaubte in seiner Forschheit die große Chance zu sehen. Tatsächlich griffen die Hexen nicht an. Statt dessen wurde Suko nur angestarrt.

»Wer bist du?« fragte jemand aus dem Hintergrund. »Bist du auch ein Hexenjäger?«

»Nein, mit Mason Cordtland habe ich nichts gemein, das könnt ihr mir glauben. Aber ich bin etwas Ähnliches. Dir könnt mich einen Geisterjäger nennen. Ich jage nicht nur Hexen, sondern auch andere Dämonen. Und darin habe ich

inzwischen Routine. Zudem bin ich es hier, der die Fragen stellt, und ihr habt meine erste noch nicht beantwortet. Also, noch einmal: Was sucht ihr hier? Auf wen wartet ihr?«

Bisher hatten die dämonischen Wesen ziemlich steif dagesessen. Nun gerieten sie in eine gewisse Unruhe und bewegten sich auf ihren Plätzen hin und her.

»Lange warte ich nicht mehr!« drohte Suko.

Er erhielt eine Antwort. Wieder war es die Rothaarige, die sie ihm gab. »Wir warten auf unsere Königin!«

Suko hatte einen bestimmten Verdacht. Trotzdem fragte er:

»Wer ist es?«

»Wikka!«

Jetzt war der Name heraus. In den Augen des Chinesen blitzte es. Verdammt, also doch.

Wieder Wikka!

»Wieso? Weshalb wartet ihr auf sie?«

»Ihr Ruf erreichte uns. Und sie, die Königin, hat noch eine alte Rechnung mit dem Hexenwürger zu begleichen. Sie wußte, daß er auferstehen würde, denn er hat den Hexenstein. Sie will ihn vernichten, und durch das magische Kraftfeld des Steins sind wir wieder zu dem geworden, was wir eigentlich waren. Zu echten Hexen. Als Vögel haben wir die letzten Jahrhunderte gelebt, nun aber führen wir unser altes Leben weiter, und auch wir werden uns rächen. Der Stein muß vernichtet werden. Gegenwart und Vergangenheit sollen sich nicht mehr kreuzen. Nur noch die Gegenwart zählt, das ist es.«

Suko wurde einiges klar. Nicht der Hexenwürger trug die direkte Schuld am Wechseln der Zeiten, sondern der Hexenstein. Er hatte die Zustandsebenen durcheinandergebracht.

Kaum zu fassen.

»Wo ist der Stein?« wollte Suko wissen.

»Das wissen wir nicht«, wurde ihm geantwortet.

Der Inspektor hob die Schultern und grinste verächtlich.

»Ihr wollt mir doch nicht erzählen, daß ihr keine Ahnung davon habt, wo der Hexenstein steckt Um ihn dreht sich schließlich alles.«

»Frag doch Wikka!« zischte eine alte Vettel und blies eine grünliche Wolke aus ihrem Mund.

»Das werde ich auch«, erwiderte Suko.

Diese Antwort löste bei den anderen ein Lachen aus.

»Wikka willst du fragen? Wunderbar, dann hat sie einen, den sie vernichten kann, du komischer Geisterjäger ...«

Mit einer Frage unterbrach Suko die Hexe. »Wo hält sich Wikka auf?«

»Das wissen wir nicht.«

Diesmal hatten sie die Wahrheit gesagt. Davon war Suko überzeugt, denn sonst hätten sie nicht so lange auf sie gewartet. »Nun ja«, sagte er und nickte. »Ich werde sie wohl suchen, und ich bin gespannt, was ihr sagt, wenn sie zu meinen Füßen liegt.«

»Nie wird das geschehen, nie!« Alle Hexen kreischten los. Plötzlich war der Schankraum von einem wilden Lärm erfüllt, um den Suko sich nicht weiter kümmerte.

Rückwärtsgehend verließ er die Gaststätte. Der Lärm hinter ihm wurde schwächer, und plötzlich hörte er ein anderes Geräusch.

Ein hohes, schrilles Schreien.

Suko zuckte zusammen.

So jammerte nur ein Kind!

Das Moor lag hinter mir!

Ich hatte es tatsächlich geschafft, es relativ trockenen Fußes zu durchqueren, wobei ich einfach Glück gehabt hatte, daß ich auf einen Weg getroffen war.

Und nun stand ich vor dem brennenden Schloß!

Aber das war nicht alles. Dieses Schloß, obwohl zum Greifen nahe, befand sich nicht in meiner Zeit, sondern in

der Vergangenheit, während ich mich in der Gegenwart aufhielt.

Unbegreiflich, dennoch eine Tatsache!

Ich stand da und schaute in die Vergangenheit hinein, hörte gellende Schreie, sah die Flammen, die wie lange, gierige Finger aus den Luken und Fenstern leckten, und als Schattenrisse erkannte ich die in Panik versetzten Menschen hinter den Vorhängen aus Feuer. Die Bewohner der Burg hetzten hin und her. Ich hörte keine Schreie und hätte eigentlich die Hitze spüren müssen, da ich mich der Burg ziemlich weit genähert hatte. Das jedoch war nicht der Fall. Vor mir lief das Geschehen in einer unheimlich wirkenden Lautlosigkeit ab.

Zudem hatte sich das Feuer mit einer kaum meßbaren Rasanz ausgebreitet. Die Menschen waren von den Flammen völlig überrascht worden, und ich sah sie sogar als brennende Fackeln auf den Zinnen der Türme stehen. Einige stürzten sich nach unten, weil sie es einfach nicht mehr aushalten konnten. Was schon Hunderte von Jahren zurücklag, erlebte ich nun mit eigenen Augen.

Ein Geschehen, das lange zurücklag, erlebte ich nun und konnte es einfach nicht fassen.

Nur, wo steckte der Hexenwürger?

Ich sah ihn nicht, ich hörte auch seine Rufe nicht und dachte darüber nach, ob ich vielleicht nicht selbst in die Vergangenheit hineintauchen sollte.

Aber konnte ich etwas ändern?

Nein, was geschehen war, das konnte ich nicht mehr rückgängig machen, und so blieb ich weiterhin ein zumindest äußerlich unbeteiligter Zuschauer.

Das Schloß explodierte nicht gerade, aber ich sah, wie die Zerstörung an den Zinnen begann. Dort wurden gewaltige Stücke herausgerissen. Sie fielen in die Tiefe, von Rauchschwaden begleitet, krachten zu Boden, und durch die entstandenen Lücken pfiff der Wind.

Dann sah ich Tiere wegrennen. Pferde stoben in wilder Panik davon. Ihre Hufe trommelten ein dumpfes Echo, das selbst das Brausen der Flammen übertönte.

Menschen flohen.

Sie rannten aus dem Schloß. Ihren Weg nahmen sie in wilder Panik, hatten alles vergessen, und die Söldner oder Soldaten jagten direkt auf mich zu, wobei ich das Gefühl haben konnte, jetzt würden sie mich überrennen. Ich duckte mich schon zusammen, als ich sie auf einmal nicht mehr sah. Sie verschwanden vor meinen Augen, lösten sich auf, und mir wurde klar, daß sie die Grenze zwischen den beiden Zeiten erreicht hatten.

Phänomenal!

Ich fragte mich nur, weshalb der Hexenwürger nicht eingriff. Wir hatten so viel von ihm und seiner Peitsche gehört. Er hätte sie doch eigentlich einsetzen können, doch das geschah nicht. Die Gestalt, die ich auf dem Film des Vogelkundlers gesehen hatte, blieb verschwunden.

Dafür sah ich eine andere.

Nein, zwei!

Ich traute meinen Augen nicht. Als ich sie erkannte, hätte ich schreien können, doch mir blieb der Schrei im Halse stecken.

In der Vergangenheit sah ich zwei Geschöpfe aus der Gegenwart.

Wikka und Jane Collins!

Urplötzlich stand Wikka in der unheimlichen Folterkammer, während über ihr die Flammen immer mehr Nahrung fanden, die Schreie der Menschen gellten und sich das Feuer weiter ausbreitete.

Wikka hatte dafür keinen Blick mehr. Sie schaute nach vorn, sah, was vor ihren Augen ablief, und das war grausam genug.

Ohne *sie* befanden sich noch fünf Menschen in der Folterkammer. Zwei Soldaten, der Hexenwürger, ein verwachsener Folterknecht und Jane Collins!

Ihr ging es dreckig.

Und ihre Schrei waren es, die die Stille durchschnitten. Jane befand sich in einer bedauernswerten Lage. Man hatte sie auf ein Folterrads gespannt.

Ihr Rücken war durchgebogen, Arme und Beine langgestreckt. Von Stricken wurde sie gehalten, während der Folterknecht an einer Kurbel stand, sie mit der rechten Hand umklammert hielt und das Rad jeweils um ein winziges Stück weiterdrehte.

Der Hexenwürger stand neben der mit Stricken zusätzlich gefesselten Jane Collins und hielt eine glühende Zange in der Hand, mit deren Backen er Jane Collins malträtiert wollte.

Und er hatte es bereits getan.

Die Oberhexe sah deutlich die Brandflecken auf der Haut der ehemaligen Detektivin. Sogar Rauch stieg noch in die Höhe.

Wikkas Auftreten hatte die anderen völlig überrascht. Sie wußten plötzlich nicht mehr, was sie tun sollten. Ihre Blicke richteten sich auf eine Gestalt, die einem gräßlichen Alptraum entsprungen sein konnte.

Sie hatte sich den Weg in den Folterkeller regelrecht frei gekämpft. Männer, die sie aufhalten wollten, lebten nicht mehr, denn im Gegensatz zu ihrem Äußerem hatte sich an den Hexenkräften nichts geändert.

Die setzte sie voll ein.

Jetzt stand sie in der Folterkammer, während oben die Flammen aus dem Schloß schlügen, und sie wußte die Überraschung auf ihrer Seite.

»Wikka!«

Der Schrei drang aus dem Mund der ans Rad gefesselten Jane Collins. Es war eine Erlösung, und die ehemalige

Detektivin schluchzte befreit auf. Sie war Wikkas Schülerin und wußte genau, daß nur sie ihr helfen konnte.
Die Oberhexe hatte sich vorgenommen, schreckliche Rache zu üben. Niemand außer Jane sollte den Keller lebend verlassen, dafür würde sie sorgen.
Und sie begann.

Zuerst erwischt es die Soldaten. Als Wikka plötzlich Zeichen in die Luft malte, war es für die beiden viel zu spät, noch zu reagieren. Sie sahen noch das rote Flimmern um die schwarzen Finger der Hexe, und im nächsten Augenblick hüllten die flammenden Kreise sie ein.

Ihre Schreie hallten schaurig durch das Verlies.
Und sie waren Musik in Wikkas verbrannten Ohren.
Erst jetzt erwachte der Hexenwürger aus seiner Erstarrung. Er selbst griff noch nicht an, sondern schickte den Folterknecht vor. »Da, pack sie dir! Brenne ihr das Zeichen ein!«

Der Verwachsene fuhr herum. Selbst Wikka war von seiner Schnelligkeit überrascht.

In der rechten Hand hielt er die noch glühende *Zange*, und Wikka stellte fest, daß dieser heimtückische Zwerg über-große Hände hatte, da er die Zange mit nur einer Hand fest-halten konnte.

Er sprang auf Wikka zu!

Dabei schrie er, seine Augen leuchteten, und er wollte der Oberhexe die Zange ins Gesicht drücken.

Wikka wich geschmeidig aus. Dicht an ihrem Gesicht vor-bei fuhr die glühende Zange, und im nächsten Augenblick mußte der Zwerg erleben, was es hieß, sich mit einer gefährlichen Hexe anzulegen.

Es hob ihn in die Höhe.

Er verspürte einen Schlag. Unsichtbare Hände rissen ihn vom Boden hoch. Diesen Kräften hatte er nichts entgegen-zusetzen, sie schleuderten ihn auf die Wand zu, wo es einen dumpfen Laut gab, als er dagegen krachte.

Wikka lachte und konzentrierte sich weiter auf ihn. Der Zwerg lag jetzt am Boden. Die rechte Hand hielt nach wie vor die Zange mit den glühenden Backen, der Arm war ausgestreckt.

»Foltere dich selbst!« brüllte die Oberhexe und schlug den Folterknecht in ihren Bann.

Sie machte es hart, und der Verwachsene konnte nichts dagegen tun. Er wollte es nicht, aber sein Arm wurde von einer Kraft, der er nichts entgegensetzen konnte, allmählich in die Höhe gelenkt, dabei gedreht, so daß die glühenden Backen jetzt auf sein Gesicht zeigten.

Nur noch Sekunden würde es dauern, dann mußte er das verspüren, was er eigentlich Jane Collins zugesucht hatte. Der Verwachsene schrie. Er konnte es nicht fassen, ein Opfer seiner eigenen Folterlust zu werden, und er spürte bereits die Hitze des heißen Metalls, das sich immer mehr seiner weit aufgerissenen Mundhöhle näherte ...

Wikka wandte sich dem neuen Gegner zu.

Die letzten drei hatte sie innerhalb von Sekunden ausschalten können. Es war alles so gelaufen, wie sie es haben wollte, nun stand der härteste und gefährlichste vor ihr.

Mason Cordtland!

Und der hatte die Peitsche.

Inzwischen trieben die ersten Rauchwolken durch die offene Tür in das Innere der Folterkammer. Auch Cordtland mußte bemerkt haben, was geschehen war, und er war für eine kurze Zeitspanne irritiert. Das reichte Wikka aus, um Jane Collins vom Rad zu lösen. Sie riß die starken Stricke entzwei, die kaum am Boden lagen, als ein fürchterlicher Schrei durch die Folterkammer gellte.

Der Folterknecht hatte ihn ausgestoßen.

Auch ein Zischen war zu hören, aber keiner schaute hin.

Wikka wußte, daß sie gewonnen hatte, sie mußte nur noch Mason Cordtland packen.

Jane rutschte vom Rad. Auf der schmutzigen feuchten

Erde blieb sie liegen, stöhnte und hatte es schwer, sich aufzustützen.

Wikka kümmerte sich nicht um sie. Der Hexenwürger war für sie wichtiger. »Komm doch«, lockte sie. »Komm her zu mir, wenn du etwas willst. Ich empfange dich schon so, wie es sich gehört, darauf kannst du dich verlassen.«

Cordtland gab keine Antwort. Er schaute nur kurz zur Tür, wo die Rauchwolken immer dicker wurden. Zudem gellten die Schreie der in den anderen Verliesen gefangenen Hexen durch die unteren Gewölbe des Schlosses. Panik und Grauen waren als Gäste auf dieses Schloß im Moor gekommen.

»Wer bist du?« schrie er Wikka an. »Verfluchte Hexe, sag deinen Namen, damit ich weiß, wen ich töten werde!«

»Ich heiße, Wikka!«

»Dann stirb, Wikka!« Cordtland schlug zu. Er war ein Meister seines Fachs, aber auch Wikka reagierte. Sie wollte von der Peitsche nicht getroffen werden, wich aus und bewegte sich auf die Wand zu, wo zahlreiche Waffen hingen. Plötzlich hielt sie eine lange, leicht angerostete Lanze in den Händen, drehte sich, und die Spitze wies auf den Hexenwürger, der bereits zum zweitenmal zudrosch.

Wikka riß die Lanze hoch.

Und die Waffe rettete sie, denn die Peitsche wickelte sich um das Eisen.

Die Oberhexe begann gellend zu lachen. Jetzt hatte sie den Hexenwürger da, wo sie ihn haben wollte.

Mit einem plötzlichen Ruck riß sie ihn in ihre Nähe, doch sie war zu eifrig, denn in seiner Panik riß Cordtland seinen rechten Fuß hoch und tat damit genau das Richtige.

Er drückte ihn in den Leib der Hexe.

Körperlicher Kraft hatte Wikka nichts entgegenzusetzen.

Sie flog zurück, krachte mit dem Rücken gegen die Wand und verlor für einen Moment die Übersicht. Gleichzeitig machte sie sich Vorwürfe, ihre ureigensten Hexenkräfte

nicht eingesetzt zu haben. Jetzt verlor sie zuviel Zeit, denn Cordtland gelang es, durch eine Drehung die Peitsche von der Lanze zu lösen, und so hatte er seine Waffe wieder.

Und dann tat er etwas, womit Wikka nicht gerechnet hatte. Er machte auf dem Absatz kehrt und floh aus der Folterkammer. Dabei hatte er Glück, daß der durch die offene Tür hereinquellende dicke Rauch ihn schützte und Wikka einen Großteil der Sicht nahm.

Mason Cordtland konnte fliehen.

Wikka sprang auf die Beine. Sie wollte natürlich die Verfolgung aufnehmen, dachte dann allerdings an Jane Collins und sorgte dafür, daß die ebenfalls aufstand.

»Komm mit!« brüllte sie.

Jane war zu geschwächt. Wikka schleuderte die Lanze weg und stützte ihre Schülerin, damit sie gemeinsam das brennende Schloß verlassen konnten.

Wenig später irrten sie durch die Gänge. Und Wikka nahm sich sogar noch die Zeit, die schweren Riegel außerhalb der Verliestüren zu öffnen, damit ihre Artgenossinnen aus den Gefängnissen ebenfalls fliehen konnten.

Von Mason Cordtland sahen sie nichts. Sie wußten auch nicht, ob er das Schloß bereits verlassen hatte. Vielleicht war er geflohen, vielleicht hielt er sich irgendwo versteckt.

Niemand konnte es sagen.

Sie rannten die Treppe hoch.

Hinter sich hörten sie das Heulen und Schreien der befreiten Hexen. Der Rauch wurde immer dicker. Manchmal konnten sie die Hand nicht vor Augen sehen.

Hin und wieder huschten fliehende Gestalten wie Gespenster durch den dunklen Vorhang.

Am Ende der Treppe riß Wikka die Tür auf. Endlich konnten sie die unterirdischen Gewölbe verlassen, und sie wandten sich sofort dem Ausgang zu.

Da sahen sie Mason Cordtland. Für einen Moment tauchte er auf, seine Peitsche dabei schwingend.

»Hexenwürger!« brüllte Wikka.

Cordtland blieb stehen, sah die beiden Hexen, schlug nach ihnen und tauchte weg.

Dann schluckte ihn der Rauchvorhang.

Im nächsten Augenblick spürten sie die kalte Luft, die von draußen in das Schloß drang. Sie befanden sich in der Nähe des Ausgangs und stürmten ins Freie.

Beide hatten Glück, daß sie von den Flammen nicht erfaßt wurden. Anderen erging es schlechter. Sie waren zu brennenden Bündeln geworden, und auch Cordtland hatte die Übersicht verloren. Er rannte in wilder Panik genau auf das Moor zu.

»Er wird versinken!« schrie Wikka. »Er wird versinken ...« Die nächsten Worte wurden ihr von den zerstörten

Lippen gerissen, denn das Schloß brach zusammen.

Ein donnerndes Getöse, ein Krachen und Bersten.

Zahlreiche Menschen wurden unter den herabfallenden Trümmern begraben, und die befreiten Hexen erwischte es zum Teil auch.

Andere wiederum schafften es. Sie rannten in den Sumpf hinein und versanken ebenso wie Mason Cordtland.

Das Moor fraß alle. Ob es dämonische Wesen oder Menschen waren, da machte es keinen Unterschied. Den Hexenstein jedoch hatte niemand gefunden. Er konnte die Zeiten überdauern ...

Wikka und Jane Collins!

Geahnt hatte ich es ja, doch ich war trotzdem überrascht.

Vor allen Dingen wegen Wikka. Ich sah sie als verbranntes, schwarzes Wesen, das sich deutlich vor den tanzenden Flammen abhob. Und ich sah den in wilder Panik davonaufenden Hexenwürger Mason Cordtland, der kurzerhand in den Sumpf hineinlief.

Auch andere Hexen flohen ins Moor. Es waren schreck-

liche Gestalten unter ihnen, ausgemergelt, von der Folter gezeichnet. Sie verschwanden wie Schemen. Entfernt nur hörte ich ihre Schreie, die plötzlich verstummten, sowie auch das Feuer nicht mehr zu sehen war.

Ich spürte kurz einen seltsamen Schwindel, dann war er vorbei, und ich sah das Schloß so, wie es sich mir in der Gegenwart präsentierte. Als ausgebrannte Ruine.

Wie es dazu gekommen war, hatte ich erlebt, nun mußte ich mich den Tatsachen stellen.

Noch immer war ich von den Vorgängen sehr beeindruckt. Obwohl ich in der Gegenwart stand und die Ereignisse der Vergangenheit ausgelöscht waren, kam ich nicht darüber hinweg. Ich hatte Jane und Wikka in der Vergangenheit gesehen, aber wie sah die Oberhexe aus!

Unglaublich, so etwas. Verbrannt, fast vernichtet, und das konnte einfach nicht in der Vergangenheit geschehen sein. Dieser Vorgang mußte seinen Platz in der Jetztzeit gehabt haben.

Darüber dachte ich nach, suchte nach Lösungen, gelangte aber zu keinem Ergebnis.

Plötzlich fiel mir etwas auf.

Ich bemerkte einen dunklen Gegenstand, der vor der Burgruine stand und eigentlich dort gar nicht hingehörte. Es war ein Auto.

Wegen der Dunkelheit konnte ich die Marke nicht genau erkennen und mußte erst näher heran, um zu sehen, daß es sich bei dem Wagen um einen älteren Triumph Spitfire handelte.

Wem gehörte das Auto?

Darüber nachzudenken, war müßig, doch das Vorhandensein war für mich eine Warnung. Niemand fuhr einen Wagen irgendwo hin und stellte ihn dort einfach ab. Ich konnte also davon ausgehen, daß sich der Fahrer noch irgendwo in der Nähe befand, falls er nicht ein Opfer des Sumpfs geworden war.

Ich passierte den Wagen und befand mich ziemlich nahe der Burgruine. Von den Ereignissen, die ich als Zuschauer erlebt hatte, merkte ich nun nichts mehr. Es roch nicht verbrannt, ich sah keine Leichen, keinen Hexenjäger und auch keine Hexen.

Nur etwas noch.

Oben im höchsten Turm und dabei dicht unter der Zinne, brannte ein einsames Licht.

Das mußte etwas zu bedeuten haben. Da wollte ich hin, daran konnte mich niemand hindern.

Es gab noch ein Tor oder einen offenen Durchgang. So gelangte ich in das Innere der zerstörten Ruine, drückte mich eng in den Schatten einer Mauer, blieb stehen und lauschte.

Ich wollte erst einmal die Atmosphäre in mich aufnehmen, herumhorchen, ob sich irgend etwas tat, um anschließend die richtigen Schlüsse ziehen zu können.

Auf leisen Sohlen bewegte ich mich anschließend weiter.

Ich entdeckte eine Treppe, die wenigstens an ihrem Beginn noch ziemlich stabil aussah.

Ich peilte hoch.

Vor mir verschwanden die Stufen in der Dunkelheit. Nur die ersten konnte ich noch verfolgen, danach war Schluß. Den Kopf legte ich schief, um in die Höhe zu blicken. Ich sah nichts, nur die wattige Dunkelheit und hin und wieder, wenn ich durch ein Loch in der Mauer peilte, den düsteren Himmel, der an einigen Stellen einen fahlen Schein durch das Licht des Mondes angenommen hatte.

Auch an den Moorgeruch hatte ich mich gewöhnt. Er machte mir nichts mehr aus, irgendwie gehörte der faulige, nach Moder und Tod riechende Gestank zu dieser Ruine. Sie war ja selbst ein Stück Vergänglichkeit. Für die Ewigkeit ist nichts gebaut.

Noch einmal peilte ich die Lage. Danach war ich mir sicher.

Wenn ich die vor mir liegende Treppe nahm und sie bis zu ihrem Ende durchschritt, würde ich das Zimmer oder den Raum erreichen, wo das Licht brannte.

Ich wurde einfach das Gefühl nicht los, mich nicht allein in der Burgruine zu befinden. Einen Beweis dafür hatte ich nicht, doch allein das Gefühl reichte aus, um die kleine Lampe stecken zu lassen, damit mich ihr Schein nicht verriet.

Im Finstern nahm ich die Treppe in Angriff. Ich hielt mich dicht an der Außenmauer, tastete mit der Hand darüber und stützte mich ab, denn die Stufen waren nie gleich breit. Manchmal verengten sie sich oder waren nur noch zur Hälfte vorhanden.

Wendeltreppen hinaufzugehen ist kein Vergnügen.

Irgendwann verliert man bei diesen langen Treppen die Übersicht. Da weiß man dann nicht, in welch einem Stockwerk man sich befindet, in welcher Höhe und was um einen herum geschieht.

Hinzu kam noch, daß ich nichts sehen konnte. Zwar wiesen die dicken Mauern hin und wieder Öffnungen auf, die allerdings nicht größer waren als Luken, und entsprechend schmal waren die grauen Streifen, die von draußen hereinfielen.

Vielleicht hatte ich die Hälfte der Strecke hinter mich gebracht, vielleicht auch nicht, jedenfalls hörte ich über mir, und gar nicht mal weit entfernt, zischelnde Geräusche.

Ich blieb stehen und konzentrierte mich.

Waren es Stimmen?

Als ich genauer hinhörte, wurde mir klar, daß dort, wo die Geräusche aufklangen, jemand flüsterte.

Sofort dachte ich an den Wagen, der vor der Burg stand. Sprach da jemand mit sich selbst?

Das gibt es natürlich. Hier aber glaubte ich nicht daran und gelangte zu der Überzeugung, daß es zumindest zwei Personen waren, die da miteinander redeten.

Wer konnte das sein?

Als Polizeibeamter muß man eine gewisse Portion Neugierde besitzen, als Geisterjäger erst recht. Wenn ich mich eines Falles annahm, wurde es immer brenzlig, deshalb wollte ich der Sache mit den flüsternden Stimmen auch auf den Grund gehen. Allerdings sollte man mich nicht zu früh entdecken.

Aus diesem Grunde versuchte ich, die nächsten Absätze noch leiser zu überwinden.

Nur mit den Zehenspitzen trat ich auf und erreichte bereits nach sieben Stufen eine Plattform innerhalb des Turms, die noch vollständig erhalten war.

Links von ihr, wo sich früher einmal eine Tür befunden hatte, existierte jetzt nur noch ein offener Durchgang, ein wie aus der Mauer herausgebrochenes Loch.

Waren die Stimmen von dort aufgeklungen?

Im Moment hörte ich nichts. Mir kam es vor wie die berühmte Ruhe vor dem Sturm. Ich war auf der Hut, denn ich wollte mich nicht überraschen lassen, deshalb verzichtete ich auch bei meinen weiteren Schritten auf die Lampe. Ich hätte ein zu gutes Ziel abgegeben.

»Da kommt jemand!«

Deutlich hatte ich die Worte verstanden, auch wenn sie mehr zischend ausgesprochen waren.

»Willst du ihn packen?«

»Mal sehen.«

»Sei aber vorsichtig ...«

Ich zuckte zusammen. Bisher hatte ich mich auf die Stimmen konzentriert, und zwar nur auf die Sätze. Nun aber stellte ich fest, daß es zwei Frauen waren, die da miteinander sprachen.

Frauen, die man auch als Hexen bezeichnen konnte.

Wikka und Jane!

Sie hier im Schloß, ich ebenfalls, das konnte nicht gut gehen. Da konnte eine große Auseinandersetzung nicht aus-

bleiben. Sie hatten mich gehört, allerdings glaubte ich nicht, daß sie wußten, wer sich ihnen da näherte.

»Jane, verdammt, ich spüre seine Ausstrahlung. Das Gefühl hat mir der Hexenstein nicht nehmen können. Da ist jemand, den wir kennen. John Sinclair!«

Die sehr sensitiv veranlagte Wikka hatte mich also jetzt erkannt und es ihrer Schülerin mitgeteilt.

Mit deren Beherrschung war es vorbei. Ich hörte Jane fluchen, als wäre sie bei einem Seemann in die Lehre gegangen.

Noch konnte ich die beiden nicht sehen und wechselte sicherheitshalber meine Stellung. Ich huschte zur Seite, war dabei etwas zu eifrig und stieß gegen einen im Weg liegenden Stein. Der rollte zur Seite.

Verdammst, jetzt wußten die beiden, wo ich mich befand. Ich ging in die Hocke und machte mich klein. Mein Kreuz hielt ich griffbereit, denn davor, das wußte ich sehr genau, hatten Wikka und Jane Angst.

Das Kreuz konnte sie vernichten, wenn sie in seine unmittelbare Nähe gerieten.

Ich dachte darüber nach, ob ich es aktivieren sollte. Wenn ich die Formel rief, wurde das Kreuz zu einem Banner, wobei ich damit rechnen konnte, daß es auch den Hexen die Kraft nahm. Allerdings dachte ich wieder an Jane.

Sie stand auf der gegnerischen Seite, war eine Feindin, dennoch brachte ich es nicht fertig, sie zu vernichten. Ich zögerte einfach davor, sie direkt anzugehen. Einen Grund dafür gab es natürlich. Ich hatte lange Zeit mit ihr sehr eng zusammengearbeitet, wir waren gute Freunde gewesen und hatten manch intime Stunde miteinander verbracht. So etwas verband, da gab es Erinnerungen, die man nicht einfach beiseite schieben konnte.

Schleichende Schritte entfernten sich von mir.

»Später!« hörte ich das verwehende Flüstern der Wikka.

»Später, das andere ist wichtiger ...«

Dann wurde es still.

Ich hörte weder etwas von Wikka noch von Jane Collins.
Sie ließen mich allein in der Ruine zurück.

Was war denn wichtiger?

Ich konnte nur raten und dachte daran, daß es eigentlich
nur eine Lösung gab.

Der Hexenwürger!

Wahrscheinlich trieb er sich in der Nähe herum. Vielleicht
in der Ruine. Rechnen mußte man mit allem.

Ich drückte mich in die Höhe und schaltete meine Lampe
an, wobei ich den rechten Arm seitlich von meinem Körper
abgestreckt hielt, so daß ich kein direktes Ziel bot.

Der Strahl stach in einen zerstörten Raum hinein, der mit
Schutt übersät war und eine Decke hatte, von der sich nur
noch etwa die Hälfte dort befand, wo sie hingehörte. Alles
andere lag auf dem Boden, war herausgebrochen worden.
Ich schritt vor, stieg über den Schutt, merkte den kühlen
Wind, der durch die Decke fuhr, Staub hochwirbelte, und
ich sah die Spuren auf dem Boden.

Sie leuchtete ihn an.

Das waren deutliche Abdrücke, die von Frauenschuhen
stammten. Sehr genau stachen sie ab. Der übrige Staub hatte
sie noch nicht wieder zudecken können.

Ich verfolgte die Spuren, gelangte an eine Wand, entdeckte
dort das große Loch und schaute hindurch.

Diesmal traf mich der Wind voll, denn ich konnte von dieser Stelle aus direkt ins Freie schauen. Mein Blick flog nach unten und weit über das Moor hinweg, das einen unheimlichen Eindruck auf mich machte. Durch die über der schwarzen Fläche tanzenden Irrlichter wirkte es geisterhaft und gefährlich, und wenn der Wind das brakige Wasser der tückischen Tümpel bewegte, huschte hin und wieder ein Lichtreflex über die Wellenkämme.

Von Wikka und Jane entdeckte ich nichts. Sie konnten dank ihrer Hexenkunst auch einen Turm in dieser Höhe verlassen, ohne daß ihnen etwas passierte.

Ich zog mich wieder zurück. Noch immer hatte ich den Raum nicht besichtigt, in dem das seltsame Licht flackerte. Das wollte ich so rasch wie möglich nachholen. Da die anderen sowieso von meinem Eindringen erfahren hatten, brauchte ich nicht darauf zu achten, besonders leise zu sein, und konnte mich so normal bewegen, wie es meine Umwelt zuließ.

Bei einem Blick aus dem Fenster war mir aufgefallen, daß ich mich bereits ziemlich hoch befand. Fast schon so weit, wie die Spitzen der anderen Türme reichten.

Lange war ich nicht mehr unterwegs, dann hatte ich das Turmzimmer erreicht, in dem das Licht leuchtete.

Elektrisches Licht konnte es nicht sein, das war mir klar. Ich hatte mit Kerzenschein oder ähnlichem gerechnet und peilte zunächst einmal vorsichtig um die Ecke der Türöffnung. Das Kreuz hatte ich jetzt außen vor meine Brust gehängt, die Beretta steckte griffbereit in der Halfter.

Ich sah, daß der Raum leer war. Und völlig ausgebrannt. Es gab auch keine Überreste des Feuers mehr, keine Asche, keine verkohlten Holzteile. Die Zeit hatte alles vermodern und verrotten lassen. Nur die innen geschwärzten Mauern erinnerten noch an den Brand.

Natürlich fiel mein Blick auch auf die Lichtquelle. Es war weder eine Kerze noch ein anderer brennender Gegenstand, sondern - und das überraschte mich wirklich - ein Stein!

Jawohl, ein seltsamer Stein, der eine ovale Form zeigte und auch relativ dick war, wobei er etwa die Größe einer Hand aufwies. Er lag in einer flachen Schale, die den Abschluß eines Ständers bildete. Der wiederum ragte vom Boden hoch.

Der Hexenstein!

Eine andere Möglichkeit gab es für mich einfach nicht. Ich hatte ihn gefunden.

Tief atmete ich durch. Von ihm also ging die rätselhafte Magie aus, die uns so große Sorgen bereitet hatte.

Vorsichtig schritt ich näher.

Der Hexenstein war etwas Besonderes. Er leuchtete rot-gelb, wie ein Feuer. Ich sah allerdings auch die seltsamen Entschlüsse innerhalb des Gefüges. Sie hatten andere Farben. Grün und bläulich, manchmal auch türkis.

Ich konnte mir noch kein klares Bild über den Stein machen, fühlte auch nichts, anders jedoch mein Kreuz.

Das Kreuz verlor seine silberne Farbe. Dafür bildete sich ein giftgrüner Schimmer, umzitterte die Konturen, und ich bekam das Gefühl, als wäre das Kreuz auf einmal wertlos geworden.

Mir rann eine Gänsehaut über den Rücken. Die Überraschung war wirklich gelungen, und mir wurde klar, daß in dem Hexenstein eine ungeheure Macht stecken mußte.

Beweis dafür war die Zeitverschiebung, dieses Vermischen von Gegenwart und Vergangenheit. So etwas war kaum begreiflich.

Tief atmete ich aus. Gegen Dämonen und Wesen ähnlicher Art würde er sicherlich ankämpfen, aber ich war kein Dämon, deshalb wollte ich versuchen, ihn an mich zu nehmen.

Ich tastete mich Schritt für Schritt vor. Unter meinen Füßen knirschte der Staub. Je mehr ich mich dem Stein näherte, um so intensiver leuchtete mein Kreuz.

Die beiden Magien standen sich nicht feindlich gegenüber. Die eine beeinflußte die andere nur stärker.

Noch einen Schritt befand ich mich von meinem Ziel entfernt, streckte bereits den Arm aus, um den Stein an mich zu nehmen, als ich hinter mir eine scharfe, flüsternde Stimme vernahm.

»Laß ihn liegen!«

Es war eine Kinderstimme, deren Schreien da über die Straße gehallt war. Suko hatte sich nicht getäuscht. In diesen Momenten konnten ihm sämtliche Hexen in Blackmoor

gestohlen bleiben. Für ihn ging es darum, das Kind zu retten, das sicherlich in die Klauen der Bestien geraten war. Und die würden keine Gnade kennen.

Die Hexen hielten jedes Haus im Ort besetzt. Suko mußte raten, wo der Schrei aufgeklungen war. Jedenfalls auf der gegenüberliegenden Seite der Straße, wo nur hinter wenigen Hausfenstern Licht brannte. Die meisten Gebäude lagen im Dunkeln.

»Neiinnn! Ich will nicht! Laßt mich los!«

Suko stoppte mitten im Lauf, als er den erneuten Hilfeschrei des Kindes vernahm.

Jetzt war er sicherer geworden. Scharf wandte er sich nach rechts. In den ersten beiden Häusern genau vor ihm mußte sich das Drama abspielen. Bei einem Haus stand die Eingangstür offen. Da Suko den Schrei sehr deutlich gehört hatte, nahm er an, daß es das Haus war, in das er hinein mußte.

Mit einem gewaltigen Fußtritt stieß er die Tür ganz auf. Sie flog gegen die Wand, wieder zurück, aber da war Suko bereits in den kleinen Flur gehuscht und schaute sich um.

Es war ein älteres Gebäude. Unten befand sich nur die große Küche, wie er mit einem sicheren Blick feststellen konnte. Das Weinen aber erklang auf der ersten Etage. Der Inspektor jagte die Stufen der engen Treppe hoch. Seine Sohlen hinterließen bei jedem Schritt dumpfe Geräusche auf dem Bohlenholz. Da vernahm er eine schrille Stimme.

»Hexenkind, Hexenkind! Wir werden dich zu einem Hexenkind machen!« schrillte die Stimme.

Suko wirbelte herum, sprang in einen schmalen, schrägen Raum hinein und sagte: »Das glaube ich wohl kaum!« Zwei alte, widerliche Hexenweiber fuhren herum. Sie hatten neben einem Bett gestanden, auf dem ein etwa fünfjähriges Mädchen mit verweinten Augen und wachs-

bleichem Gesicht lag. Die Arme hielt es ausgestreckt. Es war eine hilflose Geste, die Suko rührte.

Gleichzeitig wuchs sein Zorn auf die dämonischen Weiber.
»Weg da!« peitschte seine Stimme.

Sie kümmerten sich nicht darum. Kichernd näherten sie sich dem Inspektor von zwei Seiten. »Du kommst auch dran!« flüsterte die rechte. »Wir werden dich ebenfalls verhexen, du wirst keine Chance haben, Fremder. Überhaupt keine ...«

Suko feuerte.

»Uaahhh ...!« So hörte sich der überraschte Todesschrei der Hexe an, als die Kugel sie tötete. Aus dem Körper wurde eine grüne Wolke, die sich stinkend ausbreitete.

Die zweite Hexe begriff nun, daß ihr hier jemand gegenüberstand, dem sie nicht das Wasser reichen konnte.

Deshalb wollte sie sich an Suko vorbeidrücken und aus dem Zimmer fliehen.

Der Chinese ließ sie bis auf seine Höhe kommen. Dann schlug er mit der Peitsche zu.

Drei Riemen trafen.

Die Hexe erhielt einen Schlag, der sie nicht nur durchschüttelte, sondern auch aus dem Zimmer in den Flur hineinschleuderte, wo sie zusammenbrach und sich um die eigene Achse rollte.

Schon jetzt befand sie sich in der Auflösung. Ihr Heulen verstummte schnell, und Suko kümmerte sich nicht weiter um sie, sondern um das kleine Mädchen.

Es hatte braunes Haar. Große Augen schauten den Chinesen ängstlich an.

Neben dem Bett kniete Suko nieder. »Du brauchst keine Angst zu haben, Kleine, ich bin jetzt bei dir.«

»Ich habe aber Angst.«

Mit dem angewinkelten Zeigefinger wischte ihr Suko die Tränentropfen von der Wange. »Nein, mein Schatz. Dir tut jetzt niemand mehr etwas.«

»Woher kommst du?« fragte sie. »Du gehörst nicht ins Dorf.«

»Nein, ich bin von weit her gekommen.«

»Aber du siehst so komisch aus.«

»Das kommt dir nur so vor.«

»Deine Augen sind anders.«

Da lachte Suko. »Klar, mein Schatz. Nicht jeder kann so schöne Augen haben wie du. Wie heißt du eigentlich?«

»Susan.«

»Und wo sind deine Eltern?«

»Tot.«

Suko schluckte. »Wohnst du allein hier?«

»Bei meinen Großeltern.«

Er zog Susan hoch und fragte: »Kannst du laufen?«

»Klar. Ich bin schon groß.«

»Oh, entschuldige.«

Susan trug ein blaues Kleid, Söckchen und Schuhe. Sie legte den Kopf in den Nacken und schaute Suko ins Gesicht.

»Wie heißt du eigentlich, Mister?«

»Nenne mich Suko.«

»Das ist aber ein komischer Name.«

Suko nahm die Hand der Kleinen. »Wieso? Gefällt er dir nicht?«

Susan nickte eifrig. »Das schon, klar, aber ich habe ihn noch nie vorher gehört. Nennt man bei euch zu Hause die Jungen so?«

»Manchmal.«

Inzwischen hatten Suko und Susan das Zimmer verlassen, befanden sich im Flur und standen am Rand der Treppe.

Während Suko noch lauschte, schaute das Kind auf die Überreste der Hexe.

Ein paar Kleidungsstücke lagen auf den Bohlen, mehr nicht ...

Suko drückte den Kopf des Mädchens herum, so daß es nach vorn und nicht zurückschaute. »Komm jetzt, Susan, wir wollen nach draußen gehen!«

Sie nickte. »Sind noch mehr von diesen Hexen da?«

»Leider.«

»Hast du keine Angst?«

Suko lächelte. »Ich habe Angst.«

»Toll, daß du so etwas sagst.«

Sie schritten gemeinsam die Stufen hinab, und Suko fühlte Susans kleine Hand in der seinen.

Wenig später standen sie auf der Straße. Schon im Haus hatte der Inspektor das Schreien der Hexen vernommen. Sie waren wie wild, reagierten wie aufgedreht, heulten, jaulten und flogen durch die Luft, eingehüllt in kometenartige Streifen.

Suko drückte Susan gegen die Hauswand, als zwei kreischende Furien in Kopfhöhe über die Straße huschten und schließlich auf einem Hausdach zur Ruhe kamen.

Etwas hatte sie aufgeschreckt. Allerdings wußte der Chinese nicht, was es gewesen war. Dabei brauchte er nicht lange zu raten, denn als er einen Blick nach rechts warf, sah er die Bewohner von Blackmoor.

In einer langen Reihe schritten sie die Straße hinunter.

Manche gingen zu dritt nebeneinander, andere wiederum zu zweit, und die meisten Männer waren bewaffnet. Sie ließen Frau und Kinder in der Mitte gehen, wobei sie diese mit den Gewehren oder Schlagwaffen zu schützen versuchten. Ob sie damit allerdings gegen die Hexen etwas ausrichten konnten, war mehr als fraglich. Suko konnte es nicht glauben.

»Da sind auch meine Großeltern bei«, sagte Susan mit leiser Stimme und löste ihre Hand. Sie rannte weg. Der Inspektor hatte sie rasch wieder eingeholt und hielt sie fest.

»Ich will aber ...«

»Klar, Susan, aber wir gehen gemeinsam hin«, beruhigte der Chinese sie.

Auch sie waren entdeckt worden. Zwei Männer an der Spitze lösten sich von den anderen und rannten auf Suko

und das Mädchen zu. Die beiden waren mit Gewehren bewaffnet. Suko erkannte den rothaarigen Rodney wieder, dessen Gesicht einen verzerrten Ausdruck angenommen hatte.

»Wenn du das Kind nicht losläßt, pumpe ich dir den Balg mit Blei voll!« Er war stehengeblieben und zielte auf den Inspektor.

Suko hob einen Arm. »Augenblick«, sagte er. »Ich will das Kind nicht entführen, ich ...«

»Er hat mich gerettet, Rod!«

Der Rothaarige zuckte zusammen. Sein Blick wurde unsicher, und er wußte nicht, was er erwidern sollte.

Suko nickte. »Es stimmt tatsächlich, was Susan gesagt hat. Zwei Hexen konnte ich erledigen ...«

»Susan!« Ein Schrei gellte plötzlich über die Straße. »Mein Gott, Susan!«

Der Inspektor hob den Blick. Ein älterer Mann lief auf sie zu und winkte mit beiden Armen.

»Großvater!« schrie das Mädchen. Jetzt war es nicht mehr zu halten und warf sich in die Arme des Mannes.

»Hat er dir nichts getan?« fragte der Alte und streichelte ihr Haar. »Hat er dir nichts getan?«

»Nein, Großvater, er ...«

Suko schüttelte den Kopf, bevor er an Rodney gewandt sagte: »Wann begreifen Sie endlich, daß mein Freund und ich auf Ihrer Seite stehen und wir nur hier sind, um die Hexen zu vernichten? Geht das in Ihren Schädel nicht rein?«
»Halt dein Maul, Mensch!«

Jetzt traten auch die anderen näher. Suko sah sich von mehreren Gewehrmündungen bedroht, kümmerte sich allerdings nicht darum. Die Hexen waren für ihn wichtiger. Sie beobachteten nur. Hinter den Fenstern hockten die Gestalten und schauten aus gierigen Augen auf die Menschen. Auch von den Dächern blickten sie herab.

Die Falle war so aufgebaut, daß ihr kein Mensch mehr ent-

rinnen konnte. Selbst am Ende der Straße standen die Hexen und hielten Wache.

Die würden keinen mehr rauslassen.

Für Suko war jetzt wichtig, daß er mit den Dorfbewohnern gemeinsam arbeitete. Sie mußten sich zusammentun und durften nicht gegeneinander kämpfen.

Der Inspektor hoffte, daß diese Dickschädel die alten Vorurteile endlich über Bord werfen würden.

Auf den Hexenwürger Mason Cordtland konnten sie sich nicht verlassen. Der hatte sich bisher nicht blicken lassen, befand sich wahrscheinlich noch in der Ruine und war dort mit John Sinclair zusammengetroffen.

Die kleine Susan hatte schnell geredet. Ihre Stimme war laut gewesen, und fast alle hatten die Worte vernommen. Suko bemerkte, wie sich die angespannten Gesichter allmählich entzerrten.

Die Bewohner von Blackmoor hatten sich wieder beruhigt.

Auch Rodney, der Hitzkopf, senkte den Waffenlauf.

»Das wurde auch Zeit«, sagte Suko. Ohne auf den Rothaarigen weiter zu achten, begab er sich zu den anderen und baute sich neben Susan und ihrem Großvater auf.

»Darf ich jetzt einmal für wenige Minuten um Gehör bitten?« fragte er laut und deutlich.

Die Stimmen verstummten. Suko sah die erwartungsvollen Blicke der Menschen auf sich gerichtet, holte noch einmal tief Luft und begann mit seinem Bericht. Er erzählte von dem, was er bisher erfahren hatte. Er machte den Menschen klar, daß alle zusammen in einer verdammten Falle steckten und daß ihnen auch der Hexenwürger nicht mehr helfen konnte. Jetzt nicht mehr.

»Aber was sollen wir denn machen?« schrie eine Frau mit verzweifelter Stimme.

»Vor allen Dingen nicht in Panik geraten«, sagte Suko ruhig.

»Das sind wir schon.«

»Wir hätten die Kreuze nicht wegwerfen sollen«, sagte ein anderer und erntete ein bestätigendes Nicken.

»Es ist nicht zu ändern«, sagte Suko. »Auch auf der Kirche befindet sich kein Kreuz mehr. Die Hexen haben es abgerissen. Aber«, so fuhr er fort, »die Kirche ist noch immer der sicherste Platz, an dem wir uns aufhalten können, meine ich.«

»Ja, das stimmt.«

Alle anderen nickten ebenfalls.

»Gibt es dort noch geweihte Dinge?« wollte Suko wissen.

»Das müßte es ...«

Der Inspektor wunderte sich und schaute in die Runde.

»Ist denn kein Pfarrer hier?«

»Nein, der befindet sich bei Verwandten.«

Suko lachte auf, als er die Antwort vernahm. »Die Hexen haben sich den Zeitpunkt sehr gut ausgesucht, wirklich.«

»Wir kommen trotzdem rein!« sagte Rodney.

»Sicher.«

»Aber weshalb greifen die verfluchten Hexen nicht an?« rief ein älterer Mann und schaute Suko so scharf ins Gesicht, als wollte er ihm schon vorher die Antwort von den Lippen ablesen.

»Weil sie noch auf ihre Anführerin warten. Das ist Wikka, die Oberhexe. Wenn die erst im Dorf ist, gibt es keinen Pardon mehr. Niemand weiß, wann sie kommt, deshalb müssen wir uns beeilen, damit wir vor ihrem Erscheinen in der Kirche sind.«

Das sah jeder ein. Suko erntete keinen Widerspruch, und Rodney übernahm die Führung.

Suko hatte gesehen, wie das Kreuz von der Kirche gerissen worden war. Er wußte ungefähr, wo das Gotteshaus lag, und sie gingen jetzt den kürzesten Weg. Die Menschen stampften durch Gärten und kletterten über Zäune, denn sie wollten so rasch wie möglich den Schlupfwinkel erreichen. Die Hexen begleiteten sie.

Diese dämonischen Furien blieben stets an ihrer Seite. Außerdem hockten sie auch nahe der Kirche. Zwei saßen in den Astgabeln eines Baumes und lachten schrill, während grüner Qualm aus ihren offenen Mäulern drang. Suko hatte seine Blicke überall. Er schritt an der Spitze, schaute nach vorn, nach links und rechts. Er sah jede Hexe und auch die beiden im Geäst der alten Ulme.

Bisher war alles glatt verlaufen. Die Menschen hatten sich gut unter Kontrolle, dennoch wunderte sich Suko, daß es noch keine Zwischenfälle gegeben hatte. Er konnte an den Gesichtern und Haltungen der Dorfbewohner erkennen, wie sehr sie unter Druck standen, und irgendwie mußte sich dieser Streß einmal Luft verschaffen.

Bei Rodney fing es an.

Daß er stehengeblieben war, bemerkte Suko erst, als er an ihm vorbeigelaufen war. Der Chinese hatte sofort eine böse Ahnung, drehte sich um und sah noch, wie der Rothaarige sein Gewehr hochriß und auf die Hexen in der Ulme zielte. »Verdammtes Pack!« brüllte Rodney. In seine laute Stimme hinein krachte der Schuß.

Daß Rodney nicht nur schießen, sondern auch treffen konnte, sahen Suko und die anderen im nächsten Moment. Das Geschoß traf die Hexe in die Brust. Die Wucht des Treffers trieb sie aus dem Geäst des Baumes, und sie fiel nach unten, wo sie dumpf zu Boden klatschte.

»So ergeht es euch allen. So ...« Rodney verstummte, denn die Hexe stand auf.

»Du Narr!« schrie sie. »Du ...«

Da feuerte Suko.

Er traf sie sicher. Ein stinkender Qualmschwaden war alles, was von ihr übrigblieb. Doch die eigentliche Gefahr drohte von der zweiten, noch auf dem Baum sitzenden Hexe.

Die griff Rodney an.

Sie schrie eine Zauberformel, die niemand verstand, doch

Rodney bekam das Grauen zu spüren. Einen winzigen Moment später puffte etwas vor seinem Gesicht auf, und er spürte die Zähne und Krallen einer Ratte, die sich bei ihm festgebissen hatte.

Rodney schrie wie ein Wahnsinniger und taumelte zurück. Das Gewehr ließ er fallen und versuchte mit beiden Händen, die Ratte von seinem Gesicht zu reißen.

Es gelang ihm nicht.

In seinem Schrei ging das Klatschen der Dämonenpeitsche unter. Suko hatte zugeschlagen. Er war dabei in die Höhe gesprungen, und die Riemen der Peitsche klatschten gegen die Beine der auf dem Baum hockenden Hexe.

Schreiend und mit ausgebreiteten Armen fiel sie nach unten. Vor Sukos Füßen blieb sie liegen und starb einen qualvollen Dämonentod.

Sofort kreiselte der Inspektor herum, um nach dem rothaarigen Mann zu sehen.

Er lag am Boden. Die Ratte gab es nicht mehr. Sie hatte sich ebenfalls aufgelöst.

Suko kniete neben Rodney nieder, während die anderen einen Kreis um die beiden bildeten.

Den Mann hatte es schwer erwischt. Er blutete stark und stöhnte vor Schmerzen.

»Reißen Sie sich zusammen!« fuhr Suko ihn an. »Sie haben Mist gebaut und müssen dafür büßen.« Er drehte den Kopf. »Trägt einer zufällig einen Verbandskasten bei sich?« Kopfschütteln.

»Vielleicht ist einer in der Sakristei der Kirche«, sagte Rodneys Vater mit zitternder Stimme.

»Gut, sehen wir nach.« Suko wies zwei kräftige Männer an, den Verletzten in das Gotteshaus zu tragen.

Wenig später entdeckten sie das Kreuz, das vom Dach der Kirche gerissen worden war. Es war auf dem weichen Boden gelandet und tief eingesackt. Dabei stand es schräg.

Einer hatte das große Portal schon geöffnet. Nacheinander

drängten die Menschen schutzsuchend in das Gotteshaus. Suko blieb noch stehen. Er wartete ab, bis alle drinnen waren.

In seinem Gesicht regte sich kein Muskel. Sein besorgter Blick jedoch sprach Bände ...

Ich hatte die Stimme noch nie gehört, war allerdings sicher, den Hexenwürger in meinem Rücken zu haben.

Kein gutes Gefühl, obwohl es in meiner Hand zuckte und ich den Stein liebend gern an mich genommen hätte.

Nein, es war besser, wenn ich gehorchte, obwohl es mir verdammt schwerfiel, doch ich wußte nicht, welche Tricks der hinter mir Stehende noch in der Hinterhand hielt.

Langsam, sehr langsam drehte ich mich. Ich wollte ihm zeigen, daß ich keinen Grund sah, ihn anzugreifen.

Dann starrten wir uns an.

Der Stein gab genügend Licht ab, so daß wir uns gegenseitig mustern konnten.

Ich hatte ihn schon einmal gesehen, er mich sicherlich nicht. Er sah genauso aus wie auf dem seltsamen Film, den Dr. Barrows mir vorgeführt hatte.

»Mason Cordtland, der Hexenwürger?« fragte ich trotzdem.

»Sehr richtig.«

»Ich bin John Sinclair.«

»Kenne ich nicht.«

»Ich lebe in dieser Zeit. Man nennt mich den Geisterjäger.

Ich jage Dämonen. Unter anderem auch Hexen.«

Er hörte meine Worte und schwieg zunächst, so daß ich Zeit und Muße hatte, ihn zu betrachten.

Er trug die gleiche Kleidung wie auf dem Film. Einen langen Mantel mit Schulterüberwurf. Sein Haar war fahlblond, das Gesicht sehr hart und hölzern geschnitten und er hielt eine Waffe in der Hand, die Sukos Peitsche ähnelte.

Auch sie hatte einen relativ kurzen Griff und die drei geflochtenen Schnüre, die daran befestigt waren, schimmerten silberfarben.

Für mich eigentlich ein Beweis, daß ich es nicht mit einem Schwarzblüter zu tun hatte.

»Du jagst Hexen?« fragte er mich und verzog die Mundwinkel. »Ich würde ich dir nicht raten, denn es ist meine Sache. Ich bin der Hexenwürger und werde sie vernichten.«

»Weshalb hast du das nicht in der Vergangenheit getan?«

»Da war ich nicht stark genug.«

»Heute denn?«

»Ja, ich habe lange genug im Moor gelegen und Kräfte sammeln können. Denn ich wartete darauf, daß der Stein wieder erscheint und die Menschen in meinem Sinne beeinflußt. Das hat er getan, denn sie haben mich aus dem Sumpf geholt.«

Seine Angaben stimmten. Daran gab es nichts zu rütteln.

»Welche Bewandtnis hat es mit dem Stein?« wollte ich wissen. »Woher stammt er, wo ist seine Heimat?«

Da streckte der Hexenwürger seinen freien Arm aus. »Er ist geheimnisvoll und alt.«

»Das kann ich mir denken. Stammt er vielleicht aus dem Lande Aibon?«

Genau mit dieser Frage hatte ich ins Schwarze getroffen. Das hölzern wirkende Gesicht des Hexenwürgers zeigte so etwas wie Regung. »Du kennst das Land?«

»Ja, ich habe davon gehört.«

Der Hexenwürger nickte. »Aber hier ist nicht Aibon«, sagte er, »und der Stein ist trotzdem da.«

»Du wirst ihn geholt haben.«

»Nein, das habe ich nicht. Ein anderer hat ihn für mich besorgt, denn ich gab ihm den Auftrag.«

»War es Bing Cordtland?«

»Ja, er war es.«

»Ich hatte es mir schon gedacht. Du hast Bing Cordtland beeinflußt. Und der Stein verschiebt die Zeiten. Ist es nicht so?«

»Richtig, Geisterjäger.«

»Macht er dich denn unbesiegbar?«

Der Hexenwürger schaute zuerst mich an und blickte danach auf seine Peitsche. »Ich hoffe es zumindest. Wenn ich ihn habe, kann ich dort anfangen, wo ich vor langer Zeit aufgehört habe. Als das Schloß brannte, mußte ich fliehen. Der Sumpf hat mich verschluckt, das Schloß brannte aus, und die Menschen, die in ihm wohnten, flohen ebenfalls ins Moor. Aber auch viele Hexen. Einige von ihnen haben sich nicht mehr rechtzeitig genug verwandeln können. Sie flohen in ihrer menschlichen Gestalt. Der Sumpf fraß sie ebenso wie mich, aber ich weiß, daß sie nicht tot sind. Sie werden zurückkehren, denn die Moorleichen der lebenden Hexen gieren nach Rache. Und sie tun sich mit denen zusammen, die im Dorf bereits warten, so daß sie eine unschlagbare Armee bilden.«

»Muß ich damit rechnen, daß sie aus dem Moor steigen und als lebende Tote umherspuken?«

»Ja, das mußt du, Geisterjäger!«

»Wann?«

»Vielleicht schon in dieser Nacht. Alle Zeichen deuten darauf hin. Aber dies wird auch die Nacht der Rache und der Vergeltung. Meine Rache. Ich räume fürchterlich unter den Hexen auf, darauf kannst du dich verlassen. Nicht umsonst habe ich so lange warten müssen.«

»Traust du dir zu, es mit allen Hexen aufzunehmen?« erkundigte ich mich spöttisch.

»Wäre ich sonst zurückgekommen?«

»Sicher, aber da ist noch jemand, der dir gefährlich werden könnte. Eine sehr starke Hexe. Sie ist die Königin, und sie hört auf den Namen Wikka. Du wirst sie kennen, denn als der Stein die Zeiten durcheinanderbrachte, erlebte ich mit,

wie das Schloß brannte. Da habe ich dich sowie Wikka in der Vergangenheit gesehen. Ich sah euch aus dem Schloß in das Moor flüchten. Wikka lauerte nur darauf, dir den Garaus zu machen. Sie will dich ebenso vernichten wie du sie. Ich weiß nicht, wer in diesem Kampf Sieger bleiben wird.«

Der Hexenwürger lachte. »Ich natürlich. Meiner Peitsche entgeht niemand. Zudem werde ich den Stein an mich nehmen, und auch er wird für die Vernichtung von Wikka und ihren Helfershelfern sorgen.«

Trotz seiner großen Worte zweifelte ich an ihm. Er war ein Hexenjäger, jemand, der in der Vergangenheit gnadenlos Menschen getötet hatte. Es hatte ihn nicht gekümmert, ob sie schuldig oder unschuldig waren. Sobald eine Frau oder ein Mädchen denunziert wurden, hatte er sich der Person >angenommen<.

Und mir fiel noch etwas ein. Ich dachte an die Bewohner aus Blackmoor. Sie waren zum Sumpf gegangen und hatten den Hexenwürger aus dem zähen Schlamm geholt. Doch er hatte ihnen befohlen, die christlichen Symbole in den Sumpf zu werfen.

Er konnte also nicht auf meiner Seite stehen, wenigstens nicht so, wie ich es gern gewollt hätte.

»Wikka wartet schon auf dich«, fuhr ich fort. »Sie befand sich hier im Schloß, ich habe sie gesehen, und sie ist nicht ohne Verstärkung gekommen. Ihre beste Schülerin befindet sich bei ihr - Jane Collins. Du wirst auch gegen sie kämpfen müssen.«

»Ich fürchte mich vor keiner Hexe!« Er trat noch einen Schritt näher. »Und jetzt will ich den Stein.«

Sollte ich ihm den Hexenstein überlassen? Ich wußte es noch immer nicht.

»Geh weg!« zischte er.

Blitzschnell entschloß ich mich. »Nein!« sagte ich mit harter Stimme. »Ich werde den Stein an mich nehmen!« Sein Gesicht verzog sich ungläubig, dann breitete sich

etwas wie ein Lächeln auf seinen Lippen aus. »Das hast du doch nicht im Ernst gemeint?«

»Sicher ist es mir ernst.«

»Dann werden wir um den Stein kämpfen, und ich werde dich töten!« erwiderte er ...

Das Moor lag still. Nichts regte sich. Doch die Ruhe und Stille waren trügerisch. Die Schwärze der Fläche verbarg die unheimlichen Dinge, die noch tief in ihr ruhten.

Wäre die Oberfläche zu Glas geworden und hätte man hindurchschauen können, wäre dem Betrachter das Grauen gekommen. Denn tief im Sumpf lauerte nicht nur etwas, da bewegte sich auch was.

Es waren die Hexen, die vor langer Zeit, als das Schloß in Flammen stand, in den Sumpf geflüchtet und von ihm gefressen worden waren.

Auf der Lauer hatten sie gelegen und gewartet, bis die Zeit reif war. Nun brach ihre Stunde an.

Die Moorgräber öffneten sich ...

Irgendwann hatte sie ihr gewohntes Leben einfach satt. Sie wollte aussteigen und dem verdammten Alltag entfliehen. Keinen Streß mehr im Büro, keinen Ärger, keine Hetze, keine neidischen Kolleginnen, die sie trotzdem mit falscher Freundlichkeit überhäuften, und nicht mehr das ewige Lächeln auf dem Gesicht, das eben zu einer Chefsekretärin gehörte, ob es ihr nun schlecht ging oder nicht.

Lydia Barrows machte Schluß.

Knall auf Fall sprach sie die Kündigung aus. Damit üerraschte sie alle in der Firma. Man versuchte mit Enges geduld, sie zu überreden, doch Lydia hatte die Nase voll. Sie wollte einfach nicht mehr. Vielleicht später mal, aber in den folgenden zwei Jahren würde sie eine Aussteigerin sein.

Irgendwie imponierte es ihr, wie ihr Onkel, der bekannte Wissenschaftler, es geschafft hatte, seinen Uni-Schreibtisch zu umgehen. Er konzentrierte sich nur noch auf die Natur, fuhr wochenlang in die Einsamkeit und führte dort seine Beobachtungen durch.

Ihm wollte sich Lydia anschließen.

Seit dem Tod ihrer Eltern hatte sie eigentlich nur mit dem Onkel Verbindung gehabt. Es war der einzige Verwandte, der ihr überhaupt nahestand, und die beiden kamen auch prächtig miteinander aus, obwohl sie sich so wenig sahen. Lydia interessierte sich für die Arbeit ihres Onkels. Sie schrieben sich lange Briefe. Vor allen Dingen Dr. Barrows berichtete von seinen großen Erfolgen und auch langwierigen Beobachtungen in den englischen Moor- und Sumpfgegenden.

Aus diesem Grunde war Lydia immer darüber informiert, wo sich der Ornithologe aufhielt.

Sie hatte in ihren Briefen die Absicht einer Kündigung des öfteren anklingen lassen, und Dr. Barrows hatte ihr daraufhin auch oft genug geraten, die Brocken hinzuschmeißen und ein Aussteigerleben zu führen.

Gerade dieser Rat hatte dazu beigetragen, daß Lydia in ihrem Entschluß gefestigt wurde. Allerdings hatte sie ihrem Onkel nicht Bescheid gegeben, als es wirklich soweit war. Sie wollte ihn überraschen.

Aus dem letzten Brief wußte sie, daß Dr. Barrows sich die nächsten Wochen in Mittelengland aufhalten wollte. Dort war das Blackmoor, eine unheimliche Gegend, aber ein Paradies für Vögel. Und manche von ihnen waren sehr selten und in anderen Gegenden längst ausgestorben. Dafür hatte der Mensch mit seiner Umweltverschmutzung gesorgt.

Ihr Onkel würde sicherlich nichts dagegen haben, wenn sie ein paar Tage bei ihm blieb und ihn unterstützte. Er hatte sich immer gefreut, wenn er seine Nichte sah, und er würde

sich auch freuen, wenn sie so plötzlich vor ihm stand, das war sicher.

Deshalb hatte sie ihm auch keinen Bescheid gegeben und war einfach losgefahren.

Ihren Austin Allegro hatte sie verkauft und sich einen Geländewagen zugelegt. Es war ein Daihatsu Wildcat, ein kleiner Japaner, mit Planenverdeck. Als Sonderanfertigung waren zwei feste Türen eingebaut worden, diesen Aufschlag hatte sie gern bezahlt. Und sie kam auch sehr gut mit dem Wagen zurecht

Auf den Straßen waren ihr die normalen Fahrzeuge natürlich überlegen, aber in der Sumpf- und Moorgegend würde der Wildcat seine Qualitäten schon beweisen.

Sie lebte nicht in London, sondern in Manchester, und hatte von dieser Stadt aus keinen sehr weiten Weg, um ihr Ziel zu erreichen.

Sehr oft zuckte ein Lächeln um ihre Mundwinkel, wenn sie daran dachte, wie ihr Onkel wohl staunen würde.

Bestimmt bekam er seinen Mund nicht mehr zu, denn wer fuhr schon freiwillig in eine Sumpfgegend, in der es keinen Komfort gab?

Die 25jährige Lydia Barrows hatte sich mit Lebensmitteln eingedeckt, so daß sie in den ersten Tagen bestimmt nicht zu hungrern brauchte. Später wollte sie dann in der nächsten größeren Ortschaft etwas kaufen, denn in Blackmoor selbst sollten Hund und Katze begraben sein, wie ihr Onkel schrieb.

Eine sehr gute Karte hatte sie sich ebenfalls gekauft. Sie lag neben ihr auf dem Beifahrersitz. Hin und wieder hielt Lydia an und warf einen Blick darauf. Mit Befriedigung stellte sie jedesmal fest, daß sie sich nicht verfahren hatte, und die Hoffnung, ihren Zielort pünktlich und sicher zu erreichen, wuchs.

Es war eine Landschaft, die ihren besonderen Reiz hatte, Melancholie ausströmend und gleichzeitig in voller Blüte

stehend, denn der Frühling ging auch an den Sümpfen und Mooren nicht vorbei.

Noch fuhr sie durch kultiviertes Gelände, sah Bauernhöfe, Weiden, Felder und Menschen, die auf ihrem Land arbeiteten. Ein wenig vorwurfsvoll dachte sie daran, daß sie ihren Onkel nicht vorher informiert hatte. Das hätte sie an sich tun sollen, denn sie wußte nie, womit er gerade beschäftigt war. Zudem hoffte sie, daß er sich nicht schon nach London abgesetzt hatte, um seine Forschungen auszuwerten. Das schlechte Gewissen nagte in ihr, und es wurde immer stärker, während sie weiter in den allmählich verschwindenden Tag hineinfuhr und zuschaute, wie die Sonne am Horizont langsam verschwand, wobei sie die sie umgebenden Wolken dunkelrot färbte.

Es war einer der prachtvollsten Sonnenuntergänge, die Lydia je erlebt hatte.

Dieses Naturschauspiel lenkte sie von den eigentlichen Problemen ab. Sie konnte ihren Blick nicht mehr vom Himmel lösen, zudem hatte sie das Gefühl, genau hineinzufahren.

Lydia Barrows hatte zwar alles gut berechnet, dennoch nicht gut genug. Die Zeit zerrann ihr nämlich unter den Fingern. Sie hatte vorgehabt, ihr Ziel noch vor der einbrechenden Dunkelheit zu erreichen, aber das war nicht mehr möglich. Wenn sie in Blackmoor eintraf und sich auf die Suche nach ihrem Onkel machte, würde es längst dunkel sein.

Lydia war ein hübsches Mädchen. Das lange braune Haar hatte sie von ihrer Mutter geerbt. Ihr Gesicht zeigte einen weichen Zug. Die Lippen waren voll und reif, und ihre Augen blickten stets hellwach. Dieser jungen Frau konnte man so leicht kein X für ein U vormachen.

Zudem verspürte sie Hunger. Zwar hatte sie Lebensmittel mitgenommen, doch sie wollte die Konserven nicht öffnen. Sie hoffte auf einen Gasthof, wo sie anhalten konnte, um

eine kurze Pause einzulegen. Die kleine Rast an der letzten Tankstelle hatte ihr nicht gereicht. Die lange Strecke mit dem ungewohnten Wagen zu fahren, war doch anstrengender gewesen, als sie vermutet hatte.

Als sie in den nächsten Ort einfuhr, senkte sie die Geschwindigkeit. Ihre Blicke glitten rechts und links der Straße an den Fassaden der kleinen Häuser entlang, und sie sah auch bald ein Schild, das auf ein Gasthaus hinwies. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne fielen auf das neben einem Fenster hängenden Oval, doch Lydia konnte den Namen darauf nicht erkennen.

Sie hielt trotzdem.

Als sie ausstieg, blieben einige junge Männer stehen und nickten bewundernd. Lydia trug eine ziemlich enge Hose, die ihre Figur genau nachzeichnete. Die Bluse war lang und weiß. Sie hatte einen weit geschwungenen Schalkragen. Darüber hatte sie eine grüne dünne Jacke gestreift, die zwei gelbe Querstreifen in Schulterhöhe aufwies.

Als sie die Tür aufstieß und eintrat, drehten sich ihr prompt zahlreiche Köpfe zu, und in die Blicke der männlichen Gäste trat eine gewisse Überraschung. Einige Dorfbewohner hatten sich versammelt, um einen Feierabendschluck zu nehmen. Sie waren fast konsterniert, als sie die Frau sahen, die ihnen einen fröhlichen guten Abend wünschte.

Selbst der Wirt erwiderte den Gruß nicht. Wie die anderen schaute auch er sprachlos zu, wie sich Lydia einen Tisch am Fenster aussuchte und an ihm Platz nahm.

Durch die Scheibe fiel ein Restlicht der versinkenden Sonne und malte einen breiten Streifen auf den runden Tisch.

»He, bediene die Lady mal!« sagte ein Mann an der Theke und nickte Lydia grinsend zu. Er sah aus wie der große Dorf-Casanova, doch die junge Frau nahm ihn überhaupt nicht zur Kenntnis.

Sie bestellte sich ein Ale und etwas zu essen, Schinken, Eier, dazu Kartoffeln, das hatte der Wirt anzubieten. Lange brauchte sie nicht zu warten. Das Gericht dampfte noch in der Pfanne. Sie erhielt einen großen Teller und begann zu essen. Hin und wieder trank sie von dem dunklen Bier. Die Gäste hatten sich inzwischen an die Anwesenheit der Frau gewöhnt und gingen ihrem üblichen Dorfklatsch nach.

Lydia aß ziemlich schnell. Sie schaffte die Portion aber nicht. Als sie den Teller zur Seite schob, trat der Wirt an ihren Tisch. Er wollte wissen, ob es nicht geschmeckt habe.

»Doch, doch, aber es war zuviel.«

»Sie kommen aus der Stadt, nicht?«

»Sieht man das?«

»Klar, Miß. Das merkt man auch. Hier essen die Leute größere Portionen. Muß wohl irgendwie mit der Arbeit zusammenhängen.«

»Kann sein«, erwiederte Lydia und schaute zu, wie der Wirt den Teller und die Pfanne hochnahm. »Eine Frage hätte ich noch. Sagen Sie mal, ist es eigentlich weit bis Blackmoor?« Fast wäre dem Mann das Geschirr vom Unterarm gerutscht.

»Wie?« fragte er. »Sie wollen nach Blackmoor?«

»Ja. Ist das so ungewöhnlich?«

»Und wie, Miß. Blackmoor liegt doch am Ende der Welt. Wir hier sind sozusagen die letzte Bastion der Zivilisation. Dahinter ist nur Sumpf und Moor. Alles verdammt menschenfeindlich.«

»Aber nicht ohne Reiz.«

»Das sagen Sie!«

»Ich werde es mir auf jeden Fall ansehen.«

Der Wirt legte seine breite Stirn in Falten. »Sie werden es vor der Dunkelheit nicht mehr schaffen, Miß. Ich weiß nicht, ob sie schon im Finstern durch ein Moor gefahren sind. Ein Vergnügen ist das nicht, kann ich Ihnen sagen.«

»Da gibt es doch eine Straße!« warf Lydia ein.

»Klar gibt es die. Das heißt, Straße können Sie dazu nicht

sagen. Ist mehr ein matschiger Feldweg.« Er schaute zur Tür hin. »Was haben Sie überhaupt für einen Wagen?«

»Einen Wildcat.«

»Kenne ich nicht.«

»Ist ein Geländewagen!« rief jemand von der Theke her, denn dort hörten die Männer den Dialog der beiden mit.

»Na ja«, sagte der Wirt, »damit kommen Sie vielleicht durch. Bleibt immer noch die Finsternis.«

Lydia lächelte. »Das Auto hat Scheinwerfer.«

»Die nutzen Ihnen nicht viel. Übernachten Sie lieber hier und fahren Sie erst morgen nach Blackmoor. Das ist sicherlich besser.«

»Danke für den Rat, aber ich werde mich schon zurechtfinden. Die fünfzehn Meilen packe ich noch.«

»Wie Sie wollen, Miß. Sagen Sie hinterher nur nicht, daß ich Sie nicht gewarnt hätte.«

»Wieviel habe ich zu zahlen?«

Der Wirt nannte den Betrag.

Lydia Barrows legte noch ein Trinkgeld hinzu. »Für Ihre Warnungen, Mister.«

»Oh, das wäre aber nicht nötig gewesen.« Der Wirt sah so aus, als wollte er noch etwas sagen, verkniff sich die Bemerkung jedoch. Er hatte inzwischen festgestellt, daß er die Frau doch nicht umstimmen konnte. Die hatte einen Dickkopf.

Lydia Barrows verließ die Gaststätte und sah schon die langen Schatten der Dämmerung, die dem Ort einen völlig anderen Anstrich gaben.

Lydia startete. Sie schaltete das Licht ein, und einige Minuten später, als sie das Dorf hinter sich gelassen hatte, tanzten die hellen Scheinwerfer über einen Weg, der immer mehr Sumpfcharakter annahm, allerdings noch gut zu befahren war. Sie war von der normalen Straße abgebogen, weil sie einem Hinweisschild nach Blackmoor gefolgt war. Obwohl sie sich in der Gaststube noch ziemlich opti-

mistisch gezeigt hatte, blieb ein unruhiges Gefühl. Die Warnungen des Wirts waren nicht wirkungslos verpufft, und die Gegend trug zudem Schuld daran, daß sie immer wieder daran denken mußte.

Je mehr die Dunkelheit zunahm, um so weniger sah Lydia von der Landschaft.

Da waren plötzlich gewaltige Schatten, die alles umarmten. Von den Bäumen oder Büschen, die auf dem Moor wuchsen, war nichts mehr zu sehen, dafür entdeckte sie andere Dinge. Tanzende Gestalten, die aussahen wie Menschen und sich erst bei näherem Hinsehen auflösten, so daß Lydia erkannte, daß es nur Nebelschwaden waren, die lautlos über das Moor strichen.

Lydia war eine Frau, die einen Sinn für die Realitäten des Lebens besaß. Das mußte sie ganz einfach bei ihrem Job. Unheimliche Dinge waren ihr fremd. Sie glaubte nicht an Geister, nicht an Dämonen und auch nicht an die Interpretation der Irrlichter, daß es die Geister der im Moor versunkenen Toten waren, aber sie sah die Lichter, die hin und wieder über die dunkle Fläche tanzten.

Wie kleine Raketen erschienen sie ihr, die im Nichts starteten und einen Zickzack-Kurs nahmen, bevor sie wieder erlöschten.

In dieser Gegend also fühlte sich ihr Onkel wohl. Davon hatte er in seinen Briefen immer geschwärmt. Begreifen konnte Lydia das nicht so recht, redete sich allerdings ein, daß wohl alles nur Gewohnheitssache war. Wenn sie sich länger im Moor aufhielt, würde sie sicherlich Gefallen daran finden. Der Wagen spielte gut mit. Lydia hatte sich an die ungewohnte Schaltung gewöhnt, so daß sie alle Hindernisse, die sich ihr in den Weg stellten, mit Bravour nahm.

Wie eine dunkle Schlange ringelte sich der Weg durch den Sumpf. Manchmal war er zugewachsen, dann wiederum hatte man ihn durch Bohlen verstärkt, so daß der Wagen nicht einsackte.

Inzwischen zeigte sich auch der Mond.

Rechts von Lydia Barrows leuchtete er am Firmament. Der Erdtrabant erinnerte sie an eine flache Zitronenscheibe, die jemand mit einem großen Pinsel an den Himmel gemalt hatte.

Und noch etwas sah sie, wenn sie in Richtung des Mondes schaute. Davor, jedoch in Sumpfhöhe, stand eine Ruine.

Sie erinnerte sich, daß ihr Onkel davon einmal geschrieben hatte. Es war ein altes Schloß, vor Jahrhunderten schon ausgebrannt, und es hatte mal einem Hexenjäger gehört.

So schrieb es die Geschichte.

Und die Geschichte schrieb weiter, daß in dieser Gegend ungeheuerliche Bluttaten geschehen waren. Der Hexenjäger war bekannt für seine grausamen Foltermethoden, doch er tötete zumeist mit seiner Peitsche. Ihr hatten die Hexen nichts entgegenzusetzen gehabt. Wie viele unschuldige Opfer er damit umgebracht hatte, daran wollte Lydia erst gar nicht denken. Noch heute sprachen die Menschen von dem geheimnisvollen Hexenwürger, und sie redeten auch von seiner Rückkehr, denn angeblich sollte er gar nicht richtig umgekommen sein. Das wußte sie von ihrem Onkel.

Schauermärchen. Wer glaubte schon daran? Lydia Barrows jedenfalls nicht. Und auch nicht ihr Onkel. Sonst hätte er es nicht so lange im Moor ausgehalten.

Sicher, die Stimmung war unheimlich, und wenn man sich so ganz in die herrschende Atmosphäre hineinversetzte, konnten einem schon seltsame Gedanken durch den Kopf schießen.

Lydia hatte keine Zeit dafür. Sie mußte zu sehr auf die Strecke achten, denn sie wollte keinesfalls in Gefahr geraten, vom Weg abzukommen und rechts oder links im tiefen Schlamm zu landen, denn daraus hätte sie sich auch mit ihrem Geländewagen kaum befreien können.

Hoffentlich befand sich ihr Onkel in Blackmoor. Er konnte manchmal sehr seltsam sein. Wenn es ihn packte, verzich-

tete er auf jegliche Zivilisation, übernachtete im Moor und ging völlig in seiner Arbeit auf.

Die Strecke wurde schlechter. Es gab zahlreiche Wellen im Boden, über die der Wildcat schaukelte. Hin und wieder kratzten die Zweige an den Weg heranwachsender Büsche über die Karosserie des Geländewagens. Auch peitschten sie gegen die Frontscheibe, die diese Schläge allerdings aushielte

Das Moor lag schweigend. Jetzt war der Mond voll aufgegangen. Er schickte sein fahles Licht auf die Erde, und der silbrige Schein glitt lautlos in jede Spalte oder Rinne des Moors.

An den fauligen Geruch hatte sich Lydia inzwischen gewöhnt. Er gehörte eben dazu.

Geisterhaft tanzten und bewegten sich die Nebelschwaden innerhalb des Lichtteppichs. Der Wind trieb sie von beiden Seiten auf den Weg, formte sie zu Figuren, um sie dann zu flatterhaften Gebilden wieder auseinanderzutreiben.

Die Fahrt im 10-Meilen-Tempo war anstrengend.

Nach einer weit geschwungenen Rechtskurve hatte die junge Frau das Gefühl, direkt in das schwarze Moor hineinzufahren. Zuerst bekam sie Angst, sie glaubte daran, daß die Räder es nicht packen würden. Doch wenn sie einmal steckenblieb und vorsichtig mit dem Gas spielte, kam sie immer wieder frei.

Bis sie den Schlag gegen die Kühlerhaube spürte. Der Wagen wurde durchgerüttelt. Lydia war irgendwo gegen gefahren, hatte allerdings nicht gesehen, um was es sich dabei handelte, denn ihr Blick war für eine Sekunde abgeschweift.

Jetzt durchfuhr sie der heiße Schreck, und sie trat automatisch auf das Bremspedal.

Der Wagen stand.

Zudem hatte sich Lydia so erschreckt, daß sie den Motor abwürgte. Kein Geräusch unterbrach mehr die Stille.

Die Ruhe war ihr unheimlich.

Lydia blieb steif und starr sitzen, obwohl sie am liebsten den Zündschlüssel wieder herumgedreht hätte, um den Motor zu starten. Sie konnte es einfach nicht, denn sie wollte wissen, was da gegen das Vorderteil des Wagens geschlagen war.

Ihre Hände lagen am Lenkrad. Sie spürte den Schweiß auf ihren Handflächen. Im Gegensatz dazu wurde ihr Mund pulvertrocken. Der Speichel schien zu Staub zu werden. Ein paarmal hustete sie.

Das Auto wurde von den Dunstschleieren umweht. Sie erinnerten Lydia Barrows an lange Fahnen, die unsichtbare Hände lautlos voranschoben und die auch träge über den stehenden Wagen strichen. Der Blick der Fahrerin war starr nach vorn gerichtet. Sie versuchte, über die Kühlerhaube zu schauen und die Ursache für den Zusammenstoß zu finden. Leider war ihr Blickwinkel zu ungünstig, so daß sie sich aufseufzend zurücklehnte.

Bisher hatte ihr die Fahrt in den Sumpf nichts ausgemacht. Nun aber spürte sie die Furcht. Sie traute sich nicht, den Wagen zu verlassen, obwohl es nicht lebensgefährlich war, denn die Bohlen hatten eine genügende Breite.

Schließlich gab sie sich einen Ruck und öffnete die Tür an der Fahrerseite. Sie spürte die kühle Luft, die in das Innere des Wagens drang. Auch die Nebelschleier fanden ihren Weg und legten sich wie feuchte Tücher auf ihre Haut.

Die junge Frau atmete tief durch. Sie drehte sich nach rechts, schwang die Beine aus dem Wildcat, fühlte unter den Sohlen der Schuhe den weichen Boden und hatte für einen Moment Angst, einzusinken. Die Angst verging, als sie feststellte, daß der Untergrund sie trug.

Lydia ging ein paar Schritte vor.

Sie hatte die Kühlerschnauze schnell erreicht, schaute nach links und wollte sehen, gegen was sie da gefahren war, als sie plötzlich etwas hörte.

Gesang ...

Zuerst glaubte sie an einen Irrtum. Wer schlich hier nachts durch den Sumpf und sang ein Lied? Das mußte eine Täuschung sein. Sie lauschte aber weiter und hörte tatsächlich Stimmen, die sich zu einem Singsang vereinigten. Es war kein normales Singen. Etwas ähnliches hatte sie mal in einem Film gehört, der in einem Spukschloß spielte. Dort hatte es Geister gegeben, die ebenfalls gesungen hatten.

Hier war es gleich ...

Sie schaute in die Richtung, aus der sie die Laute vernommen hatte.

Viel sah sie nicht. Träge wallte der Nebel. Er schien mit seinen Enden an der schwarzen Fläche festzukleben.

Lydia schluckte.

Noch immer spürte sie den Schweiß auf der Stirn. Ihr Atem ging heftig. Und dann sah sie plötzlich die Bewegung. Zuerst dachte sie, es wären die Nebelschleier, doch wenig später wurde sie eines besseren belehrt, denn sie vernahm auch wieder die Stimmen.

Geisterhaft, unheimlich drangen sie durch die Stille und wurden zum Teil vom Nebel verschluckt. Trotzdem konnte Lydia einige Worte verstehen.

»Die Gräber haben sich geöffnet. Die Zeit der Hexen ist da. Jahrhunderte sind vergangen, doch die Toten konnten nicht ruhen ...«

»... nicht ruhen, nicht ruhen ...«

Lydia Barrows glaubte, verrückt zu werden. Das war Wahnsinn, was sie da erlebte. Sie schüttelte den Kopf, trat noch einen Schritt vor, bis sie dicht am Rand der Straße stand, und riß die Augen weit auf, um besser sehen zu können.

Sie kamen aus dem Nebel.

Und sie schwebten über dem Moor.

Unheimliche Gestalten, eingehüllt in dunkle Säcke oder

Kutten, die Gesichter geisterhaft blaß unter dem Oval der Kapuzen.

Lebende Tote.

Zombie-Hexen!

Wie festgenagelt stand die junge Frau auf dem Fleck. Ihr Mund bewegte sich, ohne daß ein Wort über ihre Lippen drang. Der Atem ging keuchend, sie ging wieder zurück. Zaudernd, ängstlich und zögernd.

Dabei sah sie nicht, daß sich unter dem Fahrzeug etwas bewegte. Eine Hand kroch hervor und näherte sich langsam Lydias rechtem Fußknöchel ...

Für den verletzten Rodney war gesorgt worden. Suko hatte inzwischen auch dessen Nachnamen erfahren.

Spiker hieß er. Rodney Spiker.

Er lag auf einer Kirchenbank, und zwei Frauen kümmerten sich um ihn. In der an die Kirche grenzenden Sakristei hatten sie tatsächlich einen Verbandskasten gefunden.

Pflaster, Salben und auch Mullbinden waren in ausreichender Menge vorhanden. Trotzdem gingen die Frauen sparsam mit dem Material um. Man wußte ja nicht, was noch alles auf sie zukommen würde ...

Die Szene erinnerte Suko an einen Fall, der schon einige Zeit zurücklag. Damals waren er und John Sinclair zum erstenmal dem Todesnebel begegnet. Um ihm zu entgehen, hatten sie sich mit den Dorfbewohnern zusammen in einer Kirche versteckt. Dem Todesnebel war es trotzdem gelungen, in die Kirche Einlaß zu finden, was Suko wiederum zu der Annahme veranlaßte, daß sie sich in dieser Kirche hier auch nicht hundertprozentig sicher fühlen konnten. Die Hexen hatten ja schon dafür gesorgt, daß das Kreuz entfernt worden war.

Die Einwohner von Blackmoor hatten Platz in den langen Bankreihen gefunden. Sie hockten darin wie eine Herde ver-

ängstigter Schafe. Ein jeder schaute den anderen fragend an, als könnte er aus dem Gesicht seines Nachbarn die Antwort auf eine Frage erhalten, die alle Versammelten am meisten beschäftigte.

Können wir es schaffen?

Das stand wie ein großes Fragezeichen über ihnen.

Konnten sie es tatsächlich schaffen?

Suko war nicht gefragt worden. Keiner traute sich, man warf ihm nur Blicke zu.

Der Inspektor wanderte durch das Kirchenschiff. Er inspizierte es, suchte nach Verstecken und betrat auch die kleine Sakristei, wo das Licht brannte.

Einen weiteren Raum gab es hier nicht. Der Pfarrer wohnte zwar nahe der Kirche, es existierte allerdings keine Verbindung zu seinem Haus. Suko schob einen schmalen Holztisch zur Seite und blieb vor einem hohen Sakristeifenster stehen. Durch die Scheibe schaute er nach draußen in die Dunkelheit. Er hörte sie zwar nicht, er sah sie jedoch.

Hin und wieder huschten sie am Fenster vorbei. Da glichen sie feurigen Kometen, wenn sie ihre Hexenkräfte ausspielten, und sie waren wieder im Nu verschwunden. Noch konnte Suko die Kirche mit einer Festung vergleichen. Er fragte sich dennoch, wie lange sie halten würde. Als er hinter sich Schritte vernahm, drehte er sich um.

Der alte Spiker trat auf ihn zu. Ein kleiner Mensch, jedoch voller Energie. »Nun, wie sieht es aus?«

Suko schaute den Alten an. »Es geht.«

»Wir sitzen tief drin, nicht?«

»Noch tiefer.«

Spiker nickte. »Es ist der verdammte Fluch, der über Blackmoor liegt. Die ganze Gegend ist verseucht. Grauenhaft, das können Sie mir glauben. Wir werden die Vergangenheit einfach nicht los. Das Erbe des Hexenjägers verfolgt uns.«

»Wobei Sie sich nicht dagegen gewehrt haben«, stellte Suko fest

Spiker schaute ihn an. Nach einer Weile nickte er. »Ja, Sir, das stimmt. Wir haben uns nicht dagegen gewehrt.«

»Und weshalb nicht?«

Spiker hob die Schultern. »Keine Ahnung. Wir haben es einfach hingenommen. Es hat uns getroffen, und damit finden wir uns ab. Hier gehen die Uhren eben anders als bei Ihnen in der Stadt, Sir. Wir leben nicht nur in der Natur, sondern auch mit der Natur. Und zwar mit allen Konsequenzen. Das Moor, wissen Sie, verbirgt seine schaurigen Geheimnisse. Unter der dunklen Oberfläche ist das Grauen zu Hause. Da lauert es, da will es an die Oberfläche.«

»Was lauert da?«

Spiker gab keine Antwort. Statt dessen bückte er sich und öffnete eine Schranktür. Er holte eine Flasche mit Meßwein und zwei Gläser hervor. »Einen Schluck können wir vertragen«, erklärte er und stellte die Flasche auf den Tisch, den Suko zur Seite geschoben hatte.

»Für mich nicht.«

»Und ich?«

»Sicher, trinken Sie nur.«

Spiker zog den Korken aus der Öffnung und schenkte das Glas fast bis zum Rand voll. Er nahm einen tiefen Schluck. Auf seinem Gesicht ging dabei die Sonne auf. »Das tat gut«, flüsterte er, als er das Glas absetzte.

»Sagen Sie mir, was im Moor lauert«, verlangte Suko.

»Ich weiß es selbst nicht genau«, erklärte der Alte. »Aber man spricht da von geheimnisvollen Zombie-Hexen, die gar nicht tot sind, sondern eigentlich nur schlafen.«

»Sie sollen wach werden?«

»Ja. In einer alten Chronik habe ich mal folgenden Satz gelesen: Flieh, wenn sich die Gräber öffnen! Damit, so glaube ich, sind die Gräber im Moor gemeint.«

»Wirklich?«

»Ja, Sir.«

Suko trat wieder an das Fenster und schaute hinaus. Von Zombie-Hexen hatte der Mann gesprochen. Von Wesen, die vor Jahrhunderten im Moor versunken waren und darauf lauerten, wieder dem Sumpf entsteigen zu können.

Verdammtd, wenn das stimmte, dann vergrößerte sich die Gefahr, das Grauen wuchs, wurde so immens groß, daß Suko kaum eine Chance sah, noch etwas zu retten. Wenn sich die Zombies mit den zurückverwandelten Hexen im Dorf zusammentaten, konnte dies zu einem Chaos führen, in dem die Menschen untergingen.

Scharf drehte er sich um.

Der Alte stand mit dem Weinglas in der Hand da und schaute ihn an. »Und Sie sind sich sicher?« fragte Suko.

»Ja.«

»Können Sie mit einer ungefähren Zahl dienen?« wollte Suko wissen.

»Tut mir leid. Niemand weiß, wie viele Hexen im Moor versunken sind. Außerdem ist es sehr lange her, müssen Sie wissen, und die Angaben darüber sind nur unvollständig.«

»Weshalb wurde Bing Cordtland getötet?«

»Er wollte es so.«

»Mason?«

»Ja.«

Suko runzelte die Stirn. »Sie haben alle mitgemacht ...

Verdammtd, schämen Sie sich eigentlich nicht? Ihr seid für den Tod dieses Mannes verantwortlich.«

Spiker leerte sein Glas und verteidigte sich. »Was hätten wir denn tun sollen? Wäre das nicht geschehen, wären wir ja noch schutzloser. So können wir wenigstens auf Mason Cordtland vertrauen.«

»Lachhaft«, erklärte Suko. »Wo ist er denn, euer Mason Cordtland? Nirgendwo. Er läßt sich ja nicht blicken. Ihn könnt ihr abschreiben. Wenn ihr jemandem vertrauen wollt,

dann vertraut euch, eurer Kraft und vielleicht auch John Sinclair und mir.«

»Können Sie es denn schaffen, Sir?«

»Ich weiß es nicht, Mr. Spiker. Wir werden aber alles tun, um die Gefahr abzuwenden.«

»Dann helfe ich Ihnen.«

»Wenn es den Hexen allerdings gelingt, die Kirche zu stürmen, sind wir verloren.«

Die Worte schockten den Mann. Er senkte den Blick, atmete tief ein und hob die Schultern. »Wahrscheinlich soll es so sein. Die Vergangenheit holt uns ein, der Fluch ist nicht zu stoppen.«

»Erst einmal abwarten«, erklärte Suko und deutete auf die Tür. »Wir gehen wieder zu den anderen.«

»Eine Frage hätte ich noch.«

»Bitte.«

»Die Sache mit der Ratte vorhin. Das kann doch jedem von uns passieren, nicht wahr?«

»Schon, wenn wir nicht achtgeben. Die Hexen besitzen Kraft. Magische Kraft, meinewegen auch Zauberkraft. So ist das nun mal. Hier werden schaurige Märchen leider zu einer traurigen Tatsache, Mr. Spiker«, erklärte Suko.

Der Alte schüttelte sich. Suko sah die Gänsehaut auf seinem Gesicht. »Vielleicht halten sie die dicken Mauern der Kirche trotzdem ab«, flüsterte er.

»Ja, vielleicht.«

»Wollen Sie den anderen das gleiche sagen wie mir?«

Der Chinese schüttelte den Kopf. »Nein, Mr. Spiker. Da brauchen Sie keine Sorge zu haben.«

Er atmete beruhigt aus und schlug ein Kreuzzeichen, dann ging er wieder mit Suko zurück in die Kirche.

Das Innere des Kirchenschiffes bot ein düsteres Bild. Da keine Lampen brannten, waren die Gestalten nur schemenhaft zu erkennen. Die Frauen saßen in den Bänken, ihre Rücken waren gebeugt, die Hände hatten sie zum Gebet

ineinander verkrampft. Manche Lippen zuckten. Die Frauen beteten leise.

Niemand sollte sie hören, nur ein zischendes Flüstern wehte durch das Kirchenschiff.

Bis auf den Verletzten standen alle Männer außerhalb der Bänke. Ihre Blicke richteten sich auf die Seitenwände der Kirche, wo sich die Fenster befanden.

Hindurchschauen konnte man nicht. Das Glas war dunkel, zum Teil auch bunt eingefärbt. Jedes Fenster war ein kleines Mosaik, ein Kunstwerk. Doch niemand hatte einen Blick dafür.

Suko und Spiker wurden beobachtet, als sie durch die Kirche liefen. Nur ihre Schritte waren zu hören. Sie wurden von den kahlen Wänden als Echo zurückgeworfen.

Der Inspektor wollte sich den Verletzten anschauen. Neben ihm kniete er nieder.

Rodney lag auf einer Bank. Er war bei Bewußtsein, hatte jedoch Schmerzen, denn sein Gesicht war verzogen. An einer Hälfte war er verpflastert und verbunden.

Suko nickte ihm zu. »Wie geht es Ihnen?« fragte er.

»Mies.«

»Es kommt schon wieder in Ordnung.«

»Verdammtd, wenn ich diese Hexenweiber erwische, werde ich ...«

»... gar nichts tun«, sagte Suko. »Sie sind verletzt. Überlassen Sie alles andere uns.«

»Aber ich kann doch kämpfen!«

»Womit?«

»Ach, verdammt, Sie haben ja recht. Womit kann ich schon gegen die Brut angehen? Mit nichts, verflucht, mit gar nichts!« Er schickte noch einen Fluch hinterher.

»Sie befinden sich in einer Kirche, Rodney«, erklärte Suko.

»Da sollten Sie das Fluchen lassen.

»Ja, schon gut.«

Der Inspektor stand wieder auf. Die anderen hatten ihn

umkreist, und Suko schaute in die ängstlichen und fragenden Gesichter der Dorfbewohner.

»Ich kann euch keine Patentlösung anbieten«, erklärte er ehrlich. »Wir müssen abwarten.«

»Auf was?« fragte jemand laut. »Darauf, daß sie uns alle umbringen?«

»Beten Sie, daß es nicht soweit kommt.«

»Und was tun Sie? Sie sind doch der einzige, der die entsprechenden Waffen hat. Sie müssen sie einsetzen, Sie ...«

»Ich werde einen Blick nach draußen werfen«, erwiderte der Inspektor.

»Sie wollen ...?«

»Nur schauen, Sir. Bitte, lassen Sie mich durch!« Suko drängte sich an den Leuten vorbei, wandte sich nach links und ging in Richtung Tür. Sein Gesicht war unbewegt. Er wußte selbst, welch eine schwere Aufgabe er da übernommen hatte. Wenn er nicht achtgab und eine Hexe in die Kirche eindrang, würden andere folgen.

Bevor er die Tür öffnete, bedeutete er den anderen, zurückzubleiben. Das taten sie nur ungern, doch der Inspektor ließ keinerlei Proteste zu. Er legte seine Hand auf die Klinke, drückte sie nach unten und zog die Tür vorsichtig auf.

Kühle Luft traf ihn, und er schaute direkt in die Dunkelheit hinein. Hexen konnte er noch nicht sehen, weder als Vögel noch in normaler Gestalt. Vor der Kirche lauerte eine nahezu trügerische Ruhe, die sich aber sehr schnell in ein Chaos verwandeln konnte.

Suko vergrößerte den Spalt. Jetzt konnte er mehr erkennen. Er sah wieder die Bäume, und plötzlich löste sich aus dem Schatten eines Baumstammes eine Gestalt. Sie huschte quer über den Kirchenvorplatz. Suko hätte jetzt die Chance gehabt die Hexe zu vernichten. Er ließ es bleiben, denn diese Gestalt war nur der Anfang. Andere folgten und griesen dabei in eine regelrechte Raserei.

Nichts hielt sie mehr.

Sie sprangen von den Ästen, jagten raketengleich durch die Luft, stießen ein gellendes, geiferndes Gelächter aus, und Suko hatte auf einmal einen schrecklichen Verdacht, der sich wenig später schon bestätigte.

Für die Hexen war die Stunde der Wahrheit gekommen. Plötzlich stimmten sie ein unheimliches Geschrei an.

Zuerst konnte Suko nichts verstehen, dann aber kristallisierte sich ein einziges Wort aus dem Schreien hervor.

Wikka!

Sie war da und sammelte ihre Dienerinnen.

Rasch zog sich der Chinese zurück. Er rammte die Tür zu.

Als er sich umdrehte und die anderen Menschen anschaute, war sein Gesicht mit dem eines Zombies zu vergleichen.

So bleich ...

Es war mir klar gewesen, daß der Hexenwürger um den Stein kämpfen würde. Schließlich hatte er zu lange auf ihn gewartet, und er setzte die Waffe ein, die er am besten beherrschte.

Seine Peitsche!

Aus dem Handgelenk schlug er zu. Die drei Riemen pfiffen von unten nach oben auf mich zu. Gleichzeitig streckte er seinen rechten Arm, und er erwischte mich auch.

Zwar nahm ich den Kopf noch zur Seite, weil ich mein Gesicht schützen wollte, doch ein äußerer Riemen klatschte trotzdem gegen meine linke Wange. Es war ein ziehender, durch meinen Kopf zuckender Schmerz, und ich spürte, daß die Haut aufplatzte.

Ich mußte zurückweichen.

Der Hexenwürger lachte. Er sah sich bereits auf der Siegerstraße, und er schlug wieder zu.

Diesmal viel härter und wuchtiger. Ich allerdings war auf diesen Schlag vorbereitet, tauchte zur Seite, und diesmal fehlten die drei Riemen. Sie hieben mit einem klatschenden

Laut gegen die Wand. Ich wollte noch zuschnappen, doch der Hexenwürger zog die Riemen so rasch zurück, daß ich ins Leere griff.

Meine Waffe setzte ich bewußt nicht ein. Mason Cordtland konnte ich zwar als meinen Feind bezeichnen, gleichzeitig aber war er ein Gegner der Hexen. Dies wiederum gab uns eine gemeinsame Plattform, und so wollte ich, daß er am Leben blieb.

Das Kreuz half mir im Moment auch nicht. Seine Kräfte waren durch die des Steins neutralisiert worden.

Als Mason Cordtland sah, daß ich gegen die Wand gekracht war, vergaß er mich und sprang vor, um mit der freien Hand den Stein an sich zu nehmen.

Zu mächtig wollte ich ihn auch nicht werden lassen.

Seinen Sprung sah ich voraus und reagierte entsprechend.

Als er sich in Bewegung befand, stieß auch ich mich ab.

Und ich setzte viel Kraft hinter meinen Sprung. Man hätte meine Aktion schon filmen können, so gut gelang sie mir. Dicht an der Schale vorbei wischte ich und prallte genau in dem Augenblick gegen den Hexenwürger, als er die Hand nach dem Stein ausstreckte.

Er bekam ihn nicht, seine Finger rutschten ab, ich hörte noch den wütenden Schrei, dann fielen wir beide nach hinten und knallten zu Boden, wobei ich einen Vorteil hatte, denn mein Gegner kam unter mir zu liegen.

Ein erster Pluspunkt.

Mit der Faust schlug ich zu.

Ich hörte ihn knurren, als mein Treffer in seinem Gesicht landete.

Ihm aber gelang es, seine Knie anzuziehen und sie mir in den Leib zu stoßen. Plötzlich wurde mir die Luft genommen. Ich konnte den Griff nicht mehr halten, lockerte ihn zwangsläufig und schüttelte den Kopf, als ich nach hinten gedrückt wurde.

Wie gut er seine Peitsche beherrschte, bemerkte ich im

nächsten Augenblick, als die drei Riemen, *kurz geschlagen*, auf meinen Hals zu jagten.

Diesmal hatte er Glück.

So schnell, wie sie sich um meine Kehle wickelten, konnte ich nicht reagieren. Im Nu wurde mir die Luft abgeschnürt. Cordtland sprang in die Höhe, ließ den Griff nicht los und wollte mich auf die Beine ziehen.

Ich folgte der Bewegung, denn wenn ich nachgab, würde es ihm nicht so leicht gelingen, mich zu erwürgen. Trotzdem befand ich mich in einer verfluchten Lage.

Der Kerl beherrschte seine Peitsche meisterhaft, und als lebender Toter besaß er die Kraft der Hölle. Er wollte mich zu sich heranziehen. Das ließ ich auch zu, stolperte dabei und hob gleichzeitig meine Arme, um die Riemen, die um meine Kehle lagen, zu lösen.

Sie schnürten verdammt tief ins Fleisch. Luft kriegte ich keine mehr. Es war ein verzweifeltes Ringen, und als ich gegen den Hexenwürger prallte, da hatte ich erst einen Riemen gelöst. Wir taumelten beide zurück. Mein Gegner stieß mit dem Rücken gegen die Wand, und auch sein Kopf prallte dagegen.

Ich rammte das Knie hoch.

Es war ein Volltreffer. Einen Schrei hörte ich nicht. Dieser Untote steckte alles weg. Der gelöste Riemen baumelte an meiner rechten Schulter nach unten, und während Cordtland für einen Moment mit sich selbst beschäftigt war, versuchte ich die beiden anderen Würgeschnüre zu lösen.

Es wurde allmählich Zeit, daß ich wieder Luft bekam, denn die Riemen drückten tief in mein Fleisch am Hals und sperrten mir jegliche Zufuhr von Sauerstoff ab.

Ich zerrte so heftig, daß mir etwas gelang, womit ich eigentlich nicht gerechnet hatte. Durch den plötzlichen Ruck riß ich dem Hexenwürger die Peitsche aus den Fingern, und bevor mein Gegner es richtig begriff, lief ich schon zurück und damit aus seiner Reichweite.

Jetzt konnte ich die Riemen von der Kehle lösen.

Endlich Luft!

Ich saugte sie tief in meine Lungenflügel und sah mich sofort wieder in Gefahr, denn der andere griff erneut an. Aufgeben konnte er nicht. Ein wilder Fluch entrang sich seiner Kehle, als er sich auf mich stürzte. Nur mich, den Feind, sah er, den Stein hatte er zum Glück vergessen.

Jetzt allerdings hatte ich die Peitsche. Und ich konnte mit so einer Waffe umgehen, schließlich hatte ich lange genug mit der Dämonenpeitsche geübt

Diesmal schlug ich.

Den drei Riemen konnte er nicht mehr ausweichen.

Cordtland stolperte direkt hinein. Er wurde erfaßt und herumgeschleudert, wobei er gegen die in der Mitte des Turmzimmers stehende Schale prallte und blitzschnell noch nach dem Stein griff.

Ich zog.

Wieder faßte er ins Leere, denn der plötzliche Ruck schleuderte ihn herum. Er konnte sich nicht mehr auf den Beinen halten, fiel zu Boden, vollführte eine Rolle und fesselte sich durch die Bewegung noch mehr.

Zu spät bemerkte ich, daß es ein Trick gewesen war. Sein linker Arm geriet gefährlich nahe an meinen Fußknöchel. Die Hand griff sofort zu. Kaum spürte ich den Druck, als ich bereits von den Beinen geholt wurde. Ich wäre verdammt hart auf den Rücken gefallen. Im letzten Augenblick ließ ich den Griff der Peitsche los, hatte die rechte Hand frei und stützte mich am Rand der Schale ab.

So hielt ich mich einigermaßen und hörte Mason Cordland lachen. Beim Kampf ging es nur um den Stein. Und plötzlich, während ich noch in der Schräglage hing, hatte ich eine phantastische Idee. Ich wuchtete mich wieder hoch, schnappte mir den Stein, torkelte ein paar Schritte vor und schleuderte den Hexenstein, so weit es ging, aus dem Fenster in die Schwärze der Nacht.

Für einen Moment konnte ich seinen Weg noch verfolgen. Ich sah ein grünes Leuchten, das verschwand, als der Stein aus meinem Blickfeld geriet.

Jetzt würde es sich zeigen, wie der Hexenwürger reagierte.

Zunächst einmal blieb er liegen. Er hatte sich aus der Peitsche gewickelt, hielt sie wieder fest, starrte mich an und erhob sich langsam auf die Füße. Seine Bewegungen wirkten eckig.

Er schaute zum Fenster, drehte den Kopf und stierte mich aus fast farblosen Augen an. »Verdammt«, keuchte er, »was hast du getan, du Idiot? Du Mistkerl!«

»Er ist weg!« sagte ich.

»Ja!« schrie er. »Der Stein ist weg. Das Moor hat ihn, das Moor wird ihn behalten, aber damit ist die Gefahr nicht gebannt. Du wirst erfahren, daß es ein Fehler gewesen ist. Der Hexenstein sollte mir die Kraft geben, er hätte es geschafft, er ...«

»Nein!« erwiderte ich hart. »Du wärst mir zu mächtig geworden, Hexenwürger. Du lebst nicht mehr im ausgehenden Mittelalter, sondern in einer anderen Zeit.«

»Das spielt keine Rolle!« Mason Cordtland zitterte vor Wut. Dies übertrug sich auf seine Peitsche, so daß sich deren Riemen bewegten wie drei Schlangen.

»Werde dir endlich darüber klar, daß du nicht in diese Zeit gehörst«, hielt ich ihm wieder entgegen. »Du bist ein Relikt aus dem Mittelalter. Du mußt wieder in dein Grab. Ich werde mit den Hexen allein fertig!«

»Dann schau doch hinaus!« schrie er. »Los, geh an das Fenster und blick in den Sumpf. Dann kannst du genau erkennen, was du angerichtet hast, Geisterjäger!«

Zuerst wollte ich nicht. Aber der Ton seiner Stimme war so drängend gewesen, daß es mir ratsam erschien, der Auflöschung zu folgen. Vielleicht hatte der Stein wirklich etwas bewirkt.

Ich lief zum Fenster und mußte mich etwas recken, um den Sumpf erkennen zu können.

Schwarz hatte ich die Fläche in Erinnerung. Schwarz und von Dunstschleieren umweht. Das war nicht mehr der Fall. Das gesamte Moor schimmerte in einem grünen Ton. Und nicht nur das. Auch die Oberfläche hatte sich verändert. Sie war nicht mehr düster und schlammig, sondern schien aus grünem Rauchglas zu bestehen, das einen Blick in die unergründlichen Tiefen des Sumpfs freigab.

Sekundenlang war ich regelrecht sprachlos. Damit hätte ich nicht gerechnet. War es doch ein Fehler von mir gewesen, den Hexenstein aus dem Fenster zu schleudern? Hinter mir hörte ich Cordtlands Schritte und vernahm auch seine Stimme, die eine düstere Prophezeiung aussprach.

»Flieh, wenn sich die Gräber öffnen! So steht es geschrieben, und die Gräber haben sich geöffnet, Geisterjäger. Schau ganz genau hin.«

Das tat ich, konnte jedoch nichts erkennen, sondern sah nur die weite, grüne Fläche.

»Ich sehe nichts.«

»Ja, wer es nicht sehen will, der läßt es auch«, erwiderte der Hexenwürger orakelhaft.

Im Umdrehen fragte ich: »Weshalb gehen wir nicht hinunter und schauen uns die Sache mal aus der Nähe an?« Seine Augen vereisten. Vielleicht sollte es Erstaunen ausdrücken, ich wußte es nicht. »Du willst dich den Hexen stellen, den lebenden Toten?«

»Das hatte ich vor!«

Da lachte er rauh. »Weißt du eigentlich, von was die sich ernähren, Geisterjäger? Das sind die schlimmsten Hexen, die es je in dieser Gegend gegeben hat. Sie ernähren sich von ...«

»Ich kann es mir denken. Du brauchst nicht mehr weiterzureden.«

»Und dennoch willst du in den Sumpf?«

»Ja!«

»Gut, dann geh.«

»Bleibst du hier oben?«

»Nein, ich werde dich begleiten, aber meine Aufgabe liegt im Dorf, nicht nur im Sumpf. Ich hatte mit dem Hexenstein einen magischen Riegel vorschieben wollen. Das ist mir nicht gelungen, weil du es verhindert hast. Die Folgen mußt du tragen, und ich schaue zu, wenn dich die Hexen qualvoll töten.«

»Meinetwegen.« Ich nickte und verzog die Lippen zu einem Grinsen. Ohne mich noch weiter um ihn zu kümmern, verließ ich das Turmzimmer und wandte mich der Treppe zu.

Ob er mir folgte oder nicht, war mir egal. Ich würde mich den Zombie-Hexen stellen.

Der Weg nach unten erschien mir verdammt lang. Vielleicht auch deshalb, weil ich es so eilig hatte. Mittlerweile hatten sich die Folgewirkungen des Kampfes abgeschwächt. Ich konnte wieder normal durchatmen. Auch das Brennen an meiner Kehle ließ nach.

Unterwegs hielt ich Ausschau nach meinen beiden besonderen Freundinnen Wikka und Jane Collins.

Von ihnen sah ich nichts. Ob sie sich ebenfalls im Moor aufhielten und darauf warteten, daß die Hexen zurückkehrten?

Alles war möglich, deshalb beschloß ich, doppelt auf der Hut zu sein.

Der grüne Schimmer reichte bis an die alte Ruine. Er überdeckte die Steine und die zerbrochenen Gemäuer mit einem geisterhaft fahlen Schein und hatte den des Mondes längst zurückgedrängt. Als ich nach oben schaute, hatte ich das Gefühl, daß sogar der Erdtrabant eine andere Farbe angenommen hatte.

Auch er schimmerte grün ...

»Du kannst jetzt in den Sumpf hineingehen«, erklärte mir der Hexenwürger.

»Um zu versinken, wie?«

»Es gibt einen Pfad.«

»Wo?«

In seinem Gesicht rührte sich nichts. Er stand da, und der Wind spielte mit seinem halblangen Haar. In der rechten Hand hielt er nach wie vor die Peitsche. Die drei Riemen berührten mit ihren Spitzen den weichen Boden. Mason Cordtland gab ein unheimliches Bild ab. Eine gespenstische Gestalt aus einer längst vergessenen Zeit. Er war zurückgekehrt, aber er paßte nicht in unsere Welt. Die war inzwischen eine andere geworden, und das mußte er kapieren.

»Ich werde ihn dir zeigen«, erklärte er. »Du kannst den Weg gehen und gleich sehen. Komm mit!«

Ohne sich um meine Reaktion zu kümmern, ging er an mir vorbei und damit auch vor. Er schaute nicht zurück, ich aber folgte ihm, weil ich viel zu neugierig war.

Der Boden wurde immer weicher, so daß ich allmählich das Gefühl hatte, auf einem schwankenden Brett zu gehen. Wollte der Hexenwürger mich vielleicht reinlegen?

Ich blieb stehen.

Er bemerkte es und schaute sich um. »Weshalb gehst du nicht weiter?« fragte er.

»Führst du mich ins Verderben?«

Da lachte er laut. »Verdient hättest du es, Geisterjäger. Aber das habe ich nicht nötig. Du wirst sowieso dein Leben verlieren, denn die Zombie-Hexen warten nur auf dich.«

»Wo ist der Weg?«

»Wir sind gleich da, nur ein paar Schritte noch. Dann lasse ich dich allein.«

Mir kam es so vor, als hätte er in den letzten Minuten seine Meinung geändert. Er schien mich loswerden zu wollen, und ich fragte mich, ob es wirklich richtig war, wenn ich

jetzt allein in das Moor hineinschritt, oder ob ich nicht lieber warten sollte.

»Da!« Der Hexenwürger streckte seinen Arm aus und deutete mit dem Zeigefinger schräg nach unten. »Du kannst genau sehen, wo der Weg anfängt. Gib aber acht, er wird an einigen Stellen sehr schmal. Da mußt du aufpassen ...«

»Danke!« Ich schaute über den Sumpf. Es war ein seltsames Bild. Die dunkle Fläche schien zu grünem Glas geschmolzen zu sein und war leicht durchsichtig.

Von Zombie-Hexen war die Rede gewesen. Noch sah ich sie nicht und konnte auch keine Bewegung unter der Oberfläche erkennen, die auf sie hingedeutet hätte.

»Willst du nicht gehen?« fragte mich der Hexenwürger.

»Ich denke noch darüber nach, ob es wirklich besser ist, wenn ich in den Sumpf laufe oder ob ich dich nicht lieber in den Ort begleite.«

»Angst?« Seine Stimme klang höhnisch.

Ich stand da, schaute auf den Nebel, der ebenfalls eine grünliche Färbung angenommen hatte, und schüttelte den Kopf. »Nein, ich habe keine Angst.«

»Weshalb gehst du dann nicht?«

Ich wollte ihm die Antwort geben, kam leider nicht mehr dazu. Etwas geschah, das meinen Vorsatz, nicht zu gehen, über den Haufen warf.

Ich hörte gellende Hilfeschreie!

Schaurig klangen sie über den Sumpf, und mir wurde klar, daß sich ein Mensch in höchster Not befand ...

Eisenhart griff die Hand zu!

Lydia Barrow hatte nichts gehört und nichts gesehen.

Deshalb traf sie die Überraschung so schlimm. Sie schrie auf, als sich die kalte Klaue um ihr Hosenbein spannte und eisern festhielt.

Noch hatte Lydia nicht gesehen, was sie da festhielt.

Instinktiv jedoch wollte sie diesem Griff entfliehen und warf ihren Oberkörper nach vorn.

Es war genau die falsche Reaktion.

Die unter dem Wagen lauernde Gestalt hatte auf so etwas nur gewartet. Während sich die Frau nach vorn warf, zog die Klaue sie nach hinten. Lydia ruderte noch mit den Armen in der Luft, als sie sich bereits auf dem Weg nach unten befand und im nächsten Augenblick auf den weichen Untergrund klatschte. Plötzlich hörte sie auch das Schmatzen des Wassers. Ein Arm war weit vorgestreckt, und die flache Hand hieb in ein sich nahe am Wegrand befindliches Wasserloch, so daß die Flüssigkeit in die Höhe spritzte. Die Angst, zu versinken, war schrecklich. Lydia begriff im Moment nicht, daß sie sich noch auf dem Weg befand, und sie kroch zurück, wobei sie der Gestalt unter dem Wagen damit noch entgegenkam.

Erst als sie merkte, daß da jemand war, der ihren Knöchel mit hartem Griff umklammert hielt, warf sie sich herum.

Jetzt konnte sie unter den Wagen schauen.

Im ersten Moment wollte sie nicht glauben, was sich ihren Augen bot. Es war unfaßbar, einfach grauenhaft, aber sie konnte die Realität nicht leugnen.

Lydia sah die Hand und dahinter, wie eine Fratze aus einem schrecklichen Film, das Gesicht.

Bleich, verzerrt, mit strähnigen Haaren und fast leeren Augenhöhlen.

Eine Zombie-Hexe!

Jetzt riß sie ihr Maul auf. Ein gurgelnder Laut drang dem Mädchen entgegen.

Jetzt wußte sie, wer da gegen ihren Wagen gelaufen war. Und sie dachte auch an die anderen Gestalten, die fast schwerelos über die dunkle Moorfläche schwebten.

Wieder hörte sie den Singsang!

Er klang jetzt hinter ihr auf. Es war der Gesang lebender Leichen. Melodien, die aus dem Totenreich stammten, und

Lydia verging fast vor Angst und Grauen.

»Komm her, mein Täubchen!« kicherte die Gestalt vor ihr.

»Komm her! Auf so etwas wie dich habe ich gewartet!«

Es waren diese Worte, die Lydia wieder Kraft gaben. Sie winkelte das freie Bein an und trat wuchtig zu, wobei ihr Körper noch in die Höhe schnellte.

Zum Glück hatte der Wildcat genügend Bodenfreiheit.

Lydia hatte also Platz, und sie traf das von ihr anvisierte Ziel.

Sie hörte noch das Klatschen, trat noch einmal zu, und sofort löste sich der Druck von ihrem Knöchel.

Frei!

Rasch zog die junge Frau beide Beine an und entfernte sich kriechend aus der unmittelbaren Gefahrenzone und auf den Wegrand zu.

Kurz bevor sie ihn erreichte, drehte sie sich und gelangte mit einem Schwung auf die Füße. Wenn es noch eine Chance gab zu fliehen, dann jetzt und nicht zu Fuß, sondern mit ihrem Wagen.

Als sie einsteigen wollte, warf sie einen Blick vor ihre Füße. Die unheimliche Horror-Gestalt kroch unter dem Wildcat hervor. Mit dem Oberkörper hatte sie es fast geschafft, und sie schob sich immer weiter aus der Deckung.

»Bestie!« brüllte Lydia. Sie sprang über die zuschnappende Hand und den sich allmählich aufrichtenden Oberkörper hinweg in den Wagen hinein. Schwer fiel sie auf den Sitz. Der Zündschlüssel steckte. Lydia hoffte, daß ihr nicht das gleiche widerfuhr wie manchen Schauspielerinnen in Gruselfilmen.

Doch ihr Wagen sprang an. Sehr willig kam der Motor des Daihatsu. Kupplung, Gang, Gas.

Anfahren!

In diesem Augenblick richtete sich das schreckliche Wesen an der Fahrertür auf. Die Gestalt erschien wie ein Geist.

Hände drückten gegen die Scheiben, dazwischen zeichnete

sich die schreckliche Fratze ab, doch sie verschwand, als der Wagen anfuhr.

Die Räder schleuderten Dreck, Gras und Schlamm hoch und zur Seite, sie wühlten sich vor, und ausgerechnet jetzt mußte wieder ein Gefühl der Panik Lydia überfallen, denn es gelang ihr kaum, mit ihren schweißfeuchten Händen das Lenkrad zu halten. Es schlug von einer Seite auf die andere. Einmal fuhr der Wagen nach rechts, dann wieder nach links. Lydia Barrows bekam das Fahrzeug endlich wieder unter Kontrolle.

Die Lichter der beiden Scheinwerfer tanzten auf und nieder, jede Bodenwelle zeichneten sie nach. Lydia sah die Umgebung nur verschwommen durch einen Tränenvorhang. Etwas fiel ihr trotzdem auf.

Das Moor hatte sich verändert. War es vorhin noch schwarz wie Teer gewesen, so schimmerte es jetzt in einem seltsam dunklen Grün, das trotzdem durchsichtig wie Glas wirkte.

Sie hatte allerdings keine Zeit und auch nicht die Nerven, um rechts und links in das Moor zu schauen. Lydia wollte nur so rasch wie möglich weg.

Es konnte nicht mehr allzu weit bis Blackmoor sein. Dort hoffte sie, Schutz und Sicherheit zu finden.

Es war ihr auch gelungen, den Wildcat wieder besser unter Kontrolle zu bekommen. Sie hatte sich auf dem Sitz, so weit es ging, vorgebeugt und starrte durch die Scheibe auf den hüpfenden Lichtteppich.

Bis dieser unterbrochen wurde!

Der gellende Angstscrei der Frau verhallte im Wagen. Als schauriges Echo klang er an ihre Ohren. Sie löste die Hände vom Lenkrad und schlug sie vors Gesicht.

Lydia Barrows konnte einfach nicht mehr. Was sie da im Licht der Scheinwerfer gesehen hatte, war nicht nur eine Gestalt, sondern ein halbes Dutzend.

Sie standen vor ihr, und jede von ihnen sah ebenso

schrecklich aus wie die, die zuerst aus dem Sumpf gekrochen war.

Vielleicht wäre der Wildcat noch in den Pulk hineingefahren, doch ein Loch im Boden versetzte das Fahrzeug in einen Linkssdrall.

Der Wildcat fuhr weiter, geriet an den Rand des Weges und darüber hinaus.

Plötzlich steckten die beiden Vorderräder im Sumpf. Sie drehten sich noch, wirbelten den zähen Schlamm hoch, bis es einen Ruck gab und der Wildcat in Höhe der Stoßstangen einsackte.

Jetzt hing Lydia Barrows endgültig fest.

Sie saß da, preßte die Hände weiterhin gegen ihr Gesicht, um nichts sehen zu müssen. Aus diesem Alpträum konnte sie nicht erwachen, weil sie sich in der Realität befand.

Die Zombie-Hexen wollten ihr Opfer, und sie würden es sich holen.

Lydia erwachte aus ihrem tranceähnlichen Zustand, als Fäuste gegen den Wagen hämmerten. Die Schläge dröhnten dumpf gegen die Tür.

Die junge Frau ließ die Hände sinken. Ihre Arme fielen nach unten, die Finger klatschten auf den Lenkradring.

Doch all das interessierte sie nicht, denn sie sah die unheimlichen Gestalten direkt an der Wagentür. Sie drückten sich dagegen, die eine schob die andere zur Seite, jede wollte als erste an das Opfer.

Erst jetzt sah Lydia, daß diese Geschöpfe keine Kleidung trugen. Was sie als sackähnliche Gewänder angesehen hatte, war zäher Schlamm, der allmählich an ihren Oberkörpern entlang zu Boden rann und dort Lachen bildete.

Es war nur eine Frage der Zeit, bis die Sumpfwesen die Tür aufgerissen hatten. So lange wollte Lydia nicht warten. Sie beugte sich nach rechts, holte noch einmal schluchzend Luft, faßte nach dem Innenriegel der Tür, löste ihn aus der Sperre und rammte die Tür auf.

Sie hatte mit einem gewissen Überraschungseffekt gerechnet. Und der gelang ihr auch.

Durch die Wucht wurden von den sechs Gestalten drei erwischt und zurückgetrieben. Zudem fielen sie nicht nur zu Boden, sondern auch gegen ihre Artgenossen, brachten diese aus dem Gleichgewicht.

Lydia hatte Luft.

Der Wagen nutzte ihr nichts. Er würde in den nächsten Minuten vom Sumpf verschlungen werden. Jetzt konnte sie nur noch zu Fuß weiter, wobei sie hoffte, daß sie schneller war als ihre Gegner. Die bewegten sich sehr langsam, fast im Zeitlupentempo.

Sie fiel auf die Knie, als sie den Wagen verließ, da sie ihren eigenen Schwung nicht mehr richtig abfangen konnte. Aber sie stemmte sich sofort wieder in die Höhe, stand auf den Füßen und wandte sich nach links, um den Verfolgern zu entfliehen.

Und sie rannte.

Noch nie in ihrem Leben hatte sie eine so große Angst verspürt. Sie wollte weg, dem Grauen entrinnen, doch auf dem weichen Boden war es sehr schwer.

Einige Zombie-Hexen griffen nach ihr. Sie hatten sich halb aufgerichtet, ihre Arme ausgestreckt und die Hände gespreizt. Es sah schaurig aus, wie sich die Finger bewegten und aus den aufgerissenen Mäulern der heulende Totengesang drang.

Lydia schlug Haken.

Das geschah nicht einmal bewußt, aber der Überlebenswille trieb sie dazu. Sie durfte den Häschern auf keinen Fall in die Klauen geraten, dann war sie endgültig verloren.

Eine Hand klatschte gegen ihren Oberschenkel. Die Finger krümmten sich, und sie spürte für einen Moment den harten Druck in ihrem Fleisch, riß sich aber los und jagte weiter.

Ihr Atem rasselte, die ganze Umgebung tanzte vor ihren Augen wie ein verwaschenes grünes Meer. Doch es gelang

ihr tatsächlich, die unheimlichen Gestalten hinter sich zu lassen.

Konnte sie hoffen?

Lydia gab nicht auf. Sie rannte weiter, forderte sich selbst und holte alles aus ihrem Körper heraus. Es war kein leichtes Laufen. Der Boden erwies sich als zu weich und nachgiebig. Sie hatte Mühe, die Beine immer wieder anzuheben, und schon sehr bald klebten Gras und Schlamm unter ihren Sohlen.

Sie rutschte mehrmals aus, denn die Beschaffenheit des Untergrunds wechselte stetig. Manchmal war er sogar seifig.

Den Kopf hatte sie mal in den Nacken geworfen, mal nach vorn gebeugt, während der schaurige Gesang hinter ihr allmählich abklang, weil die Distanz zu den Verfolgern von Sekunde zu Sekunde größer wurde.

Leider änderte sich der Weg. Es blieb nicht bei der anfänglichen Breite. Er wurde plötzlich enger und gleichzeitig glatt, weil die Ausläufer eines Tümpels sich bis auf den Pfad ausbreiteten.

Das wurde Lydia zum Verhängnis!

Sie sah diese Wasserlache nicht nur zu spät, sie sah sie überhaupt nicht. Und mit dem rechten Fuß trat sie voll hinein.

Das Ausrutschen war eine normale Folge davon. Erst als sie mit dem Rücken zuerst auf den weichen Untergrund fiel, drang ein Schrei aus ihrem Mund.

Dann blieb sie einfach liegen.

Lydia war zu erschöpft, um sich wieder auf die Beine quälen zu können. Sie wollte nicht mehr, spürte die Kühle des Wassers, die sie überschwemmte und auf ihrer heißen Haut guttat. Eigentlich hätte sie so liegenbleiben können, während sich ihre Brust unter den schweren Atemzügen hob und senkte und sie ihren Magen spürte, der allmählich in die Kehle zu wandern schien.

Die Übelkeit war ein Beweis der völligen Erschöpfung.
Auch wenn sie es gewollt hätte, sie hätte es nicht geschafft,
sich wieder zu erheben.

Der Gesang warnte sie.

Sie vernahm ihn, und er wurde lauter. Für sie ein Zeichen,
daß sie nicht mehr liegenbleiben durfte, denn dann würden
die verfluchten Sumpfhexen sie schnappen.

Lydia Barrows rollte sich auf die Seite. Dabei winkelte sie
ihren Arm an, um sich in die Höhe zu stemmen, aber sie
brach wieder zusammen.

Sie schaute den Weg zurück.

Grün eingefärbte Nebelschwaden trieben vom Moor her
über den Pfad. Geisterhaft umschmeichelten sie die unheim-
lichen Hexen, die sich ihr näherten.

Sie gingen wie Gestalten, die durch dünne Fäden gehalten
und unregelmäßig gezogen wurden. Auch schleuderten sie
die Beine seltsam vor, und mit den Fußspitzen kickten sie
Schlamm in die Höhe.

Lydia begann zu weinen. Ihr Gesicht war mit dem
Schmutz des Moors bedeckt. Tränen flossen aus ihren
Augen und zeichneten Spuren in die braune Schicht auf der
Haut.

Lydia kroch zurück, Yard für Yard, hatte das Gefühl,
manchmal einzusinken, fand sich aber immer wieder.
Bis zu dem Widerstand!

Ihn spürte sie plötzlich an ihren Schuhen. Zunächst wurde
sie starr. Sie glaubte an kein lebendes Wesen. Vielleicht war
sie gegen einen quer über dem Weg liegenden Baumstamm
gestoßen oder ähnliches, doch als sie den Kopf drehte, er-
kannte sie die Wahrheit.

Vor ihr stand ein Mann.

Ein Mensch!

Das wurde ihr plötzlich klar, und der Schrei, zu dem sie
bereits angesetzt hatte, erstickte in ihrer Kehle. Einen
Lidschlag später vernahm sie die ruhige Stimme.

»Bitte, kommen Sie hoch!« Der Mann streckte ihr die Hand entgegen, die Lydia dankbar ergriff. Wenn sie einer aus dem Sumpf und von den Bestien wegholen konnte, dann er.

Während sie sich erhob, schaute sie den Retter an. Er trug moderne Kleidung, doch der seltsame Schein aus dem Moor ließ auch sie grün aussehen. Was Lydia allerdings auffiel, war der Schlamm, der an den Kleidungsstücken nach unten rann.

»Wer sind Sie?« fragte Lydia. »Kommen Sie aus Blackmoor?«

»Ja, mein Name ist Bing Cordtland.«

»Sie sind ...?« Ihre Augen wurden groß, und Lydia mußte schlucken. »Mein Onkel hat von Ihnen geschrieben. Mein Gott, daß ich Sie hier treffe. Sie hat der Himmel geschickt ...« Lydia konnte nicht mehr und warf sich gegen die Brust des Mannes. Deshalb sah sie nicht, wie sich dessen Gesicht zu einem bösartigen Grinsen verzog.

Erst als sie die kalten Hände an ihrem Hals spürte und die folgenden Worte hörte, traf es sie wie ein Blitzschlag.

Lydia zuckte zurück, und es gelang ihr gerade noch, um Hilfe zu rufen.

Dann packte der Untote zu!

Ich kam mir vor wie auf einem schwankenden Brett. Der Weg, den mir der Hexenwürger durch den Sumpf gewiesen hatte, war sicherlich der schlechteste von allen.

Nicht nur einmal wurde er sehr schmal, sondern ziemlich oft. Teilweise war er auch überschwemmt. Auf ihm schimmerte dann das grünliche Sumpfwasser, und meine Füße klatschten hindurch, so daß es hochspritze.

Es war für mich nicht einfach gewesen, die Hilfeschreie zu lokalisieren, doch ich glaubte, daß sie von der rechten Seite aufgeklungen waren.

Sehen konnte ich nichts. Die verdammten Nebelschleier nahmen mir einen Großteil der Sicht. Nur hin und wieder

zuckte ein Irrlicht seltsam verschwommen durch den Dunst. Oft genug lief ich an den dicht bis an den Pfad heranwachsenden Bäumen vorbei. Manchmal streiften mich die Zweige, und wenn sie zu weit wuchsen, brach ich diese braunen, toten Arme einfach ab.

Auf einmal wurde der Untergrund besser. Ich sank nicht mehr ganz bis zu den Knöcheln ein und stellte mit Freude fest, daß ich auf einen etwas breiteren Weg gestoßen war. Wie viele Minuten ich unterwegs war, wußte ich nicht zu sagen. Die Zeit interessierte mich nicht. Ich hoffte nur, schnell genug am Ort des Geschehens zu sein, denn ein Mensch war in Gefahr.

Wohin jetzt?

Mir standen zwei Seiten zur Auswahl.

Zuerst schaute ich nach links, und ich sah tatsächlich eine Bewegung. Schwer nur zu erkennen, fast eine Fata Morgana. Das allerdings wollte ich genau wissen und lief diesmal schneller los.

Der Weg ließ es zu, ich konnte es mir leisten, war aber nach wie vor von diesem seltsam grünen, leicht durchsichtigen Sumpf umgeben, und wenn ich einen Blick hineinwarf, konnte ich all das erkennen, was das Moor einmal verschlungen hatte.

Da waren Pflanzen zu sehen, Äste, Zweige, dann quallenartige Zusammenballungen irgendwelcher Algen oder tangähnlicher Gewächse. Sogar Abfall war vorhanden.

Modernder Müll, den irgendwelche Umweltsünder kurzerhand in den Sumpf geworfen hatten.

Das Moor würde ihn konservieren.

Je weiter ich lief, um so besser konnte ich etwas sehen und auch hören. Ein seltsamer Singsang schallte mir entgegen. Es hörte sich an wie das Leiern eines Totenliedes, und plötzlich schälten sich vor mir aus den grünen Dunststreifen unheimlich anzusehende Gestalten.

Flieh, wenn sich die Gräber öffnen! Das hatte man mir

gesagt. Mit den Gräbern mußte der Sumpf gemeint sein, und er hatte sich geöffnet, um die schrecklichen Gestalten zu entlassen, denen ich nun entgegenging.

Aber ich sah noch mehr.

Links von mir und nicht so weit entfernt wie die Gestalten hörte ich die dumpf klingenden Schreie. Ich sah auch die heftigen Bewegungen, die darauf schließen ließen, daß sich jemand gegen einen anderen wehrte.

Sofort wußte ich Bescheid.

Hier kämpfte die Person, die so gellend um Hilfe geschrien hatte. Und sie war noch am Leben.

Aber sie befand sich nicht mehr auf dem Weg, sondern abseits von ihm, schon im Sumpf.

Und da konnte ich nicht hin!

Ich nahm jetzt keine Rücksicht mehr. Sollten die anderen mich sehen, das Leben des normalen Menschen war wichtiger. Meine Beretta schien nur in die Hand zu fliegen, und ich brauchte nur wenige Schritte, um den Schauplatz des Geschehens zu erreichen. Am Wegrand blieb ich stehen. Von der linken Seite her näherten sich die Hexen-Zombies, und etwa zwei bis drei Yards vor mir sah ich die beiden Gestalten. Die eine hielt die andere umklammert.

»Laß sie los!« brüllte ich verzweifelt.

Dieser Ruf wurde gehört. Es war der Mann, der sich umdrehte und mir sein Gesicht zuwandte.

Es war finster. Hinzu kam der Dunst. Nur der aus dem Sumpf steigende grüne Schein gab ein wenig Helligkeit. Die jedoch reichte aus, um den Mann erkennen zu können.

Es traf mich hart.

Denn derjenige, der die Frau umklammert hielt, war mir bekannt. Ich hatte schon in Blackmoor mit ihm gesprochen. Angeblich hatten sie ihn Mason Cordtland geopfert.

Jetzt war er als Zombie zurückgekehrt.

Bing Cordtland!

»Was ist los?«

Irgend jemand hatte die Frage gestellt, und Suko antwortete: »Sie ist da!«

»Wer?«

»Diese Wikka!« rief der alte Spiker.

Suko nickte. »Ja, genau, Wikka ist da. Und sie wird Verstärkung mitgebracht haben.«

»Mein Gott, was tun wir jetzt?« Eine Frau rief es voller Panik. Ihre Stimme hallte durch die Kirche.

Da konnte ihr Suko auch keine Antwort geben, aber er hatte etwas gesehen, über das er nachdenken wollte. Um sich davon zu überzeugen, öffnete er die Tür abermals und peilte nach draußen.

Wikka stand noch immer auf dem Vorplatz. Sie lachte laut und rief mit gellender Stimme: »Kommt alle her zu mir! Eure Zeit ist angebrochen! Die Rache der Hexen wird sich erfüllen!«

Als die Worte verklangen, hatte Suko gesehen, was er sehen wollte. Diese Wikka sah nicht mehr so aus wie die von früher. Sie hatte sich auf schaurige Weise verändert. Was Suko da gesehen hatte, war ein gräßliches, verbranntes Monster, das trotzdem lebte.

Er zog sich wieder zurück und schaute seine Schützlinge an. »Sie sammeln sich«, erklärte er.

»Haben wir noch eine Frist?«

»Ja.«

»Wie lange?«

Suko hob die Schultern. Für Dämonen oder Wesen der Finsternis spielte die Zeit eine geringe Rolle. Oft nahmen sie sich bewußt viel Zeit, um das Grauen der Menschen zu verlängern.

Suko steckte in einem Zwiespalt. Wenn er hier in der Kirche blieb, überließ er den Hexen die Initiative. Ging er aber hinaus, waren die Menschen schutzlos.

Was sollte er tun?

Eine Antwort konnte ihm niemand geben, deshalb mußte er sich ganz allein entscheiden.

Das tat er auch. »Ich werde jetzt hinausgehen«, erklärte er den anderen mit lauter Stimme. »Und ich versuche, dem Spuk ein Ende zu bereiten. Jede Hexe, die ich erledige, kann euch nicht mehr schaden.«

»Und wenn Sie es nicht schaffen?«

»Daran wollen wir nicht denken«, erwiderte der Inspektor.

»Ja, Sie nicht, aber wir.«

»Wenn ich hierbleibe und die Hexen konzentriert angreifen, nutze ich euch ebensoviel wie draußen. Die Chancen stehen also gleich.«

»Dann bleib doch hier, verdammt!«

»Nein«, erwiderte Suko. »Draußen kann ich Eigeninitiative entwickeln. Hier muß ich zuviel Rücksicht nehmen.«

»Der will uns verrecken lassen!« schrie jemand, und dieser Satz wirkte wie eine Initialzündung. Plötzlich hatte Suko alle gegen sich. Jetzt mußte er raus, wollte er nicht den völlig durchgedrehten Menschen in die Hände fallen.

Bevor die ersten ihn packen konnten, hatte Suko bereits die Tür aufgezogen und sich verdrückt. Rasch rammte er sie wieder hinter sich zu und stellte zufrieden fest, daß man ihm nicht folgte. Das trauten sich die Menschen wohl nicht. Es war auch besser so.

Nur sah Suko die Hexen nicht. Das überraschte ihn wirklich. Er hatte damit gerechnet, sie vor der Kirche versammelt zu sehen, weil sich darin ja die Menschen befanden.

Offenbar hatten sie es sich anders überlegt, denn weder auf den Bäumen hockten sie, noch lauerten sie in irgendwelchen naheliegenden Verstecken.

Aber sie hatten das Dorf nicht verlassen. Suko hörte deutlich ihr Schreien und Kreischen.

Der Wind wehte es vom Dorf her zu ihm herüber, und wenn er den Kopf hob, um über die Dächer zu blicken, dann

sah er hin und wieder die rasch vorbeihuschenden Streifen, wenn die Hexen dank ihrer Kräfte durch die Lüfte jagten. Wikka und Jane hatten sich ebenfalls verflüchtigt. Wenn Suko an Wikka dachte, sah er wieder das verbrannte Etwas vor sich. Sie hatte mit der früheren Hexe kaum etwas gemein. Was mußte nur geschehen sein, daß so etwas eintreten konnte?

War Wikka vielleicht auf John Sinclair getroffen, und hatte dieser sie mit dem Kreuz attackiert?

Aber das Kreuz hätte sie nicht mehr am Leben gelassen, sondern zerstört, dessen war Suko sicher. Deshalb mußte es eine andere Magie gewesen sein, die die Oberhexe derart verunstaltet hatte.

Der Hexenwürger!

Für Suko kam kein anderer in Frage. Er hatte ihn bisher noch nicht gesehen. Die Menschen warteten zwar auf ihn, doch anscheinend wollte er nicht zu ihnen stoßen.

Der Inspektor beschloß, sich von der Kirche zu entfernen. Er wollte dort hin, wo sich auch die Hexen befanden, dann versäumte er keinesfalls das Finale.

Suko war sehr gespannt, als er sich zwischen den alten Häusern hindurchschlängelte, über Wiesen ging, Zäune überkletterte und sich so seinem Ziel näherte.

Immer war er wachsam, stets auf der Hut. Die Hexen zeigten für ihn kein Interesse. Er sah sie selbst auch nicht. Sie mußten sich dort versammelt haben, wo sich Wikka und Jane Collins befanden.

Je mehr sich der Inspektor der Hauptstraße näherte, um so vorsichtiger wurde er. Das Kreischen und Schreien der Hexen hatte sich gesteigert. Wenn Suko nach oben schaute, sah er, wie sie ihren wilden Reigen tanzten. Wie Irrwische jagten sie durch die Lüfte, waren kaum zu verfolgen, und ihre Schreie gellten spitz an Sukos Ohren.

An der Wand eines schuppenartigen Anbaus drückte sich Suko weiter.

Als er freien Blick auf die Straße hatte, blieb er stehen,
Da sah er sie.

Sie hatten sich tatsächlich auf der Hauptstraße versammelt. Keine der Hexen hockte mehr auf dem Dach irgend eines Hauses, sie befanden sich auf der Hauptstraße und verdeckten Suko den Blick auf ihre Königin. Um sie, um Wikka, hatten die Hexen einen Kreis gebildet.

Suko, der unwillkürlich den Atem angehalten hatte, versuchte sie zu zählen.

Genau schaffte er es nicht. Gut zwanzig schienen es ihm allerdings zu sein. Das waren entschieden zu viele Gegner. Sie redeten durcheinander. Ihre Stimmen gellten, überschlugen sich manchmal, jede wollte der Königin etwas sagen. Kurz danach entstand eine Lücke im Hexenpulk, und Suko konnte Wikka sehen.

Er hatte sie zwar schon einmal gesehen, nun aber sah er sie deutlicher. Er versetzte ihm einen Schock. Das war eine völlig verbrannte Oberhexe, die vom Äußerlichen her wenig mit der zu tun hatte, die Suko von früher her kannte.

Er sah auch Jane Collins.

Sie war normal. Und sie hielt sich an Wikkas Seite, schrie die übrigen Hexen an und wollte für Ordnung sorgen.

Noch waren die widerlichen Gestalten mit sich selbst beschäftigt. Auf Suko achteten sie nicht. Wahrscheinlich wußten sie überhaupt nicht, daß sie schon beobachtet wurden. Der Chinese jedoch wollte die Gunst der Stunde nutzen, um sich einen besseren Sichtplatz zu verschaffen. Für ihn war es kein Problem, auf das Schuppendach zu steigen, da er eine kleine Leiter entdeckte, die an der Schuppenwand lehnte und so stabil aussah, um Sukos Gewicht zu tragen.

Geschmeidig kletterte er die Sprossen hoch und erreichte wenig später das Schuppendach. Dort legte er sich flach hin und kroch langsam weiter. Er wandte sich nach rechts, dem Rand zu, der zur Straße zeigte.

Flach blieb er liegen, schob den Kopf ein wenig vor und schaute auf die Straße,
Die Hexen standen vor und unter ihm wie auf dem
Präsentierteller. Wenn es hart auf hart ging, konnte er die
Beretta nehmen und einige von ihnen erledigen.
Noch immer redeten sie, bis Jane Collins - sie stach durch
ihr blondes Haar deutlich von den anderen ab - sich her-
umdrehte, den Arm ausstreckte und zum anderen Ende der
Straße deutete.

»Da kommt er!«

Plötzlich war bei den Hexen jeglicher Streit vergessen. Sie schauten nur in die von Jane angezeigte Richtung, und auch Suko beugte sich ein wenig weiter vor und drehte den Kopf nach links, um alles erkennen zu können.

Zwar stand der Mond am Himmel, sein Licht jedoch reichte kaum aus, um etwas genau erkennen zu können.
Suko mußte schon sehr scharf hinschauen. Eine Gestalt kam heran, schritt in das Dorf hinein. Und sie hielt etwas in der Hand.

Eine Peitsche!

Die drei Riemen schimmerten. Sie wiesen nach unten. Mit ihren Spitzen hinterließen sie Spuren im Staub der Straße.
Wikka sprach das aus, was alle anderen dachten. »Der Hexenwürger kommt ...«

Es war ein Zombie!

Sie hatten Bing Cordtland dem Sumpf geopfert. Der jedoch wollte ihn nicht haben, spie ihn wieder aus und ließ ihn als grauenvolles Monster zurückkehren.

Als lebenden Toten!

Ich sah ihn, er sah mich.

Aber ich konnte nicht an ihn heran. Die Distanz war einfach zu groß. Wenn ich auf ihn zuging, würde mich der Sumpf festhalten und in die Tiefe zerren.

Zudem kamen die Zombie-Hexen immer näher. Ich hörte ihren Gesang, der sich allmählich steigerte.

Ich sah auch die Frau!

Selbst auf diese Entfernung hin konnte ich die Todesangst erkennen, die ihr Gesicht gezeichnet hatte. Irgendwie hatte sie es geschafft, den Kopf zu drehen. Sie starre in meine Richtung, aber ob sie mich wahrnahm, wußte ich nicht.

»Bring sie her!« schrie ich Cordtland zu.

»Nie!«

»Ich zerschieße dir den Schädel! In meiner Waffe stecken geweihte Silberkugeln! Die töten auch dich Unhold!«

Für einen Moment zögerte er. Ich durfte hier keine weiter Zeit mehr verlieren, denn der Sumpf war gierig wie ein ausgehungeretes Ungeheuer. Er fraß alles.

»Gut«, antwortete Cordtland. »Ich lasse sie los. Du sollst deinen Willen haben!«

In den nächsten Augenblicken erlebte ich, Welch eine Kraft in dem Monster steckte. Seine Pranken umfaßten die Hüften der Frau, und dann zog er die Person, die fast bis zu den Knien im Schlamm steckte, mit einer so spielerisch anmutenden Leichtigkeit aus dem Moor, die mich erschreckte. Ich kannte die Kräfte des Sumpfes, wußte genau, wie gierig er war und daß es praktisch unmöglich war, ihm ein Opfer zu entreißen.

Der Zombie Bing Cordtland schaffte es nahezu ohne Anstrengung. Dabei wandte er sich um. Nur einmal drehte ich für einen winzigen Moment den Kopf zur Seite, weil ich nach den unheimlichen Zombie-Hexen sehen wollte, die sich meinem Standort stetig näherten.

Wie weit sie noch von mir entfernt waren, konnte ich schlecht schätzen, da die grün schimmernden Nebelschwaden meine Sichtweite leider verringerten, aber sehr viel näher durfte ich diese Bestien nicht herankommen lassen. Dann hörte ich den Schrei. Er schreckte mich auf. Bing Cordtland hatte ihn ausgestoßen.

Er wuchtete dabei sein Opfer in die Höhe, von deren Füßen der Schlamm tropfte. Sogar das Gesicht des Untoten verzerrte sich, und ich wußte, was er wollte. Er würde mir die Frau entgegenschleudern.

Ich stemmte mich mit den Hacken ein. Wenn der Anprall erfolgte, wollte ich ihm wenigstens Widerstand entgegensetzen.

Bing Cordtland legte mich rein.

Er schleuderte den Körper der Frau nicht auf mich zu, sondern wesentlich höher und schräg an mir vorbei. Sie würde, und das war seine Absicht, auf der anderen Seite des Wegs im Sumpf aufklatschen und dort versinken.

Die Aktion wurde von seinem schrecklichen Lachen begleitet. Er fühlte sich auf der Siegerstraße, doch ich hörte sein Lachen nicht und achtete auch nicht auf die anderen. Nur die Frau zählte.

Als sie durch die Luft flog, startete ich. Dabei lief ich zwei Schritte auf die Zombie-Hexen zu und stieß mich so wuchtig und kraftvoll ab, wie es der Boden zuließ. Meine Arme schnellten in die Höhe, ich ließ die Beretta fallen, und meine Hände waren zu Greifklauen geöffnet.

Es war ein Zufall, daß ich die Frau erwischte. Normalerweise wäre sie über meine ausgestreckten Arme hinweggeflogen, doch eines ihrer Beine fiel nach unten, und ich bekam einen Fuß sowie einen Knöchel zu fassen.

Eisern hielt ich fest.

Die Frau klatschte in den Schlamm.

Ich hörte das Klatschen und hatte schon Angst, daß die Frau dennoch versinken würde.

Dann aber sah ich, daß sie nicht im Sumpf gelandet war.

Ich hatte sie tatsächlich retten können. Ich zerrte noch an ihr, damit sie völlig aufs Trockene geriet, und drehte mich dann um, weil ich den Wutschrei des Zombies deutlich vernahm.

Bing Cordtland hatte noch nicht aufgegeben. Er sank nicht im Moor ein. Die Magie hielt ihn auf der Oberfläche, und er

walzte durch den grünlich schillernden Sumpf, wobei er fast bis zu den Knien in der Brühe steckte.

Ich suchte meine Beretta, fand sie ein Stück entfernt, stolperte auf die Waffe zu und nahm sie an mich.

Soeben hatte der Zombie den Wegrand erreicht.

Ich schoß.

Zwei geweihte Silberkugeln jagte ich ihm entgegen. Beide schlugen in seine Brust. Sie trieben den Unhold zurück. Er riß seine Arme hoch, taumelte nach hinten und stieß Laute aus, die eine Mischung aus Grunzen und Schreien waren.

Dann fiel er.

Mit dem Rücken zuerst klatschte er in die grüne Brühe.

Zunächst sah es so aus, als wollte er sich noch einmal erheben. Er brachte den Oberkörper auch in die Höhe, dann jedoch sackte er zusammen, und der zähe Schlamm zog ihn in die Tiefe.

Es gab keinen Bing Cordtland mehr.

Dafür aber die Hexen!

Ich fuhr herum.

Der Schatten erschien dicht vor mir. Er fiel gegen mich.

Es war die erste Hexe, die mich erreicht hatte und mich umbringen wollte. Ich drückte ab.

Die Silberkugel blieb in dem ausgemergelten Körper stecken. Die Hexe erhielt einen Drall nach links und fiel zur Seite. Mit einem Fußtritt rollte ich den Körper vom Weg. Dann hörte ich die gellenden Schreie. Drei Hexen hatten sich auf die Frau gestürzt, zwei andere befanden sich zwischen mir und dem Opfer. Um die Fremde zu retten, mußte ich erst die anderen ausschalten.

Zombies sind in der Regel dumm. Sie können nicht denken. Die aus dem Moor gestiegenen Hexen machten da keine Ausnahme. Sie waren nur auf Angriff gedrillt, auf Vernichtung programmiert. Sie ahnten nicht, daß es etwas gab, das sie vernichten konnte.

Geweihte Kugeln, zum Beispiel.

Die setzte ich ein.

Meine Beretta spie die Vernichtung. Wie Puppen wurden die Hexen zur Seite gestoßen, als die Kugeln ihre gräßlichen Köpfe trafen und sie zerstörten.

Für mich war der Weg zu der Frau frei. Es wurde auch höchste Zeit, denn die drei Hexen-Zombies knieten neben ihr, und eine hielt die Arme der Frau fest, die zweite die Beine, während die dritte ihre Zähne in den Hals der Frau hauen wollte.

Dieses Teufelsweib erwischte ich zuerst. Meine Kugel fegte sie zur Seite, und bei den anderen beiden verwendete ich meinen Dolch.

Ich kam über sie wie ein Gewitter.

Eine wollte mich noch packen. Es gelang ihr auch, ihre Klauen in meine Kleidung zu schlagen und mich festzuhalten, doch ich hielt den Dolch in meiner rechten Hand und fuhr herum.

Es war eine blitzschnelle Drehung. Vor der Waffenspitze tauchte das Gesicht der Zombie-Hexe auf, einen Gedankenblitz später war es verschwunden.

Das andere Wesen wurde von der jungen Frau selbst zur Seite geschleudert. Sie hatte ihre Angst und ihre Lethargie überwunden und drückte den Körper von sich weg.

Er fiel mir genau ins Messer.

Wenig später schleuderte ich die Überreste der Zombie-Hexen zurück in den Sumpf. Sie sollten dort bleiben, wo sie hergekommen waren.

Schwer atmend blieb ich stehen. Die letzten Aktionen waren verdammt an meine Kraft gegangen, auch schmerzten mir die Arme in Höhe der Schultern, denn es war nicht einfach gewesen die Frau aufzufangen. Jetzt hatte ich sie endlich aus den Klauen der Hexen befreit.

Die Unbekannte lag am Boden, hatte sich auf ihre Hände gestützt und schaute mich an. »Sind ... sind wir gerettet?« hörte ich ihre krächzende Stimme.

Ich nickte nur.

Danach half ich ihr hoch. Diesmal fiel sie in meine Arme. Ich spürte ihr Zittern. Sie hatte ungemein viel durchgemacht. Deshalb war ihre Reaktion verständlich.

Ich wäre gern länger stehengeblieben, doch die Zeit drängte. Ich mußte unbedingt nach Blackmoor, denn noch befanden sich Wikka, Jane Collins und zahlreiche andere Hexenweiber auf freiem Fuß. Zudem dachte ich an Suko, der im Ort völlig allein auf sich gestellt die Stellung hielt.

»Wer ... wer sind Sie?« fragte mich die Frau.

»Mein Name ist John Sinclair.«

Ich war überrascht, wie sehr sie nach dieser Antwort zusammenzuckte. Sie drückte sich sogar von mir weg und flüsterte: »Sie sind der Geisterjäger?«

»Ja.«

»Mein Gott ...« Tief atmete sie durch. »Wenn das kein Zufall oder eine Fügung des Schicksals ist ...«

Ich verstand noch immer nicht. »Wie meinen Sie das?« Sie schluckte ein paarmal. »Wissen Sie, wie ich heiße?« Dann lachte sie. »Nein, das können Sie ja nicht. Ich bin Lydia Barrows. Dr. Barrows ist mein Onkel.«

Jetzt war ich der Überraschte. »Das gibt es doch nicht«, flüsterte er.

»Doch es stimmt, Mr. Sinclair. Ich bin Dr. Barrows Nichte, und ich wollte meinen Onkel mit meinem Besuch überraschen.«

»Aber er ist nicht hier.«

»Das habe ich nicht gewußt«, sagte sie. »Es sollte doch eine Überraschung werden.«

Ich nickte. »Ja, das ist es auch. Trotzdem, wir müssen hier jetzt verschwinden und nach Blackmoor, denn der Fall ist längst nicht beendet.«

»Ich gehe mit!«

Was sollte ich da sagen? Sie wäre hier vielleicht sicherer gewesen. Doch wer konnte das mit Bestimmtheit sagen.

Deshalb nickte ich und sagte: »Ist schon recht, ich nehme Sie mit nach Blackmoor.«

Wir gingen. Ich hatte es ziemlich eilig, doch Lydia hielt mich plötzlich fest. »Da, sehen Sie doch!«

Ich schaute nach rechts, denn dort hatte sie hingedeutet. Dort schwamm die Leiche von Bing Cordtland dicht unter der Oberfläche, schien zum Greifen nahe und dennoch weit entfernt. Er lag auf dem Bauch, und der Sumpf zog ihn immer wieder in die Tiefe. Er holte ihn wieder zurück. »Schauen Sie nicht zur Seite, Lydia, sondern nach vorn«, sagte ich. »Das ist jetzt wichtiger.«

Sie begriff den Doppelsinn der Worte. »Haben wir denn noch eine Zukunft, Mr. Sinclair?«

»Das hoffe ich doch sehr ...«

Suko fühlte sich wie in einem Western. Zwei feindliche Parteien lauerten aufeinander, wobei die eine Partei zahlenmäßig in der Überzahl war. Der Hexenwürger stand allein. Er hatte nur seine Peitsche, während sich auf der anderen Seite Jane Collins, Wikka und ungefähr zwanzig ihrer Dienerinnen aufhielten.

Zwischen ihnen war die Straße leer. Suko konnte alles gut beobachten, denn der Mond war soeben hinter einer dicken Wolke hervorgekrochen und warf sein Licht genau auf den kleinen Ort Blackmoor.

Der Hexenwürger schritt weiter. Er ließ sich nicht beirren. Manchmal schien es Suko, als würde er an Fäden hängen, die jemand zog, so gleichmäßig waren seine Schritte.

Stille hatte sich über die Szene gelegt. Niemand sprach ein Wort. Alles wirkte wie eingefroren.

Die Hexenbrut hielt sich erstaunlicherweise zurück.

Sie hatten ihre Stellung verändert. Wikka und Jane standen jetzt an der Spitze. Hinter den beiden, etwa zwei Schritte entfernt, hatte sich ihre Gefolgschaft aufgebaut. Gut

und gern zwanzig Hexen, die die gesamte Breite der Straße einnahmen.

Die widerlichsten und schrecklichsten Gestalten befanden sich unter ihnen. Alte Vetteln und Weiber, die an Märchenfiguren erinnerten. Manche mit Höcker, andere mit kurzen Haaren und verschrumpelten Gesichtern, aus denen nur die Nasen lang und spitz hervorstanden. Ihre Hände befanden sich in dauernder Bewegung, sie waren unruhig. Manchmal drangen auch Laute aus ihren Mäulern, dann wurde es wieder still, so daß Suko die Schritte des Hexenwürgers hören konnte.

»Halt!« Wikka's Stimme unterbrach die Stille. »Keinen Schritt weiter, Mason Cordtland!«

Was Suko nicht für möglich gehalten hatte, trat ein. Der Hexenwürger blieb stehen.

Nur Wikka regte sich. Einen halben Schritt ging sie vor und schleuderte ihre Haarflut nach hinten. »Ich wundere mich, Mason Cordtland, daß du es tatsächlich wagst, in diesen Ort und damit zu mir zu kommen. Wir sind in der Überzahl.«

»Das war immer so.«

»Soll ich deinen Worten entnehmen, daß du dort weitermachen willst, wo du aufgehört hast?«

»Das kannst du!«

Wikka lachte schrill auf. »Nie wird dies geschehen!« schrie sie. »Nie! Die Zeiten haben sich geändert. Auch für dich, Mason Cordtland. Dies ist nicht mehr das Mittelalter. Vieles ist vergangen, aber wir Hexen haben überlebt. Wir werden immer überleben, denn die Kraft der Hölle, die Macht des Teufels, steht hinter uns. Deshalb wirst du hier dein Ende finden, Hexenwürger. Zudem steht noch eine Rechnung zwischen uns offen. Dir verdanke ich mein Aussehen!« Cordtland schüttelte den Kopf. »Nein, nicht mir. Es war der Hexenstein. Du hättest nicht versuchen sollen, ihn dir zu nehmen. Was aus dem Lande Aibon stammt, ist für

Hexen tödlich. Weißt du das nicht, Wikka?«

»Ja, ich habe es gemerkt. Doch auch der Stein wird dir nichts nützen. Ich werde siegen.«

»Ich habe den Stein nicht!«

Mit dieser Antwort hatte Wikka nicht gerechnet. Und auch Jane Collins nicht. Suko hörte, wie die beiden miteinander flüsterten. Leider konnte er nichts verstehen.

»Du hast ihn nicht?« fragte Wikka, nachdem sie sich Mason Cordtland wieder zugewandt hatte.

»So ist es!«

»Wer besitzt ihn dann?«

»Sinclair!« zischte Jane Collins. »Verdammt, er wird den Hexenstein haben.«

»Auch ein Irrrum«, klärte der Hexenwürger sie auf. »John Sinclair besitzt den Stein ebensowenig wie ich. Er hat ihn zwar berührt, dann aber beging er einen großen Fehler. Er schleuderte den Hexenstein aus dem Fenster in den Sumpf, wo er untergetaucht ist.«

»Und Sinclair?« keifte Wikka.

»Ich weiß nicht, was mit ihm geschehen ist. Als ich ihn zum letztenmal sah, wollte er in den Sumpf, denn dort hat sich etwas getan. Die uralten Hexen sind wieder auferstanden. Sie konnten dies durch die Hilfe des Steins schaffen. Er bringt nicht nur die Zeiten durcheinander, sondern auch die Magien. In diesem Fall hat er sich nicht gegen die Hexen-Zombies gestellt.«

»Dann steckt Sinclair im Sumpf?«

»Ja. Wahrscheinlich haben ihn die Hexen-Zombies getötet. Aber das interessiert mich nicht. Ich werde mir den Stein holen. Irgendwie gelangt er schon in meine Hände, darauf kannst du dich verlassen, Wikka!«

»Das glaube ich nicht«, erklärte die Oberhexe eiskalt.

»Nein, so einfach werden wir es dir nicht machen. Der Stein ist und bleibt für dich tabu. Er darf nicht in andere Hände fallen, dafür werden wir sorgen.« Sie hob den rechten Arm

und schnippte mit den verbrannten Fingern. »Jetzt zeig mal, was du kannst, Mason Cordtland!«

Dieses Fingerschnippen war für zwei Hexen ein Zeichen. Blitzschnell lösten sie sich aus dem Pulk, wurden eingehüllt in einen grünen Schleier und jagten kreischend über die Straße.

Ihr Ziel war Mason Cordtland!

Der wartete eiskalt ab. Mason Cordtland reagierte genau in dem Augenblick, der für ihn am günstigsten war.

Kurz bevor die beiden Hexen ihn erreichten, wirbelte plötzlich die Peitsche durch die Luft. Ein jeder hörte das Klatschen der Riemen, als sie trafen, und dann wurde die Sicht von den grüngelben, stinkenden Wolken verdeckt, die den Schauplatz des Geschehens umgaben.

Aus dem Rauch erklangen die Schreie.

Schrille, gellende Todesrufe, denn die Hexen waren der Magie der Peitsche nicht gewachsen.

Als sich die Wolken verzogen, lagen vor den Füßen des Hexenwürgers nur noch Reste.

Suko nickte anerkennend. Was Cordtland geleistete hatte, war nicht schlecht. Das konnte der Inspektor selbst gut beurteilen, schließlich besaß er eine ähnliche Peitsche und war ebenfalls zu einem Meister in ihrer Handhabung geworden. Cordtland lachte laut und triumphierend. »Ich habe nichts vergessen, Wikka. Gar nichts!«

Sie winkte ab. »Bilde dir darauf nichts ein. Es war nur ein kleiner Test. Auf die beiden Hexendienerinnen kann ich verzichten. Ich wollte nur mehr über die Magie der Peitsche wissen.«

»Weißt du es jetzt?«

»Sicher!«

»Und nun kommst du selbst, wie?«

»Nein.« Wikka wollte sich ausschütten vor Lachen. »Ich kämpfe nur gegen große Gegner, und wenn es sich nicht vermeiden lässt. Bei dir trifft nichts von beiden zu. Ich werde

meine Magie einsetzen, um dich zu vernichten!« »Dann kommt her!« schrie Mason Cordtland und schwang drohend die Peitsche. »Los, verdammt!« Suko erkannte, daß sich die Lage zuspitzte. Er wollte eingreifen, und es gab verschiedene Möglichkeiten. Er hätte die Hexen von seinem Standort aus mit der Beretta beschießen können. Einige wären unter den geweihten Geschossen vergangen, aber damit hatte er Wikka noch nicht. Sie zeigte sich gegen Silbergeschosse widerstandsfähig.

Suko hätte auch seinen Stab einsetzen können. Wenn er das Wort >Topar< rief, blieb die Zeit für fünf Sekunden stehen. Und nicht nur das. Die sich in Rufweite befindlichen Wesen konnten nicht mehr agieren, sie verfielen in eine Starre. Nur der Rufer selbst bewegte sich. Erreichen konnte Suko damit aber nicht viel, denn er durfte seinen Gegner während dieser Zeitspanne nicht töten, sonst wäre die Magie des Stabs aufgehoben.

Noch eine dritte Möglichkeit blieb ihm. Sich an die Seite des Hexenwürgers zu stellen.

Das gefiel dem Inspektor zwar nicht besonders, aber diese Alternative war noch immer die beste von allen.

Deshalb blieb er nicht mehr auf seinem Platz hocken, sondern drehte seinen Oberkörper nach links und robbte wie ein Rekrut über das flache Dach, auf den Hexenwürger zu. Vom Ende des Schuppens hatte er es nicht mehr weit. Als Suko die Stelle erreichte, blieb er für einen Moment liegen, bevor er den Kopf hob, über den Dachrand peilte und auf die Straße hinuntersah.

Mason Cordtland hatte sich breitbeinig aufgebaut. Mit der rechten Hand umklammerte er die Peitsche. Seine Augen leuchteten in einem unheimlichen Feuer, der Mund war zusammengepreßt, das Gesicht schimmerte in einem kalkigen Farbton.

»Was ist?« schrie Cordtland. »Fürchtet ihr euch, ihr verdamnten Hexenweiber?«

Er reizte sie noch mehr, wollte sie wahrscheinlich zu Unvorsichtigkeiten verleiten.

Das war genau der Moment, in dem Suko sich erhob. Seine Gestalt zeichnete sich klar und deutlich auf dem Schuppendach ab, bevor er in die Tiefe sprang.

Nicht Mason Cordtland entdeckte ihn zuerst, sondern Jane Collins. Ihre Stimme hörte Suko genau unter den anderen heraus. »Verdammt, der Chinese!«

Da lief Suko schon auf den überraschten Cordtland zu, der sich gegen ihn wandte und seine Peitsche hob.

»Nicht!« schrie der Inspektor. »Wir werden uns gemeinsam gegen die Brut stellen!«

»Los jetzt!« Wikkas Befehl machte die beiden ungleichen Personen in den nächsten Sekunden zu Partnern. Als Suko und Cordtland sich den Hexen zuwandten, hatten diese bereits reagiert und einen unheimlichen Zauber entfacht.

Den Rattenzauber!

Ich hatte es verständlicherweise sehr eilig. Aber auch Lydia Barrows wollte so rasch wie möglich dem Sumpf entfliehen. Doch bei der Flucht vor den Zombie-Hexen hatte sie sich völlig verausgabt, so daß ich gezwungen war, sie oftmals zu stützen und sie kurzerhand hinter mir her zu schleifen.

Es war eine verdammte Lage. Mir zerrannen die Minuten zwischen den Fingern. Allein wäre ich schon längst in Blackmoor gewesen, aber ich mußte auf Lydia Barrows Rücksicht nehmen.

Und weiter ging es.

Rechts von uns lag die ausgebrannte Ruine. Wir hatten sie schon fast passiert. Es war also nicht mehr so weit bis zu unserem Ziel.

Ich spornte Lydia an. »Bitte, halten Sie durch, Mädchen! Geben Sie um Himmels willen nicht auf. Machen Sie nicht schlapp! Ich flehe Sie an ...«

»Ich versuche es, Mr. Sinclair ... ich ...« Sie schüttelte den Kopf und begann zu weinen, wahrscheinlich auch vor Erschöpfung.

Mir blieb noch eine Möglichkeit. Ich faßte Lydia unter, bückte mich und hievte sie auf meine Schulter, wobei ich ihr Gewicht möglichst gleichmäßig verteilte.

Jetzt kam ich besser voran, und auch der Boden wurde unter meinen Füßen fester. Für mich ein Beweis, daß ich den Moorpfad bald hinter mir gelassen hatte.

Ich atmete auf.

Wenig später sah ich schon das Dorf.

Dunkel hoben sich die Umrisse der Häuser vor dem Mondlicht ab. Der Ort Blackmoor wirkte wie die gespenstische Silhouette eines Horrorfilms.

Und den Horror würde ich erleben.

Ich hörte bereits die kreischenden Stimmen und auch die eines Mannes.

Es war Mason Cordtland, der Hexenwürger. In Blackmoor schien das Finale bevorzustehen.

Ich blieb stehen und ließ die Frau von meiner Schulter gleiten. »Suchen Sie sich ein Versteck«, flüsterte ich ihr zu, »und röhren Sie sich erst, wenn alles vorbei ist. Klar?« Sie nickte und schaute mich an. »Aber was tun Sie?« Ich grinste bissig. »Das, meine Liebe, werden Sie gleich erleben ...«

Die schwarzverbrannte Gestalt der Wikka schien erstarrt und am Boden festgewachsen zu sein. Sie hatte den linken Arm erhoben, die Hände gespreizt, und aus ihren Fingern zuckten nicht nur Blitze, es tanzten auch zahlreiche kleine Wolken hervor. Gleichzeitig schrie sie mehrere abgehackt klingende Zauberformeln, und aus den Wolken wurden noch in der Luft gefährliche Ratten, die sich mitten im Sprung befanden und ihre Körper vorwuchteten.

Dicht vor Suko und dem Hexenwürger prallten sie zu Boden. Es waren sicherlich zehn Tiere, flink und schnell, die sofort wild ihre Gegner angriffen.

Die ersten sprangen hoch, und das Lachen der Hexen begleitete diesen Angriff.

Aus den Augenwinkeln bemerkte Suko, wie der Hexenwürger seine Peitsche schwang. Er schlug zielsicher zu. Der Inspektor vernahm das Klatschen, wenn die Rattenkörper getroffen wurden, konnte aber nicht sehen, was genau geschah, denn er mußte sich selbst um diese wütenden Biester kümmern.

Wie gefährlich sie waren, hatte er bei Rodney Spiker erlebt. Zunächst einmal wich er nach links aus, um sich Platz zu verschaffen.

Sofort folgten ihm drei Tiere, die sich Suko allerdings mit gezielten Tritten vom Leibe hielt.

Zwei erwischte er, das dritte sprang ihn an.

Mit der Peitsche schlug der Inspektor zu und traf das Biest in der Drehung.

Die Ratte schrie nicht einmal. Sie löste sich auf, kaum daß die Peitsche sie berührt hatte.

Die von seinen Tritten getroffenen Tiere räumte er auf die gleiche Art und Weise aus dem Weg. Danach wollte er seinen unfreiwilligen Partner unterstützen. Es war nicht mehr nötig. Der Hexenwürger gab eine Demonstration seines Könnens. Er hatte sich hingehockt und schlug in dieser Stellung mit der Peitsche zu.

Immer wieder traf er die Körper. Jedesmal wenn die Peitsche Kontakt hatte, blitzten die Riemen für den Bruchteil einer Sekunde auf. Dann strahlten sie ihre Magie ab.

Cordtland lachte dabei und hatte bis auf zwei Ratten alle erledigt. Die letzten beiden erwischte Suko mit nur einem gezielten Schlag. Sie vergingen, und Mason Cordtland schaute den Inspektor finster an. »Du hättest sie mir lassen sollen!«

»Da kommen noch genug«, erwiderte Suko, drehte sich um und sollte recht behalten.

Die Hexen waren verschwunden!

Nicht einmal Wikka und Jane Collins waren noch zu sehen. In der Zeit, als Suko und Cordtland damit beschäftigt gewesen waren, die Ratten zu vernichten, hatten sie das Weite gesucht.

Waren sie wirklich geflohen?

»So leicht geben die nicht auf«, sagte Cordtland und sprach Suko damit aus der Seele.

Sie waren noch da. Nur hockten sie jetzt in Deckungen.

Auf den Dächern und in den Häusern hatten sie Platz gefunden und versuchten von dort aus, ihren Zauber anzu bringen.

Auf einmal war das Feuer da!

Suko kannte Wikka lange genug, um zu wissen, daß sie gern mit dem Feuer spielte. Wenn diese Flammenringe auf sie zu wirbelten, dann ging das auf ihre Initiative zurück. Und sie waren schnell.

Zudem kamen sie nicht aus einer Richtung, sondern von überall her. Suko und sein Kampfgefährte konnten gar nicht so schnell schauen, denn immer mehr Ringe erschienen.

»Weg!« schrie der Inspektor.

Er selbst rannte los, ohne sich um den anderen zu kümmern. Geduckt hetzte er über die Straße, sah eine offene Tür und huschte durch den Eingang in ein Haus.

Der Chinese war nicht in einem Flur gelandet, sondern direkt in eine Küche. Sofort wandte sich Suko dem Fenster zu, drückte sich dabei an die Wand und peilte nach draußen. Auf groteske Art war die Straße erhellt. Die Feuerringe gaben genügend Licht ab, während sie sich wie Kreisel drehten und dabei weiterhuschten.

Cordtland konnte Suko nicht entdecken. Der Blickwinkel war zu schlecht. Suko ging etwas vor und sah den Hexenwürger auf der gegenüberliegenden Seite.

Er hatte zu lange gewartet und nicht in einem Haus Schutz finden können. Mit dem Rücken lehnte er an einer Wand zwischen zwei Fenstern und kämpfte um seine Existenz. Die Peitsche sollte sein Leben retten. Den kurzen Stiel hielt er jetzt mit beiden Händen, und seine Arme waren in dauernder Bewegung. Er schlug rechts und links, zielte auf die gefährlichen Feuerkreise, und es gelang ihm, einige von ihnen zu erwischen.

Es war ein magisches Feuer, ebenso magisch wie die Peitsche. Nur steckte in ihr eine stärkere Kraft, und es gelang ihr, die Flammenringe zu zerstören, wenn sie von den Riemen berührt wurden. Dann standen jeweils kleine Wolken in der Luft, die aber sehr schnell zerfaserten.

Suko wußte jedoch nicht, ob Cordtland es schaffen konnte, denn die Ringe wurden immer zahlreicher. Er sah auch die Hexen. Sie hatte es nicht mehr in ihren Verstecken gehalten. Jetzt jagten sie wieder durch die Lüfte, angetrieben von den schrillen Schreien ihrer Meisterin Wikka.

Ein Schrei war besonders laut. Der konnte nicht draußen aufgeklungen sein, zudem hörte Suko ihn in seinem Rücken.

Er kreiselte herum.

Es waren zwei Hexen, die in das Haus und auch in die Küche gehuscht waren. Schrill lachende Furien, die ihre Arme ausbreiteten und über den Chinesen herfallen wollten. Sie nahmen ihn in die Zange. Aus ihren Fingern zuckten Feuerblitze.

Suko ging gedankenschnell zu Boden. Die gefährlichen Blitze verfehlten ihn. Sie hieben gegen die Scheibe, die zer splitterte, dann stand der Inspektor wieder und schwang die Peitsche.

Durch die Fliehkraft stellten sich die drei Riemen waagerecht, und das triumphierende Kreischen der ersten Hexe wurde zu einem widerlichen Heulen, als sie getroffen und vernichtet wurden. Vor Sukos Augen platzte sie auseinan-

der, während sich der Chinese die zweite Hexe mit einem gezielten Schuß vom Leib hielt.

Sie wirbelte hoch bis zur Decke, prallte dagegen und wurde auseinandergerissen, dann rieselte der graue Staub zu Boden.

Zwei weniger!

Da hörte Suko die Schreie.

Mason Cordtland lag am Boden. Er berührte mit der Seite die Hauswand. Vor und neben ihm standen Wikka sowie Jane Collins, umringt von sechs ihrer Dienerinnen, die sich diebisch freuten, denn Mason Cordtland konnte sich nicht mehr bewegen, weil glühende Fesseln ihn hielten, ohne ihn jedoch zu verbrennen. Wikka hatte ihre Macht ausgespielt. Diesem verbrannten Monster war die Rache zum Schluß doch noch gelungen.

Und sie hatte nun noch etwas.

Die Peitsche.

Durch sie waren zahlreiche ihrer Dienerinnen vernichtet worden. Jetzt hatte sie die Waffe an sich genommen. Ein großer Triumph. In der rechten Hand hielt sie die Peitsche, und die drei Riemen schwangen über dem Kopf des Mason Cordtland.

Selten hatte Suko die Oberhexe so nah vor sich gehabt, und selten war sie auch von anderen Ereignissen so stark abgelenkt worden. Suko wollte sich dieses verbrannte Monster von Hexe holen und vernichten. Dabei dachte er nicht an Jane Collins, ihn interessierte momentan nur Wikka.

Suko huschte an die Tür. Sie war wieder ins Schloß gefallen, deshalb mußte er sie erst aufziehen.

Kaum stand sie einen Spalt offen, als der Inspektor die grelle Stimme der Oberhexe vernahm. »Du wolltest die Vergangenheit wieder auflieben lassen. Du wolltest so weitermachen wie vor Hunderten von Jahren. Nun aber hat sich das Blatt gewendet. Jetzt bin ich es, die dir die Zähne zeigt.

Ich werde mich furchtbar rächen, darauf kannst du dich verlassen. - Packt ihn!«

Der Befehl galt den sie umringenden Hexen. Diese hoben den mit glühenden Feuerringen gefesselten Hexenwürger in die Höhe. Sie trugen ihn mitten auf die Straße und blieben dort auf Wikkas Befehl hin stehen.

Die Oberhexe folgte langsam. Neben ihr ging Jane Collins. Der Wind bewegte ihre langen Haare. Sie behielt die unmittelbare Umgebung im Auge.

Suko stand noch immer im Haus. Zweimal bereits hatte Janes Blick auch die Tür getroffen, allerdings war sie auf den Inspektor nicht aufmerksam geworden, weil Suko sich jedesmal blitzschnell zurückgezogen hatte.

Als er zum drittenmal die Tür aufschob, bot sich ihm ein groteskes Bild.

Vier Hexen hielten Cordtland umklammert. Zwei von ihnen an den Fuß-, die beiden anderen an den Handgelenken. Und sie hatten dabei ihre Arme hochgereckt, so daß die Gestalt des Hexenwürgers ein großes C bildete. Wikka stand daneben. Sie hatte sich dabei so aufgebaut, daß ihr Gesicht zu dem Haus zeigte, in dem Suko sich versteckt hielt.

Und sie hob die Peitsche.

Dann schlug sie zu.

Es waren harte, gnadenlose Schläge. Jeden einzelnen begleitete sie mit einem Schrei.

Der Hexenwürger schrie nicht. Kein Laut drang über seine zusammengepreßten Lippen, obwohl er die Schmerzen verspüren mußte.

Wikka war abgelenkt.

Vorsichtig öffnete Suko die Tür. Er schuf einen Spalt, der breit genug war, um ihn hindurchzulassen.

Wie ein Schlangenmensch schaffte Suko die Lücke, spürte den kühlen Wind in seinem Gesicht und startete.

Wieder hatte er Pech!

Genau in diesem Augenblick drehte sich Jane Collins um. Sie schaute in seine Richtung, sah Suko und stieß einen gellenden Warnschrei aus, bevor sie ihm entgegenjagte, bereit, den Chinesen zu vernichten ...

In diesem Moment griff ich ein!

Ich hatte die Stimmen gehört. Zuletzt hatte mir das Klatschen der Peitschenschläge den Weg gewiesen, und ich erkannte, in welch einer Lage sich der Hexenwürger befand. Wikka nahm furchtbare Rache!

Dieses verbrannte Hexenwesen stand neben der hochgehobenen Gestalt und schlug erbarmungslos auf sie ein.

Mit dem Hexenstein hätte ich es vielleicht geschafft. Doch den hatte ich nicht.

Dafür das Kreuz.

Und ich rief den Spruch, um es zu aktivieren.

»Terra pestem teneto - Salus hie maneto!« So rief ich mit einer wahren Stentorstimme und hielt mein Kreuz mit beiden Händen umklammert, während ich selbst mitten auf der Straße stand.

Die geballte Kraft, die der Prophet Hesekiel in das Kreuz hineingelegt hatte, gelangte zur vollen Entfaltung. Von einem Augenblick zum anderen sah ich keine Flammenringe mehr, denn die hellen, jetzt wieder silbrig glänzenden Strahlen des Kreuzes breiteten sich aus, und sie sponnen ein gewaltiges Netz über den kleinen Ort Blackmoor. Ein Netz aus Weißer Magie, in dem die andere, die Schwarze Magie, unterlegen war.

Die Sicht war trotzdem klar. Ich stand da und konnte alles beobachten. Wie auf einer großen Leinwand lief die Szene vor meinen Augen ab, und ich erlebte den Niedergang der mörderischen Hexenkultur mit.

Die meisten von ihnen versuchten noch zu fliehen. Sie jagten in die Luft, bis sie ihre Grenzen auf tödliche Art und

Weise erkennen mußten. Als sie gegen die andere Magie stießen, da explodierten sie, wurden zu Staub und rieselten zu Boden.

Ich erlebte eine selten bekannte Genugtuung. Diesmal konnte ich das Kreuz voll aktivieren, und nichts, aber auch gar nichts wirkte sich als störender Faktor aus.

Wikka verlor ihre Dienerinnen.

Sie selbst begriff es nicht. Als das Licht aufstrahlte, hatte sie ihren rechten Arm erhoben. Die verbrannten Finger umklammerten den Peitschenstiel, doch sie schlug nicht mehr zu. Die Waffe schien in der Luft hängen zu bleiben.

»Sinclair!« heulte sie auf und verließ schnell wie ein Schatten ihren Platz.

Auch Suko hatte gestoppt, als er mich sah. Er schaute nach rechts, sah mich mit dem Kreuz, und das gab Jane Collins Gelegenheit, auf ihn zuzustürzen.

Sie konnte kämpfen, das hatte sie bereits als Detektivin bewiesen, und sie trat im Sprung zu.

Der Aufprall riß Suko von den Beinen. Er kippte weg wie ein gefällter Baum, während sich Jane Collins über ihn warf, blitzschnell nach seiner Beretta griff und dem Chinesen die Mündung gegen die Schläfe preßte.

Das geschah zu dem Zeitpunkt, als die vier Hexen, die Mason Cordtland hielten, vergingen. Sie lösten sich auf. Staub blieb zurück, der Hexenwürger hatte keinen Halt mehr und prallte ebenfalls zu Boden.

Kein Flammenring umschnürte mehr seinen Körper. Die Magie des Kreuzes hatte sie gelöscht.

Wikka, Jane, Suko und ich waren zurückgeblieben. Und diese beiden letzten Hexen konnten unter der magischen Glocke nur deshalb existieren, weil Wikka einen Gegenzauber aufrechterhielt.

Sie und Jane Collins befanden sich wie auf Inseln, denn um ihren Körper zuckte, so paradox es sich anhörte, ein schwarzes Licht.

Ja, es war dunkel, und es zeichnete die Konturen der beiden Hexen genau nach.

Ich sah, wie sehr sie sich anstrengten, um ihren Gegenzauber zu erhalten. Ihre Gesichter waren verzerrt. Am schlimmsten sah die verbrannte Haut der Wikka aus, und ihr Gesicht erinnerte mich an ein Puzzle, das aus wenigen schwarzen, lappenartigen Teilen zusammengesetzt worden war.

»Wirf dein verdammtes Kreuz weg!« brüllte Jane mit sich überschlagender Stimme. »Sonst ist er tot!«

Ich zögerte.

Sie hatte mir das Gesicht zgedreht. Ich erkannte all den Abscheu, den sie mir gegenüber empfand.

»Los, du Hund!« kreischte sie.

Ja, sie würde es tun. Sie würde meinen Freund Suko erschießen. In diesem Moment hatte sie trotz allem die besseren Karten.

»Schieß endlich!« schrie Wikka.

»Dann seid ihr erledigt!« brüllte ich dagegen.

Noch zögerte Jane. Sie war hin und her gerissen. Ich konnte sie verstehen. Es war ungeheuer schwer, sich zu entscheiden.

Doch Wikka drängte. »Tu es! Wir haben auch den anderen geschafft, dann werden wir den verfluchten Chinesen ...« Da tat ich etwas, das eigentlich Wahnsinn war. Ich gab meine stärkste Waffe aus der Hand und schleuderte das Kreuz auf Jane Collins zu, weil ich mit einer bestimmten Reaktion bei ihr rechnete.

Die Rechnung ging auf.

Jeder Mensch, jede Kreatur, war sie auch noch so angespannt, reagiert auf irgendeine Art und Weise, wenn ein anderes Ereignis urplötzlich eintritt.

Das war bei Jane nicht anders. Sie gehorchte einfach ihren Reflexen und zuckte zur Seite, wobei sich die Mündung von Sukos Kopf löste und plötzlich ein Schuß donnerte.

Die geweihte Silberkugel hieb in den Boden, während ich mich mit gewaltigen Sätzen auf dem Weg zu Jane Collins befand.

Mit der Beretta!

Jane kreiselte herum.

Noch immer hielt sie die Waffe. Für den Bruchteil einer Sekunde sah ich beide überdeutlich. Groß kristallisierten sie sich hervor. Jetzt kam es darauf an, wer schneller schoß.

Ich feuerte.

Ja, ich schoß auf Jane Collins und hörte im selben Moment das Fauchen, als Jane von einem Sog gepackt und aus der Gefahrenzone gerissen wurde.

Meine Kugel pfiff ins Leere.

Sie konnte Jane nicht mehr treffen, und auch gegen Wikka brauchte ich nicht anzugehen, denn sie hatte ebenfalls das Weite gesucht und Blackmoor verlassen.

Daß ich nicht geträumt hatte, bewies mir die Beretta, die einen Schritt von dem bewußtlosen Suko entfernt mitten auf der Straße lag. Und auch die zitternde Stimme der jungen Frau bewies mir dies, denn Lydia Barrows fragte: »Ist jetzt alles vorbei?«

»Ja«, sagte ich und lächelte, »das ist es...«

Auch der Hexenwürger hatte es nicht überstanden. Wikkas Rache traf ihn zum Schluß doch. Die Peitschenhiebe hatten ihn endgültig getötet, so daß von Mason Cordtland nur brauner Staub zurückblieb.

Und ein skelettiertes bleicher Schädel ...

Als Suko wieder zu sich gekommen war und er seinen Brummschädel mit Wasser ein wenig gekühlt hatte, machte er mir Vorwürfe wegen des Hexenstein.

»Du hättest ihn nicht aus dem Turm werfen sollen, John«, sagte er. »Wir haben eine große Chance verpaßt.«

Ich schaute auf das Moor, das wieder schwarz und ge-

heimnisvoll vor mir lag. »Vielleicht, Sukos. Möglicherweise habe ich auch richtig gehandelt. Wer kann das wissen?« »Ich habe das Gefühl, daß wir es später noch erfahren werden. Dieser Sumpf und der Hexenstein werden uns nicht zum letztenmal beschäftigt haben. So, und jetzt will ich nach Hause. Von Blackmoor, den Hexen und den Menschen hier habe ich nämlich die Nase voll.« Das konnte Sukos keiner verdenken ...

ENDE